

# Die Entdeckung der Erde. Zweiter Band

Jules Verne

# **Die Entdeckung der Erde. Zweiter Band**

# **Jules Verne**

# **Erstes Capitel.Die Conquistadoren von Mittel- Amerika**

## **I.**

Hojeda. – Amerigo Vespucci. – Die Neue Welt erhält seinen Namen. – Juan de la Cosa. – V. Yanez Pinzon. – Bastidas. – Diego de Lepe. – Diaz de Solis. – Ponce de Leon und Florida. – Balboa entdeckt den Pacificischen Ocean. – Grijalva an den Küsten von Mexico.

---

Die Briefe und Berichte Columbus' und seiner Gefährten, die sich wiederholt und mit offenbarer Vorliebe über den Gold- und Perlenreichthum der jüngst entdeckten Länder verbreiteten, hatten eine gewisse

Anzahl begieriger Kaufleute und eine große Menge abenteuerlustiger Edelleute nicht wenig in Aufregung versetzt.

Am 10. April 1495 hatte die spanische Regierung eine allgemeine Erlaubniß zur Entdeckung neuer Gebiete ertheilt; der unglaubliche Mißbrauch derselben aber und die Beschwerden von Columbus' Seite, dessen Privilegien hierdurch empfindlich geschädigt wurden, führten am 2. Juni 1497 die ausdrückliche Zurücknahme jenes Zugeständnisses herbei, ein Verbot, das man sich später noch durch Androhung schwerer Strafen zu verschärfen gezwungen sah.

Damals herrschte in der That ein wirkliches Entdeckungsfeuer, das Fonseca, der Bischof von Bajadoz, über den Columbus wiederholt Klage zu führen hatte und in dessen Hand alle Angelegenheiten Indiens ruhten, noch außerdem begünstigte.

Kaum war der Admiral zur dritten Reise von San-Lucar ausgelaufen, als schon vier

Entdeckungs-Expeditionen fast gleichzeitig von reichen Rhedern, darunter in erster Linie Pinzon und Amerigo Vespucci, ausgerüstet wurden.

Von diesen Expeditionen verließ die aus vier Schiffen bestehende erste derselben den Hafen von Santa-Maria am 20. Mai 1499 unter dem Commando Alfonso's de Hojeda; als Lootse fungirte dabei Juan de la Cosa, während Amerigo Vespucci wahrscheinlich das Amt des Astronomen der Flotte vertrat.

Vor der auszugsweisen Erzählung der Geschichte dieser Reise geben wir einige Details über jene drei Männer, deren Letzterer in der Geschichte der Entdeckung der Neuen Welt eine um so hervorragendere Rolle spielt, als diese selbst später seinen Namen erhalten hat.

Hojeda, geboren in Cuenca gegen 1465, und erzogen im Hause der Herzöge von Medina-Celi, hatte sich die Sporen in den Kriegen gegen die Mauren verdient. Als

einer der Abenteurer, welche Columbus für seine zweite Reise angeworben hatte, fand er Gelegenheit, sich wiederholt durch sein kaltes Blut und die Gewandtheit in der Auffindung aller möglichen Hilfsmittel auszuzeichnen. Welche Ursachen führten nun zwischen Columbus und Hojeda zu einem so vollständigen Bruche, trotz der hochwichtigen Dienste, welche der Letztere, vorzüglich im Jahre 1495, geleistet hatte, wo er die Schlacht von La Vega entschied, in der die ganzen verbündeten Karaïben vernichtet wurden? Man weiß das nicht. Jedenfalls aber fand Hojeda bei seiner Rückkehr nach Spanien in Fonseca eine Stütze und einen mächtigen Beschützer. Der Minister für Indien soll ihm sogar, wie man behauptet, das Journal der letzten Reise des Admirals und dessen Karte der neuentdeckten Gebiete ausgeantwortet haben.

Der erste Steuermann Hojeda's war Juan de la Cosa, wahrscheinlich aus Santona in Biscayen gebürtig. Er war oft längs der Küste Afrikas gesegelt, bevor er Columbus

auf der ersten und zweiten Reise begleitete, wobei ihm die Functionen des Kartographen (maestro de hacer cartas) oblagen.

Als Zeugnisse der kartographischen Geschicklichkeit La Cosa's besitzen wir zwei sehr merkwürdige Karten: die eine enthält alle Angaben über Landungen in Afrika bis zum Jahre 1500; die auf Pergament gezeichnete und sorgfältig colorirte andere aber die Entdeckungen Columbus' und seiner Nachfolger.

Der zweite Steuermann war Barthelemy Roldan, gleichfalls ein Theilnehmer an Columbus' Reise von Paria aus.

Amerigo Vespucci's Obliegenheiten schienen etwas unbestimmt gelassen zu sein; er sollte ganz im Allgemeinen »entdecken helfen« (ajutore a discoprire lautet der italienische Text seines Briefes an Soderini).

Geboren zu Florenz am 9. März 1451, gehörte Amerigo Vespucci einer vornehmen und sehr wohlhabenden Familie an. Er hatte Mathematik, Physik und Astrologie, wie man sich damals ausdrückte, mit gutem Erfolge studirt, wogegen seine Kenntnisse in der Geschichte und Literatur nur oberflächlicher und untergeordneter Art gewesen zu sein scheinen. Gegen 1492 verließ er Florenz ohne bestimmten Zweck und begab sich nach Spanien, wo er zuerst Handelsgeschäfte betrieb. So findet man ihn in Sevilla als Geschäftsführer in dem bedeutenden Hause seines Landsmannes Juanoto Berardi. Da Columbus von eben diesem Hause die Mittel zu seiner zweiten Reise erhielt, darf man wohl annehmen, daß Vespucci den Admiral zu jener Zeit gekannt habe. Mit dem 1495 erfolgten Tode Juanoto's trat Vespucci auf Wunsch der Erben überhaupt an die Spitze des Hauses.

Entweder müde einer Stellung, die in keinem rechten Verhältnisse zu seinen Fähigkeiten stand, ergriffen von dem herrschenden Reisefieber, oder in dem

Glauben, sich in den neuen, als so reich geschilderten Ländern, schnell ein Vermögen erwerben zu können schloß sich Vespucci 1499 der Expedition Hojeda's an, wie die gerichtliche Aussage des Letzteren in dem von dem Fiscus gegen Columbus' Erben angestrengten Processe bestätigt.

Die aus vier Fahrzeugen bestehende Flottille ging am 20. Mai von Santa-Maria aus unter Segel, steuerte nach Südwesten und gebrauchte nur siebenundzwanzig Tage, um den amerikanischen Continent, und zwar an einem Punkte zu erreichen, der den Namen Venezuela erhielt, weil die auf Pfählen erbauten Wohnhäuser am Strande unwillkürlich an Venedig erinnerten. Nach wiederholten vergeblichen Versuchen einer mündlichen Verständigung mit den Wilden, deren er sich vielmehr einige Male mit Waffengewalt erwehren mußte, fand Hojeda die Insel Margarita und kam nach einer Fahrt von achtzig Meilen östlich des Orinoco im Golfe von Paria in einer Bai an, welche den Namen las Perlas erhielt, weil

deren Uferbewohner lebhafte Fischerei auf Perlenmuscheln betrieben.

Gestützt auf Columbus' Karten, segelte Hojeda dann durch den Drachenmund, der Trinidad vom Continent trennt, und gelangte im Westen bis zum Cap la Vela. Endlich ging er, nach einem Besuche der Karaïbeninseln, wo viele Gefangene gemacht wurden, die in Spanien verkauft werden sollten, am 5. September 1499 in Yaquimo auf der Insel Espagnola vor Anker.

Der Admiral, der die Kühnheit und den unruhigen Geist Hojeda's sehr wohl kannte und davon nur neue Störungen der Ordnung in der Kolonie befürchtete, sandte Francisco Roldan mit zwei Caravellen ab, um die Ursachen seiner Hierherkunft zu erfahren und sich im Nothfalle einer Landung zu widersetzen. Des Admirals Muthmaßungen erwiesen sich nur zu richtig. Kaum am Lande, verständigte sich Hojeda mit einer Anzahl Unzufriedener, zettelte in Navagua einen Aufstand an und

beschloß, Columbus einfach zu vertreiben. Nach einigen zu seinem Nachtheil ausgefallenen Scharmützeln mußten sich Roldan, Diego de Escobar und Juan de la Cosa in's Mittel schlagen, um Hojeda zum Verlassen der Insel Espagnola zu bewegen. Er führte, sagt Las Casas, eine werthvolle Ladung Sklaven mit sich, die er auf dem Markte von Cadix für eine ganz enorme Summe verkaufte. Im Februar 1500 kehrte er nach Spanien zurück, wohin ihm die schon am 18. October 1499 angelangten A. Vespucci und F. Roldan zuvorgekommen waren.

Der von Hojeda bei dieser Reise erreichte südlichste Punkt ist der vierte Grad nördlicher Breite und es dauerte seine eigentliche Entdeckungsfahrt nicht länger als drei und einen halben Monat.

Wenn wir uns trotzdem über obige Expedition etwas ausführlicher verbreitet haben, so geschah es, weil jene die erste Reise Vespucci's war. Verschiedene Autoren, vorzüglich Varnhagen, und in der

letzten Zeit noch H. Major in seiner Geschichte Prinz Heinrichs des Seefahrers, behaupten, Vespucci's erste Reise falle in das Jahr 1497, er habe folglich das Festland Amerikas eher gesehen als Columbus. Uns kam es darauf an, das Datum des Jahres 1499 festzustellen, wobei wir uns sowohl auf die Autorität Humboldt's stützen, der seiner Untersuchung der Geschichte der Entdeckung Amerikas so viele Jahre widmete, als auf Ed. Charton und Jules Codine, der diese Frage bei Gelegenheit des Major'schen Werkes im Bulletin der Pariser geographischen Gesellschaft vom Jahre 1873 eingehend behandelt.

»Doch wenn es auch wahr wäre, sagt Voltaire, daß Vespucci das eigentliche Festland zuerst entdeckt hätte, so gebührt der Ruhm ihm immer noch nicht; er kommt nur Dem zu, der das Einsehen und den Muth hatte, die erste Reise zu unternehmen, also Columbus. Der Ruhm ziert, wie Newton in seinem Streite mit Leibnitz sagt, nur den Erfinder, den Urheber einer Idee. Wie vermag man aber, sagen wir mit

Codine, an eine Expedition im Jahre 1497 zu glauben, bei welcher achthundertfünfzig Meilen der Festlandküsten entdeckt worden wären, ohne daß von derselben der mindeste Beweis auf uns gekommen wäre, weder in den Aufzeichnungen der zeitgenössischen Geschichtsschreiber, noch in den gerichtlichen Aussagen, in welchen, bei Gelegenheit des Prozesses der Erben Columbus' gegen die spanische Regierung, im Gegentheil die Prioritätsansprüche jedes Expeditions-Führers auf jeden Theil der befahrenen Küste festgestellt werden?«

Endlich beweisen authentische Documente aus den Archiven der Casa de Contratacion, daß Vespucci von Mitte August 1497 bis zur Abreise Columbus, am 30. Mai 1498, in Sevilla und San-Lucar mit Ausrüstung der zu dessen dritter Expedition bestimmten Schiffe betraut gewesen ist.

Die vorhandenen Berichte über Vespucci's Reisen sind alle sehr unklar, sowohl bezüglich der Darstellung der Thatsachen, als auch der Zeitfolge derselben; sie

bezeichnen die Punkte, welche jener besuchte, so oberflächlich und unbestimmt, daß ihre Beschreibung fast auf jeden beliebigen Küstenpunkt paßt, und lassen auch über die Begleiter Vespucci's so viele Zweifel übrig, daß sie dem Geschichtsschreiber keinerlei verlässlichen Anhaltspunkt bieten. Man findet keinen bekannten Namen und nichts als einander widersprechende Daten in jenen Schriftstücken, welche nur durch die große Menge Commentare, zu denen sie Veranlassung gaben, merkwürdig sind. »Es ist, sagt A. von Humboldt, als ob ein besonderes Verhängniß gewaltet habe, daß alle auf den florentinischen Seefahrer bezüglichen Dokumente sich nur durch eine seltene Unklarheit und Verwirrung auszeichnen.«

Wir erzählen die erste Fahrt Hojeda's, mit der ja Vespucci's erste Reise zusammenfällt, nach Humboldt, der die wichtigsten Ereignisse der beiden Berichte verglichen und klargelegt hat. Varnhagen nämlich behauptet, daß der am 10. Mai 1497

abgereiste Vespucci am darauf folgenden 10. Juni in den Golf von Honduras eingedrungen, dann dem Gestade von Yucatan und Mexico gefolgt und den Mississippi hinaufgesegelt sei und später, gegen Ende Februar 1498, die Spitze von Florida umschifft habe. Nach siebenunddreißigtägigem Aufenthalt an der Mündung des St. Lorenzo soll er dann im October 1498 nach Cadix zurückgekehrt sein.

Hätte Vespucci wirklich diese außerordentliche Fahrt ausgeführt, so ließe er damit freilich alle zeitgenössischen Seefahrer weit hinter sich zurück, und mit vollem Rechte verdiente der Continent den Namen Dessen, der eine so ausgedehnte Strecke seiner Küste erforscht hatte. Hierfür finden sich freilich nicht die mindesten Beweise, während Humboldt's Ansicht, nach dem Urtheile der glaubwürdigsten Schriftsteller, die größte Summe von Wahrscheinlichkeiten für sich hat.

Amerigo Vespucci unternahm drei andere Reisen. A. von Humboldt identificirt die erste derselben mit der V. Yanez Pinzon's, und Avezae mit der Diego de Lepe's (1499-1500). Gegen Ende des letzteren Jahres verhandelte Giuliano Bartholomeo di Giocondo im Auftrage des Königs Emanuel mit Vespucci und beredete diesen zum Uebertritt in portugiesische Dienste. Auf Kosten dieser Macht betheiligte sich Vespucci noch bei zwei Entdeckungsreisen. Bei der ersten nimmt er nicht wie früher die Stellung eines Führers der Expedition ein, sondern spielt an Bord nur die Rolle eines Mannes, auf dessen nautische Kenntnisse man sich unter gegebenen Verhältnissen zu stützen sucht. Die bei dieser dritten seiner Reisen untersuchte Strecke der amerikanischen Küste ist zwischen dem Cap St. Augustin und dem 52. Grade südlicher Breite zu suchen.

Bei Vespucci's vierter Expedition litt das Admiralschiff nahe der Insel Fernando de Noronha Schiffbruch, ein Umstand, der die anderen Fahrzeuge verhinderte, ihren Weg

fortzusetzen und jenseits des Caps der Guten Hoffnung weiterzusegeln, sie dagegen veranlaßte, in der Bai Allerheiligen in Brasilien zu landen. Diese vierte Reise befehligte ohne Zweifel Gonzalo Coelho; dagegen ist gänzlich unbekannt geblieben, wer der Führer der dritten gewesen ist.

Diese verschiedenen Expeditionen hatten Vespucci keine Schätze eingetragen, die Verhältnisse des portugiesischen Hofes waren auch selbst so wenig glänzender Natur, daß er sich entschloß, wieder in spanische Dienste zu gehen. Bald erfolgte hier, am 22. März 1508, seine Ernennung zum »Piloto mayor«. Bei der Einträglichkeit dieser Stellung beschloß er denn seine Tage, wenn auch nicht reich, doch frei von Sorgen, und starb in Sevilla am 22. Februar 1512, ebenso wie Columbus in dem Wahne, die Küsten Asiens weiter erforscht zu haben.

Amerigo Vespucci ist vorzüglich berühmt geworden, weil die Neue Welt, statt gerechter Weise Columbia zu heißen, später

seinen Namen erhalten hat, wofür ihn selbst eine Verantwortlichkeit allerdings nicht trifft. Lange Zeit und gewiß mit Unrecht hat man ihn der frechsten Dreistigkeit, des Betrugs und der Lügenhaftigkeit durch die Nachrede beschuldigt, er habe den Ruhm Columbus' verdunkeln wollen und für sich die ihm nicht gebührende Ehre einer so großartigen Entdeckung erstrebt, was doch keineswegs der Fall war. Vespucci war von Columbus und seinen Zeitgenossen geliebt und geachtet, und alle seine Aufzeichnungen liefern für jene Verdächtigungen keinen Stützpunkt. Man kennt sieben später gedruckte Documente, die von Vespucci selbst herrühren sollen. Es sind das die kurzgefaßten Berichte über seine vier Reisen, zwei andere Berichte über die dritte und vierte Fahrt in Form zweier Briefe an Lorenzo de Pier Francesco de Medici, endlich ein an denselben gerichtetes Schreiben, das sich über die Entdeckungen der Portugiesen in Indien verbreitet. Diese als Plaquettes oder Büchlein in kleinem Formate gedruckten Documente wurden schnell in verschiedene

Sprachen übersetzt und fanden in Europa die weiteste Verbreitung.

Schon 1507 macht ein gewisser Hylacolymus, dessen wirklicher Name Martin Waldseemüller lautet, in einem zu St. Dié in Lothringen gedruckten Buche mit dem Titel »Cosmographiae introductio« den Vorschlag, den neuen Erdtheil »Amerika« zu nennen. Im Jahre 1509 erscheint darauf in Straßburg ein kleiner Abriß der Geographie, der Hylocolamus' Empfehlung befolgt, und 1520 wird in Basel eine Ausgabe des Pomponius Mela gedruckt, welche eine Karte der Neuen Welt mit der Bezeichnung »Amerika« enthält. Die Anzahl der Werke, in denen von jener Zeit ab die von Waldseemüller vorgeschlagene Bezeichnung Aufnahme fand, mehrt sich nun von Tag zu Tage.

Mehrere Jahre später, als Waldseemüller sich besser über den eigentlichen Entdecker und die Bedeutung der Reisen Vespucci's unterrichtet hatte, tilgte derselbe in seinem Werke Alles, was fälschlich mit Vespucci in

Beziehung gebracht war, und setzte für dessen Namen überall den des Columbus ein. Zu spät! Der Irrthum hatte schon Bürgerrecht!

Vespucci selbst wird schwerlich viel davon erfahren haben, was man sich in Europa erzählte und was in St. Dié vorging. Die in Bezug auf seine Ehrenhaftigkeit ganz einstimmigen Zeugnisse sollten ihn doch wohl endlich von einer unverdienten Beschuldigung befreien, die so lange auf seinem Andenken lastete.

Fast gleichzeitig mit Hojeda liefen drei andere Expeditionen von Spanien aus. Die erste, welche mit einem einzigen Schiff unternommen wurde, ging Mitte Juni 1499 von Barra Saltes ab. Ihr Anführer war Pier Alonso Nino, der bei den letzten beiden Reisen des Admirals unter diesem gedient und sich jetzt mit einem Kaufmann von Sevilla, Christoval Guerra, welcher jedenfalls die Kosten der Unternehmung deckte, verbunden hatte. Diese Reise längs der Küste von Paria scheint als Hauptzweck

mehr einen ergiebigen Handel als wissenschaftliche Interessen verfolgt zu haben. Eine neue Entdeckung wurde während derselben nicht gemacht; die beiden Seefahrer brachten im April 1560 nach Spanien aber eine so beträchtliche Menge Perlen mit, daß die Habgier ihrer Landsleute und der Wunsch, ähnliche Abenteuer zu versuchen, nur noch mehr erweckt wurde.

Die zweite Expedition segelte unter dem Befehle Vincente Yanez Pinzon's, des jüngeren Bruders Alonso's, des Commandanten der »Pinta«, der auf Columbus so eifersüchtig war und auch die lügnerische Devise annahm:

A Castilla y a Leon  
Nuevo Mundo dia Pinzon

Yanez Pinzon, dessen treue Ergebenheit für den Admiral ebenso groß war wie der eifersüchtige Neid seines Bruders, hatte jenem zu der ersten Reise von 1492 den

achten Theil der Kosten vorgestreckt und die »Nina« damals selbst befehligt.

Im December 1499 reiste er mit vier Schiffen ab, von denen Ende September 1500 jedoch nur zwei nach Palos zurückkehrten. Er traf auf den neuen Continent etwas unterhalb der, von Hojeda wenige Monate vorher besuchten Küste, segelte an derselben 700-800 (See-) Meilen hin, entdeckte unter  $8^{\circ} 20'$  südlicher Breite das Cap St. Augustin, folgte der Küste nach Nordwesten bis zum Rio Grande, dem er den Namen »Santa Maria de la Mar dulce« beilegte, und gelangte in der nämlichen Richtung bis zum Cap Vincente.

Endlich untersuchte Diego de Lepe vom Januar bis Juni 1500 dieselben Ufergebiete. Seine Fahrt ist nur wichtig durch die Feststellung der Richtung der Küsten des Festlandes jenseits des Caps St. Augustin.

Kaum war Lepe nach Spanien zurückgekehrt, als wiederum zwei Schiffe von Cadix ausliefen. Rodrigo de Bastidas,

ein vornehmer und reicher Mann, hatte dieselben ausgerüstet, um neue Länder zu entdecken, vorzüglich aber zu dem Zwecke, gegen Glaswaaren und andere geringwerthige Dinge Gold und Perlen einzutauschen.

Juan de la Cosa, dessen Geschicklichkeit sprichwörtlich war und der die aufzusuchenden Gegenden schon von früher her kannte, erhielt den Oberbefehl der Expedition. Die Seefahrer erreichten das feste Land, sahen den Rio Sinn, den Golf von Uraba und gelangten nach dem Puerto del Retrete oder de los Escribanos, am Isthmus von Panama. Dieser von Columbus erst am 26. November 1502 aufgefundene Hafen liegt siebzehn Meilen von der ehedem berühmten, jetzt aber verfallenen Stadt Nombre de Dias.

Ueberhaupt wurde diese von einem einfachen Kaufmanne organisirte Expedition durch Juan de la Cosa an Entdeckungen zu einer der fruchtbarsten Reisen. Leider sollte sie ein trauriges Ende

nehmen. Die Schiffe erlitten im Golf von Haragua namhafte Beschädigungen, wodurch Bastidas und la Cosa genöthigt wurden, bei St. Domingo an's Land zu gehen. Hier ließ aber Bovadilla, der Ehrenmann, dieses Muster eines Gouverneurs, dessen niederträchtiges Verfahren gegen Columbus wir schon früher schilderten, die beiden Führer unter dem erdichteten Vorwände, von den Indianern Xaragua's Gold gekauft zu haben, verhaften und sendete sie nach Spanien, wo sie nach einem entsetzlichen Sturme, bei dem ein Theil der Flotte zu Grunde ging, ankamen.

Nach dieser erfolgreichen Expedition vermindert sich die Zahl der Entdeckungsreisen während mehrerer Jahre, welche die Spanier mehr dazu benutzten, ihre Herrschaft in den Ländern, wo sie Niederlassungen gegründet hatten, zu befestigen.

Schon 1493 begann die Kolonisation Espagnolas und entstand daselbst die Stadt

Isabella. Zwei Jahre später durchstreifte Columbus selbst das ganze Gebiet der Insel, unterwarf mit Hilfe seiner zur Indianerjagd abgerichteten Hunde die armen Wilden und zwang sie, die eigentlich gar nichts zu thun gewöhnt waren, in den Bergwerken zu harter Arbeit. Bovadilla und später Ovando, welche die Indianer wie eine Heerde wilder Thiere behandelten, hatten jene unter die Kolonisten vertheilt. Die Grausamkeiten gegen diese unglückliche Race wurden von Tag zu Tag abscheulicher. Durch gemeine Hinterlist bemächtigte sich Ovando der Königin von Xaragua und dreihundert Großer des Landes. Auf ein gegebenes Zeichen wurden Alle, trotzdem, daß man ihnen nicht das Geringste Vorwerfen konnte, einfach niedergemacht. »Im Verlaufe einiger Jahre, sagt Robertson, stieg die Summe Gold, welche man in den königlichen Schatz Spaniens abführte, auf ungefähr 460.000 Pesos (2,400.000 Livres tournois = 1½ Millionen Mark), eine sehr beträchtliche Summe, wenn man im Auge behält, wie sehr der Werth des Goldes zu Anfang des

16. Jahrhunderts gestiegen war.« Im Jahre 1511 erobert Diego Velasquez Cuba mit nur dreihundert Mann, und hier erneuerten sich die blutigen Auftritte und die rohe Plünderungswuth, welche dem spanischen Namen eine so traurige Berühmtheit erwarben. Man schnitt den Indianern die Hände ab, stach ihnen die Augen aus und goß siedendes Oel oder geschmolzenes Blei in ihre Wunden, wenn man sie nicht bei mäßigem Feuer briet, um von ihnen ein Geständniß bezüglich der Schätze zu erpressen, in deren Besitz man sie glaubte. Die Bevölkerung verminderte sich denn auch zusehends, so daß der Tag ihres völligen Verschwindens nicht fern sein konnte. Man muß hierüber bei Las Casas, dem unermüdlichen Vertheidiger dieser grausam mißhandelten Volksstämme, nachlesen, um aus dessen herzzerreißender und entsetzlicher Darstellung zu erfahren, welche Qualen und Mißhandlungen jene zu erdulden hatten.

Auf Cuba wurde der Cazike Hattuey gefangen und zum Feuertode verurtheilt.

Als er schon an den Pfahl gebunden war, bemühte sich ein Franciscaner noch, ihn zu bekehren, indem er ihm versprach, daß er auf der Stelle alle Wonnen des Paradieses schmecken werde, wenn er den christlichen Glauben annähme.

»Befinden sich«, fragte Hattuey dagegen, »auch Spanier an demselben Orte, der diese Wonnen bieten soll? – »Gewiß«, antwortete der Mönch, »doch nur Solche, welche gerecht und gut gewesen sind! – »Der Beste von Euch«, versetzte der empörte Cazike, »kennt ja weder Gerechtigkeit noch Güte! Nein, ich mag nimmer dahin kommen, wo ich einem einzigen Vertreter dieser verfluchten Race begegnen könnte?«

Kennzeichnet das nicht hinreichend den Grad der Verzweiflung, zu dem jene bedauernswerthen Völkerschaften getrieben waren? Jene Schreckensscenen aber wiederholten sich überall, wohin die Spanier den Fuß setzten. Doch werfen wir einen Schleier über die Schandthaten,

welche Menschen vollbrachten, die sich für civilisirt hielten und andere minder wilde Völker zum Christenthume, der Religion der Vergebung und der Liebe zu bekehren trachteten.

Im Laufe der Jahre 1504 und 1505 untersuchten vier Schiffe den Golf von Uraba. Hierbei führte Juan de la Cosa zum ersten Male den unbeschränkten Oberbefehl. In die nämliche Zeit hat man auch die dritte Reise Hojeda's nach dem Gestade von Coquibacoa zu verlegen, welche, nach Humboldt, zwar bestimmt stattfand, aber sehr dunkel geblieben ist.

Im Jahre 1507 entdeckte Juan Diaz de Solis im Verein mit V. Yanez Pinzon ein ausgedehntes Land, das später unter dem Namen Jucatan bekannt wurde. Obwohl sich diese Reise durch keine besonderen Ereignisse auszeichnete, sagt Robertson, verdient sie doch der Erwähnung, weil sie zu den wichtigsten Entdeckungen führte. Aus demselben Grunde werden wir uns später auch mit einer Fahrt Diego de

Orampo's beschäftigen, der, als er nach Cuba segeln sollte, zuerst mit Sicherheit erkannte, daß dieses von Columbus früher für einen Theil des Continentes angesehene Land nur eine große Insel sei.

Zwei Jahre später drangen Juan Diaz de Solis und V. Pinzon, bei einer Reise nach dem Aequator und über diesen hinaus, bis zum 40. Grade südlicher Breite vor und erkannten mit Verwunderung, daß der Continent zu ihrer Rechten diese erstaunliche Längenausdehnung habe. Sie landeten wiederholt und nahmen feierlich von dem Küstenstriche Besitz, gründeten aber aus Mangel an Hilfsmitteln nirgends eine Niederlassung. Das auffälligste Resultat dieser Reise bestand demnach einzig in der genaueren Kenntnißnahme der Länge dieses Erdtheiles.

Der Erste, der auf den Gedanken kam, eine Kolonie auf dem Festlande zu gründen, war jener Alfons de Hojeda, dessen abenteuerliche Fahrten wir im Vorhergehenden erzählten. Selbst ohne

Vermögen, doch bekannt wegen seines Mutthes und Unternehmungsgeistes, fand er leicht einige Teilnehmer, die ihm die nöthigen Mittel für dieses Vorhaben lieferten.

Gleichzeitig rüstete Diego de Nicuessa, ein reicher Kolonist von Espagnola, eine Expedition zu dem nämlichen Zwecke aus (1509). König Ferdinand, wie immer verschwenderisch mit Unterstützungen, wenn sie nichts kosteten, verlieh ihnen Beiden reichlich Patente und Ehrentitel, gab zu den Unternehmungen selbst aber keinen Maravedi. Er errichtete auf dem Continente zwei Gouvernements, deren eines sich vom Cap la Vela bis zum Golfe von Darien, das andere von hier aus bis zum Cap Grazias a Dios erstreckte. Das erste wurde Hojeda, das zweite Nicuessa verliehen. Die beiden »Conquistadores« bekamen es jetzt aber mit minder sanftmüthigen Bevölkerungen als die der Antillen zu thun. Entschlossen, sich der Wegnahme ihres Landes zu widersetzen, entwickelten sie den Spaniern ganz unerwartete Vertheidigungsmittel. Es

kam zu erbitterten Kämpfen. In einem einzigen Gefechte fielen sechzig Leute Hojeda's von den Pfeilen der Indianer, deren Spitzen mit »Curaru« bestrichen waren, d. i. ein so heftiges Gift, daß schon die geringste Verwundung den Tod nach sich zieht. Nicuessa seinerseits hatte vollauf zu thun, sich nur zu vertheidigen, weil trotz zweier namhafter Verstärkungen aus Cuba die größte Zahl der Theilnehmer an jenem Zuge in Folge von Verwundungen, Anstrengungen, Krankheiten und Entbehrungen umgekommen war. Die Ueberlebenden begründeten unter der Leitung Balboa's dann die kleine Kolonie Santa Maria el Antiqua in Darien.

Vor der Erzählung der merkwürdigen Expedition des Letztgenannten müssen wir jedoch die Entdeckung eines Landstriches erwähnen, welcher den nördlichsten Theil des tief in das Festland eingeschnittenen Bogens bildet, der den Namen des Golfs von Mexico führt. Im Jahre 1502 war Juan Ponce de Leon, einer der ältesten Familien Spaniens angehörig, mit Ovando in

Espagnola eingetroffen. Er hatte thatkräftig zur Unterwerfung dieser Insel beigetragen und 1508 die Insel San Juan de Porto-Rico erobert. Da er von Indianern hörte, daß sich auf der Insel Bimini eine Wunderquelle befindet, deren Wasser Diejenigen verjüngte, welche davon tranken, beschloß Ponce de Leon, dieselbe aufzusuchen. Man darf wohl annehmen, daß er diese Heilquelle selbst erproben wollte, obwohl er damals nur gegen fünfzig Jahre zählte.

Ponce de Leon setzte also auf seine Kosten drei Schiffe in Stand, mit denen er am 1. März 1512 aus dem Hafen St. Germain de Porto-Rico absegelte. Er wandte sich nach den Liucayen, die er ebenso wie den Bahama-Archipel eingehend durchforschte. Fand er aber auch die im naiven Glauben gesuchte Wunderquelle nicht, so entdeckte er doch ein scheinbar sehr fruchtbares Land, dem er, entweder, weil er daselbst am Palmsonntag (Blumen-Ostern) landete, oder wegen seines bezaubernden Anblickes den Namen Florida gab. Mit einem solchen Erfolge hätte sich wohl mancher andere

Seefahrer begnügt. Ponce de Leon irrte aber von Insel zu Insel und trank von jeder Quelle, die er fand, ohne dadurch sein weißes Haar wieder dunkeln oder die Falten des Gesichtes verschwinden zu sehen.

Dieser trügerischen Narrenfahrt müde, warf er nach sechsmonatlichen fruchtlosen Versuchen die Flinte in's Korn, überließ es Perez de Ortubia und dem Piloten Antonio de Alminos, die Nachforschungen fortzusetzen, und kehrte am 5. October nach Porto-Rico zurück. »Hier mußte er manchen Spott über sich ergehen lassen, sagt der Pater Charlevoix, als man ihn leidender und mehr gealtert als bei der Abfahrt wiederkommen sah.«

Man wäre wohl versucht, diese ihren Motiven nach so lächerliche, ihren Erfolgen nach so fruchtbare Reise unter die erfundenen Fahrten zu rechnen, wenn sie nicht durch so glaubwürdige Geschichtsschreiber wie Peter Martyr, Oviedo, Herrera und Garcilasso de la Vega bestätigt würde.

Vasco Nunez de Balboa, ein fünfzehn Jahre jüngerer Mann als Ponce de Leon, war mit Bastidas nach Amerika gekommen und hatte sich auf Espagnola niedergelassen. Dort versank er aber, wie so viele seiner Landsleute, trotz des »Ripartimento« ihm zugetheilter Indianer, so tief in Schulden, daß er sehnlichst die Gelegenheit herbeiwünschte, sich den Verfolgungen seiner zahlreichen Gläubiger entziehen zu können. Zum Unglück verbot eine Verordnung jedem nach dem Festlande bestimmten Schiffe, zahlungsunfähige Schuldner an Bord aufzunehmen. Dank seinem erfinderischen Kopfe, wußte Balboa diese Schwierigkeit zu überwinden und ließ sich in einer leeren Tonne bis auf das Schiff rollen, das Encisco nach Darien führen sollte. Wohl oder übel mußte sich der Führer der Expedition den ihm so sonderbar aufgedrängten Anschluß des vor den Häscheren fliehenden, aber muthigen Abenteurers gefallen lassen. Von den Antillen her gewöhnt, keinen ernsthaften Widerstand zu finden, vermochten die Spanier doch nicht, die wilden

Völkerschaften des Festlandes zu unterwerfen. In Folge innerer Streitigkeiten mußten sie sich nach St. Maria el Antigua zurückziehen, welches der, an Stelle Encisco's zum Befehlshaber ernannte Balboa in Darien gründete.

Wußte er sich bei den Indianern durch seinen persönlichen Muth geachtet zu machen, ebenso wie durch seinen, mehr als zwanzig bewaffnete Männer gefürchteten Spürhund Leocillo, der auch Soldatensold empfing, so hatte Balboa jenen durch seine Gerechtigkeitsliebe und verhältnißmäßige Mildheit, welche unnütze Grausamkeiten nicht zuließ, doch auch eine gewisse Sympathie einzuflößen gewußt. Im Laufe mehrerer Jahre erhielt er wiederholt schätzbare Nachrichten über jenes El Dorado, jenes Goldland, das er zwar selbst nicht erreichen sollte, zu dem er seinen Nachfolgern jedoch den Zugang wesentlich erleichterte.

So hörte er von der Existenz eines »sechs Sonnen« (d. h. sechs Reisetage) entfernten

anderen Meeres, dem Pacificischen Ocean, das die Küste Perus, eines Landes mit ungeheurem Reichthume an Gold, bewässern sollte. Balboa, dessen Charakter ein eben so zäher war wie der Cortez' oder Pizarro's, der aber nicht wie diese Zeit fand, seine außergewöhnlichen Naturgaben in ihrem ganzen Umfange zu verwerthen, täuschte sich nicht über den Werth dieser Mittheilung und sah den hohen Ruhm vor Augen, den eine solche Entdeckung auf seinen Namen häufen müßte.

Er sammelte demnach hundertundachtzig Freiwillige, lauter unerschrockene Soldaten und an die Wechselfälle des Krieges und die ungesunden Ausdünstungen eines sumpfigen Landes, wo Fieber, Ruhr und Leberkrankheiten epidemisch herrschten, hinlänglich gewöhnte Leute.

Wenn der Isthmus von Darien nur sechzig Meilen in der Breite mißt, so trägt er doch eine gewaltige Gebirgskette, an deren Fuße das angeschwemmte, ungemein fruchtbare Land eine Vegetation hervorbringt, von

deren Ueppigkeit Europäer gar keine Vorstellung haben. Hier wuchert ein unentwirrbares Netz von Lianen zwischen Farrenkräutern und Baumriesen, welche die Sonne vollkommen verdecken, hier grünt der echte, da und dort von sumpfigen Lachen durchsetzte Urwald mit seiner Unzahl von Vögeln, Insecten und Säugethieren, deren munteres Leben kaum jemals die Erscheinung eines Menschen störte. Die feuchte Wärme dieser Landschaft erschöpft dazu die Kräfte und knickt bald die Energie auch des kraftvollsten Mannes.

Zu diesen Hindernissen, mit welchen die Laune der Natur den von Balboa zu durchmessenden Weg versperrt hatte, treten aber auch noch die nicht minder furchtbaren, welche ihm die wilden Bewohner des ungastlichen Landes zu bereiten suchen konnten. Ohne Rücksicht auf die Gefahren, die seiner Expedition durch die immerhin zweifelhafte Verlässlichkeit seiner indianischen Führer und Hilfsmannschaften drohen mochten,

brach Balboa auf unter Begleitung von etwa tausend indianischen Trägern und einer Meute jener schrecklichen Spürhunde, die schon auf Espagnola an Menschenfleisch Geschmack gefunden hatten.

Von den Volksstämmen, auf die er unterwegs stieß, entflohen einige mit Hab und Gut in die Berge, andere benutzten das schwierige zerrissene Terrain, um sich zu widersetzen. In der Mitte seiner Leute marschirend, ihre Entbehrungen theilend und stets bereit, sich selbst jeder Gefahr auszusetzen, wußte Balboa wiederholt deren gesunkenen Muth neu zu beleben und ihnen einen solchen Feuereifer mitzutheilen, daß er nach fünfundzwanzig Tagen mühevollen, durch viele Gefechte unterbrochenen Marsches, vom Gipfel eines Berges aus den ungeheuren Ocean erblicken konnte, von dem er vier Tage später, den blanken Degen in der einen Hand, in der anderen das Banner Castiliens, im Namen des Königs von Spanien Besitz ergriff.

Der Theil des Stillen Oceans, welchen er zuerst auffand, liegt südöstlich von Panama und führt noch heute den Namen des Golfs von San-Miguel, den Balboa ihm damals gegeben. Die Erkundigungen, die er von den mit Waffengewalt unterworfenen Caziken, bei denen er übrigens eine beträchtliche Beute machte, einzog, stimmten in allen Punkten mit denen vor seinem Aufbruche überein.

Gewiß lag im Süden ein großes Reich mit so ungeheuren Schätzen, »daß man die gewöhnlichsten Geräthe aus Gold herstellte«, wo eine Art Haustiere, die Lamas, deren Erscheinung nach der Zeichnung Eingeborner der der Kameele ähneln mußte, abgerichtet wurden und schwere Lasten schleppten. Diese interessanten Einzelheiten und die ihm angebotene große Menge Perlen bekräftigten Balboa in der Ansicht, die von Marco Polo beschriebenen Gebiete Asiens erreicht zu haben und nun wirklich dem Königreiche Cipango nahe zu sein, dessen wunderbare, den Augen der habgierigen

Abenteurer unablässig vorschwebende Reichthümer der venetianische Reisende so verlockend geschildert hatte.

Balboa überschritt den Isthmus von Darien wiederholt und stets auf anderem Wege. Alexander von Humboldt konnte mit Recht behaupten, daß dieser Landstrich zu Anfang des 16. Jahrhunderts besser bekannt gewesen sei als zu seiner Zeit. Noch mehr; Balboa fuhr auch auf den Ocean hinaus mit Schiffen, die auf seinen Befehl erbaut wurden, und rüstete eben eine ansehnliche Flotte und Waffenmacht, womit er Peru zu erobern gedachte, als er nach schmählichem Rechtsspruche auf Befehl Pedrarias Davila's, des Gouverneurs von Darien, zum Tode verurtheilt wurde, nur weil Letzterer auf das errungene Ansehen des Freibeuters und den weiteren Ruhm, den er sich bei dem beabsichtigten Zuge voraussichtlich erwerben würde, eifersüchtig geworden war. Die Eroberung Perus verzögerte sich also um fünfundzwanzig Jahre durch die verbrecherische Laune eines Menschen, dessen Name durch die Ermordung

Balboa's fast ebenso berüchtigt worden ist, wie der des Herostratus.

Besaß man nun durch Balboa die ersten, etwas sichereren Kenntnisse von Peru, so sollte ein anderer Entdeckungsreisender nicht minder wichtige Nachrichten über Mexico liefern, dessen Herrschaft fast über ganz Central-Amerika reichte. Juan de Grijalva hatte im Jahre 1518 den Oberbefehl über eine aus vier Schiffen bestehende, von Diego Velasquez, dem Eroberer Cubas, ausgerüstete Flottille übernommen, um das, im Vorjahr von Fernandez de Cordova zuerst gesehene Yucatan näher in Augenschein zu nehmen. Grivalja führte, außer dem Piloten Alaminos, einem Teilnehmer an Ponce de Leon's Fahrt nach Florida, zweihundertundvierzig Freiwillige mit sich, unter diesen auch Bernal Dias de Castilla, den naiven Verfasser einer höchst interessanten Geschichte der Eroberung von Mexico, aus der wir noch manche Stellen entlehnen werden.

Nach dreizehntägiger Seefahrt entdeckte Grijalva nahe der Küste von Yucatan die Insel Cozumel, umschiffte das Cap Codoche und drang in die Campeche-Bai ein. Am 10. Mai ging er in Potonchan an's Land, dessen Bewohner, trotz ihres Erstaunens über die Schiffe, die sie für Meerungeheuer ansahen, und über die Blitze schleudernden Männer mit bleichem Gesicht, den Platz, wo die Spanier Wasser einzunehmen suchten, und die Stadt so standhaft vertheidigten, daß dabei siebenundfünfzig Spanier getötet und viele verwundet wurden. Ein so warmer Empfang verlockte Grijalva natürlich nicht zum längeren Verweilen bei diesem kriegstüchtigen Volke. Nach viertägiger Rast stach er wieder in See, fuhr in westlicher Richtung längs der Küste Mexicos hin, lief am 17. Mai in einen, von den Eingeborenen Tabasco genannten Fluß ein und sah sich hier sehr bald von einer, etwa fünfzig wohlbewaffnete Piroguen zählenden Flottille eingeschlossen, welche einen Kampf aufnehmen zu wollen schien. Dank der Klugheit Grijalva's und den

Freundschafts-Versicherungen, mit denen man nicht sparsam war, wurde der Friede jedoch nicht gestört.

»Wir ließen ihnen sagen, schreibt Bernal Dias, daß wir Unterthanen eines mächtigen Kaisers, Namens Don Carlos, seien, den auch sie als Herren anerkennen sollten, wobei es ihnen wohl gehen werde. Sie antworteten darauf, daß sie schon einen Herrscher hätten und nicht recht verstanden, wie wir, kaum hier angekommen, ihnen einen anderen anböten, ohne ihre Verhältnisse zu kennen.« Man wird zugeben, daß diese Antwort nicht verräth, daß sie von Wilden stammt.

Im Austausch gegen einige werthlose europäische Kleinigkeiten erhielten die Spanier Yuccabrot, Copalharz, Goldstückchen in Form von Fischen oder Vögeln, ebenso wie im Lande verfertigte Baumwollenstoffe. Da die bei Cap Cotoche mit an Bord genommenen Eingebornen die Sprache der Bewohner von Tabasco nicht verstanden, kürzte man den Aufenthalt

daselbst ab und stach wieder in See. Man segelte am Rio Guatzacoalco vorüber, entdeckte die schneeigen Sierras von San Martin und warf Anker an der Mündung eines Flusses, der den Namen Rio de las Banderas erhielt, wegen der vielen weißen Fähnchen, welche die Eingeborenen beim Erblicken der Fremden als Zeichen ihrer Friedfertigkeit schwenkten.

Bei seiner Landung wurde Grijalva mit wahrhaft göttlichen Ehren empfangen. Unter Copalräucherungen legte man mehr als fünfzehnhundert Piaster an Goldgeschmeide, ferner grüne Perlen und kupferne Aexte zu seinen Füßen nieder. Nach feierlicher Besitznahme des Landes erreichten die Spanier eine Insel, welche die Insel de los Sacrificios genannt wurde, weil man auf einer Art Altar, am oberen Ende einer hohen Treppe, fünf am Tage vorher geopferte Indianer mit geöffnetem Brustkasten, aus dem das Herz herausgenommen war, und mit abgeschnittenen Armen und Beinen vorfand. Später machte man vor einer

kleinen Insel Halt, die nach dem Namen des Kalender-Heiligen jenes Tages San Juan genannt wurde, wozu man noch das Wort Culua fügte, das man die Indianer jener Gegend häufig wiederholen hörte. Culua aber war die alte Bezeichnung für Mexico und unter jener Insel San Juan de Culua ist das heutige Saint Jean d'Ulloa zu verstehen.

Nachdem er auf ein Schiff, das er nach Cuba schickte, alles hier eingesammelte Gold verladen, setzte Grijalva seine Fahrt längs der Küste fort, entdeckte die Sierras von Tusta und von Tuspa, verschaffte sich vielfache nützliche Nachrichten von diesen volkreichen Gebieten und kam beim Rio Panuco an, wo er sich von einer zahlreichen Flottille von Ruderbooten angegriffen sah, die er nur mit Mühe abzuwehren vermochte.

Die Expedition ging nun ihrem natürlichen Ende entgegen; die Schiffe waren in traurigem Zustande, die Lebensmittel nahezu erschöpft; die Freiwilligen, zum Theil verwundet oder krank, erreichten in

Folge dessen eine zu geringe Zahl, um sie, selbst unter dem Schutze schnell hergestellter Befestigungen, inmitten dieser kriegerischen Stämme zurückzulassen. Auch unter den Führern herrschte keine rechte Einigkeit mehr. Kurz, nach vorläufiger Ausbesserung der Schiffe im Rio Tonala, wo Bernal Dias sich rühmt, die ersten Orangenkerne in Mexico gesteckt zu haben, schlügen die Spanier wieder den Weg nach Santiago de Cuba ein, wo sie am 15. November anlangten nach einer Kreuzfahrt von sieben Monaten, nicht von fünfundvierzig Tagen, wie Ferdinand Denis in der Didot'schen »Biographie etc.« sagt und es Ed. Charton in seinen »Voyageurs anciens et modernes« wiederholt hat.

Diese Reise hatte sehr wichtige Resultate ergeben. Zum ersten Male wurde dabei die ungeheure Küstenlinie Yucatans, die Campeche-Bai und der am meisten zurückliegende Theil des Golfs von Mexico im Zusammenhange untersucht. Jetzt wußte man nicht allein, daß Yucatan, nicht, wie man früher annahm, eine Insel sei, sondern

besaß auch schon vielseitige und verläßliche Kenntnisse des mächtigen mexikanischen Reiches. Man war höchst erstaunt über die Anzeichen einer Civilisation, welche die der Antillen beiweitem übertraf, über die zweckmäßige Bodencultur, die Zartheit des Gewebes der baumwollenen Kleidungsstücke, über die hochentwickelte Baukunst, wie über die Vollendung des von den Eingeborenen getragenen Goldschmuckes – lauter Wahrnehmungen, welche geeignet erscheinen, bei den Spaniern von Cuba den Durst nach Schätzen zu erregen und in ihnen den Entschluß reifen ließen, als moderne Argonauten zur Gewinnung dieses Goldenen Vließes auszuziehen.

## II.

Ferdinand Cortez. – Sein Charakter. – Seine Ernennung. – Vorbereitungen zur Expedition und Velasquez' Versuche, jene zu hintertreiben. – Landung in Vera-Cruz. – Mexico und der Kaiser Montezuma. – Die

Republik von Tlascala. – Zug nach Mexico.  
– Gefangennahme des Kaisers. – Narvaez'  
Niederlage. – Die »Noche triste«. – Schacht  
bei Otumba. – Zweite Belagerung und  
Einnahme von Mexico. – Zug nach  
Honduras. – Reise in Spanien. –  
Expeditionen im Pacificischen Ocean. –  
Cortez' zweite Reise in Spanien. – Sein  
Tod.

---

Velasquez hatte die Rückkehr Grijalva's nicht abgewartet, um die reichen Produkte der von diesem entdeckten Gebiete nach Spanien zu senden, und dabei vom Rathe für Indien ebenso wie vom Bischof von Burgos um erweiterte Machtvollkommenheiten nachzusuchen, die ihm freie Hand gaben, jene nun auch zu erobern. Gleichzeitig traf er schon die nöthigen Vorbereitungen zu einem neuen Zuge in dem Maßstabe, den die Gefahren und die Wichtigkeit des geplanten

Unternehmens verlangten. Fiel es ihm nun auch verhältnißmäßig leicht, das dazu erforderliche Material und ausreichende Mannschaft zusammenzubringen, so hatte Velasquez, den ein alter Schriftsteller als einen etwas geizigen, leichtgläubigen und argwöhnischen Mann schildert, weit mehr Mühe, einen Anführer zu finden. In der That mußte man bei diesem eine glückliche Vereinigung immerhin seltener Eigenschaften voraussetzen, wie großes Talent und unerschrockenen Muth, ohne welche auf einen durchschlagenden Erfolg gar nicht zu rechnen war, gleichzeitig neben der Einsicht und Unterwürfigkeit, um nichts ohne Befehl zu thun und Dem, der bei der ganzen Sache keinerlei Gefahr lief, den Ruhm der Entdeckung und ihrer Erfolge zu überlassen. Die Einen, vielleicht thatenlustige und kühne Männer, wollten sich nicht zu Werkzeugen erniedrigen; Andere, welche gefügiger oder nur minder offenherzig waren, entbehrten wieder der nothwendigsten Eigenschaften für den wichtigen Ausgang eines so weitschichtigen Unternehmens; Diese, und zwar die meisten

Teilnehmer des Grijalva'schen Zuges, wollten das Obercommando ihrem Führer übergeben wissen, Jene zogen Augustin Bermudez oder Bernardino Velasquez vor. Während dieser langen Vorverhandlungen einigten sich zwei Günstlinge des Gouverneurs, Andreas de Duero, dessen Secretär, und Amador de Lares, ein Controleur auf Cuba, mit einem Hidalgo Namens Fernando Cortez, unter der Bedingung, den Ertrag des Zuges zu theilen.

»Sie drückten sich, sagt Bernal Dias, mit so schönen und honigsüßen Worten aus, erschöpften sich in Lobsprüchen über Cortez mit der Versicherung, daß nur er der geeignete Mann für diese Sache und der gesuchte unerschrockene Führer und gleichzeitig der treueste Diener Velasquez', übrigens seines Taufzeugen, sein werde, daß sie Letzteren überredeten und Cortez wirklich zum General-Kapitän ernannt wurde. Andreas de Duero, als Secretär des Gouverneurs, beeilte sich, für Cortez möglichst günstig gefaßte und

vorschriftsmäßig unterzeichnete  
Vollmachten auszufertigen.«

Und doch wäre gerade dieser gewiß nicht der Mann gewesen, den Velasquez gewählt hätte, wenn er hätte in die Zukunft schauen können. Cortez war im Jahre 1485 zu Medellin in Estremadura von alter, aber unvermögender Familie geboren. Nachdem er in Salamanca lange Zeit den Studien obgelegen, kehrte er nach seiner Vaterstadt zurück, deren ruhiges und friedliches Leben seinem erregbaren Charakter und launischen Sinne nicht lange genügen konnte. Er reiste also bald nach Amerika, wo er unter der Protection seines Verwandten, des Gouverneurs Ovando in Espagnola, schneller vorwärts zu kommen hoffte.

Cortez fand nach seiner Ankunft wirklich bald eine ebenso ehrenhafte als einträgliche Beschäftigung, davon zu schweigen, daß er wiederholt an Streifzügen gegen die Eingeborenen theilnahm. Wenn er sich hierbei mit der gewohnten Taktik der

Indianer vertraut machte, so verlor er dabei leider auch alle Scheu vor den Grausamkeiten, welche den castilischen Namen später so oft besudeln sollten.

Im Jahre 1511 begleitete er Diego de Velasquez bei einem Zuge nach Cuba und zeichnete sich dabei so sehr aus, daß er trotz gewisser Mißhelligkeiten, worüber die neueren Schriftsteller vollkommenen Aufschluß geben, als Belohnung sehr ausgedehnte Ländereien mit vielen Bewohnern verliehen erhielt.

Binnen wenig Jahren hatte Cortez durch glückliche Unternehmungen schon drei Millionen Castellanos zusammengebracht, eine für seine Verhältnisse gewiß sehr beträchtliche Summe. Obwohl er sich als Anführer noch nicht erprobt hatte, so waren es doch seine unermüdliche Thätigkeit, die von dem ungeordneten Aufbrausen der Jugendzeit übrig blieb, seine anerkannte Klugheit, seine Prudhomie, wie man früher sagte, die Entschlossenheit und das ihm in hohem Maße zukommende Talent, durch

die Cordialität seines Wesens die Herzen  
Anderer zu gewinnen, welche ihm bei  
Velasquez der Empfehlung seiner  
Protektoren würdig erscheinen ließen.  
Hierzu denke man sich noch eine  
ansprechende äußere Erscheinung, neben  
hervorragender Gewandtheit in allen  
körperlichen Uebungen und einer selbst  
unter allen diesen Abenteurern seltenen  
Ausdauer in Entbehrungen und Strapazen.

Als er aber einmal außer den sprechendsten  
Zeugnissen wohlerworbener Dankbarkeit  
einen Auftrag, als Führer zu dienen, erhielt,  
zog Cortez an seinem Hause eine schwarze,  
goldgestickte Standarte mit einem rothen  
Kreuze inmitten blauer Flammen auf, unter  
der er die Inschrift anbrachte: »Freunde,  
folgen wir dem Kreuze, und wenn wir den  
Glauben haben, werden wir unter diesem  
Zeichen siegen«. Nun concentrirte er auch  
alle Kräfte seines erfinderischen Geistes,  
um den Erfolg seines Unternehmens sicher  
zu stellen. Getrieben von einem  
Enthusiasmus, den nicht einmal Diejenigen  
erwartet haben würden, die ihn vielleicht

am besten kannten, verwendete er nicht nur alle seine baaren Mittel zur Ausrüstung der Flotte, sondern belastete auch seinen Grundbesitz und entlieh von Freunden ganz namhafte Summen, nur um Schiffe, Lebensmittel, Schießbedarf und Pferde einzukaufen. In wenig Tagen traten, angezogen von dem Ruhme des Generals und gereizt durch die verlockende und sicheren Erfolg versprechende Aussicht auf reichlichen Ertrag, dreihundert Freiwillige bei ihm ein.

Velasquez jedoch wollte, vielleicht noch immer voll Verdacht und von einigen neidischen Seelen noch angetrieben, den Zug noch in seinem Anfange verhindern. Cortez empfing von dessen Absicht, ihm in letzter Stunde noch den Oberbefehl wieder abzunehmen, durch seine Beschützer Nachricht, und schnell war sein Entschluß gefaßt. Trotz seiner noch nicht vollzähligen Mannschaft und der unzureichenden Ausrüstung, rief er seine Leute zusammen und lichtete während der Nacht die Anker. Velasquez, der sich so überlistet sah,

verheimlichte zwar seinen Zorn darüber,  
ging aber sofort daran, Den auf seinem  
Wege aufzuhalten, der alle Abhängigkeit so  
leicht von sich geschüttelt hatte.

In Macaca vervollständigte Cortez seinen  
Proviant und sah viele frühere Genossen  
Grijalva's unter seiner Fahne  
zusammenströmen, wie Pedro de Alvarado  
und seine Brüder Christoval de Olid,  
Alonzo de Avila, Hernandez de Puerto-  
Carrero, Gonzalo de Sandoval und Bernal  
Diaz de Castillo, der über diese Ereignisse,  
quorum pars magna fuit, eine prächtige  
Chronik schrieb. Dann wandte er sich nach  
Maritima de Trinidad, einem an der  
Südküste Cubas gelegenen Hafen, wo er  
noch weitere Provisionen einnahm.  
Inzwischen erhielt der Gouverneur Verdugo  
von Velasquez briefliche Mittheilung,  
Cortez zu verhaften, da diesem der  
Oberbefehl über die Flotte wieder entzogen  
worden sei. Das wäre aber für die Stadt ein  
sehr gefährlicher Versuch gewesen, und  
Verdugo enthielt sich dessen kluglich. Um  
noch neue Anhänger zu gewinnen, begab

sich Cortez nach Havanna, während sein Lieutenant Alvarado den Landweg dahin einschlug, wo die letzten Vorbereitungen getroffen wurden. Trotz des Mißerfolges seines ersten Versuches erließ Velasquez noch einen zweiten Befehl, Cortez zu verhaften; der Gouverneur Pedro Barba sah aber ohne Weiteres die Unmöglichkeit ein, diesen Auftrag auszuführen inmitten der Soldaten, die nach Bernal Diaz' Zeugniß, gern ihr Leben für Cortez gelassen hätten.

Nach Zusammenrufung seiner Freiwilligen und Einschiffung alles dessen, was er brauchte, ging Cortez am 18. Februar 1519 unter Segel mit elf Schiffen, deren größtes 100 Tonnen maß, in Begleitung von 110 Seeleuten, 553 Soldaten, darunter 13 Andalusier, 200 Indianer von der Insel und einige Frauen zur Verrichtung der häuslichen Arbeiten. Die Hauptstärke der Expedition bildeten ihre zehn Stück Kanonen und vier Falkonets mit reichlicher Munition und sechszehn Pferde, die für schweres Geld angeschafft worden waren. Mit diesen geringfügigen Mitteln, deren

Aufbringung ihm doch so viel Mühe gekostet hatte, wagte Cortez den Kampf gegen einen Herrscher, dessen Besitzungen einen größeren Umfang hatten als die der Krone Spaniens – ein Unternehmen, vor dessen Schwierigkeiten er gewiß zurückgewichen wäre, wenn er nur deren Hälfte gekannt hätte. Schon vor langer Zeit sang jedoch ein Dichter: »Das Glück ist stets dem Kühnen hold«.

Nach einem heftigen Sturme gelangte die Expedition nach der Insel Cozumal, deren Bewohner entweder aus Furcht vor den Spaniern, oder weil sie die Machtlosigkeit ihrer Götter erkannten, zum Christenthum übertraten. Eben als die Flotte die Insel verlassen wollte, hatte man das Glück, noch einen Spanier, Jeromino de Aguilar, der seit sieben Jahren in Gefangenschaft der Indianer gewesen war, aufzunehmen. Dieser Mann, der die Maya-Sprache vollständig gelernt hatte und ebensoviel Klugheit als Gewandtheit besaß, sollte der Expedition als Dolmetscher bald die ersprießlichsten Dienste leisten.

Cortez segelte nach Umschiffung des Cap Cotoche in die Campeche-Bai, an Potonham vorüber und den Rio Tabasco hinaus, in der Hoffnung, hier ebenso gut wie früher Grijalva ausgenommen zu werden und eine ähnliche Menge Gold als Geschenk zu erhalten. Jetzt hatten aber die Anschauungen der Indianer eine völlige Umwandlung erfahren, so daß man gegen dieselben Gewalt brauchen mußte. Trotz ihrer großen Anzahl und ihres persönlichen Muthe wurden die Eingebornen doch in mehreren Gefechten gänzlich geschlagen, vorzüglich, weil ihnen die Detonationen der Feuerwaffen und die Erscheinung der von ihnen für übernatürliche Wesen gehaltenen Reiter einen wahrhaft panischen Schrecken einflößten. Die Indianer verloren hierbei viel Menschen, während die Spanier mit zwei Todten und vierzehn verwundeten Soldaten nebst einigen blessirten Pferden davon kamen; die letzteren verband man mit Fett, das die todten Körper der Indianer lieferten. Zuletzt wurde Friede geschlossen und Cortez erhielt Lebensmittel, Baumwollenstoffe, etwas Gold und

zwanzig weibliche Sklaven, unter diesen auch jene Marina, deren alle zeitgenössischen Schriftsteller Erwähnung thun, und welche den Spaniern so hervorragende Dienste als Dolmetscherin leisten sollte.

Cortez steuerte seinen Kurs nach Westen weiter, immer bemüht, einen geeigneten Landungsplatz zu entdecken, fand aber einen solchen erst in St. Jean d'Ulloa. Kaum hatte die Flotte Anker geworfen, als sich dem Admiralschiffe ein Canot ohne jedes Zeichen von Furcht näherte. Durch Marina, welche ja selbst aztekischer Abkunft war, erfuhr Cortez, daß die Völkerstämme dieses Landes einem großen Reiche unterthan waren, dessen jüngst eroberte Provinz ihre Heimat bildete. Ihr Monarch, mit Namen Mochtheuzoma. bekannter unter dem Namen Montezuma, residierte zu Tenochtitlan oder Mexico, etwa sechzig Meilen im Innern des Landes. Cortez theilte den Indianern seine friedlichen Absichten mit, bot ihnen einige Geschenke an und landete an dem unfruchtbaren und

ungesunden Strande von Vera-Cruz. Lebensmittel strömten bald in Mengen herbei. Am Tage nach der Landung kam aber der von Montezuma gesendete Gouverneur der Provinz in nicht geringer Verlegenheit, was er Cortez antworten sollte, als dieser von ihm ohne Verzug zu seinem Herrn geführt zu werden verlangte. Er kannte nur zu gut die Unruhe und die Furcht, welche die Seele des Herrschers seit dem Eintreffen der Spanier erfüllten. Inzwischen ließ er jedoch feine Baumwollenstoffe, Federmäntel und verschiedene goldene Gegenstände zu den Füßen des Generals niederlegen, wodurch freilich die Habsucht der Europäer nur noch mehr gereizt wurde. Um nun den armen Indianern eine Vorstellung von seiner Macht zu geben, ließ Cortez seine Soldaten exerciren und einige Kanonen abfeuern, deren Donner jene zu Eis erstarrten ließ. Während der ganzen Zeit der Verhandlungen hatten mehrere Maler auf weißen Baumwollenstoffen die Schiffe, die Truppen und Alles, was jenen in die Augen gefallen war, abconterfeit. Diese sehr

geschickt ausgeführten Bilder sollten  
Montezuma zugesendet werden.

Bevor wir zu dem Berichte über die wahrhaft heldenmüthigen Kämpfe, welche nun bald folgen sollten, übergehen, scheint es wohl am Orte, Einiges über das mexikanische Reich mitzutheilen, das, so mächtig es auf den ersten Blick auch erschien, doch schon vielfache Keime des Zerfalls und der Auflösung in seinem Schooße barg. Sonst möchte es dieser Handvoll Abenteurern schwerlich gelungen sein, dasselbe zu überwinden.

Der unter Montezuma's Herrschaft stehende Theil von Amerika hieß Anahuac und erstreckte sich zwischen dem 14. und 20. Grade nördlicher Breite. Etwa in der Mitte dieses Gebietes, welches der wechselnden Höhenlage wegen sehr verschiedene Temperaturen bietet, findet sich, etwas näher dem Pacificischen Ocean als dem Atlantischen, in einem Umfange von fünfundsiebzig Meilen und einer Meereshöhe von 7500 Fuß ein

ausgedehntes Becken, das mehrere Seen enthält und unter dem Namen des Thales von Mexico – dem Namen der Hauptstadt des Reiches – bekannt ist.

Erklärlicher Weise besitzen wir nur wenig authentische Kenntnisse über ein Volk, dessen schriftlich aufbewahrte Geschichte durch unwissende »Conquistadores« und fanatische Mönche den Flammen übergeben wurde, weil Letztere vorzüglich mit tollem Eifer Alles zu vernichten suchten, was an die religiösen oder politischen Traditionen des unterjochten Volkes erinnern konnte.

Im VII. Jahrhundert von Norden herabziehend, hatten sich die Tolteken über das Plateau von Anahuac verbreitet. Es war das ein intelligenter, mit dem Landbau, mechanischen Künsten und der Bearbeitung der Metalle vertrauter Volksstamm, der die meisten jener prachtvollen und wahrhaft riesigen Bauwerke ausgeführt hat, deren Spuren man noch heute in Neu-Spanien auffindet.

Nach einer Herrschaft von vierhundert Jahren verschwanden die Tolteken ebenso geheimnißvoll, wie sie einst gekommen waren. Ein Jahrhundert nachher wurden sie durch einen anderen, von Nordwesten herabgestiegenen wilden Volksstamm ersetzt, dem bald noch andere, auf höheren Bildungsstufen stehende Stämme nachfolgten, welche die toltekische Sprache gesprochen zu haben scheinen. Die berühmtesten dieser Stämme sind die Azteken und die Alkolhues oder Tezkukanen, welche mit Leichtigkeit den Rest von Civilisation in sich aufnahmen, der im Lande noch von den letzten Tolteken her vorhanden war. Die Azteken ließen sich, nach verschiedenen Wanderungen und Kriegszügen, seit dem Jahre 1326 im Thale von Mexico nieder, wo sie ihre Hauptstadt Tenochtitlan erbauten. In Folge eines Offensiv- und Defensiv-Vertrages zwischen den Staaten von Mexico, Tezkuko und Tlakoplan, dem man ein volles Jahrhundert lang streng nachkam, breitete sich die aztekische Civilisation, während sie sich früher nur auf die Grenzen des Thales

beschränkte, bald so weit aus, wie das Land zwischen dem Pacificischen und Atlantischen Ocean reichte.

In kurzer Zeit stiegen diese Völker zu einem solchen Grade der Civilisation empor, daß sie alle Stämme der neuen Welt überragten. In Mexico gab es schon ein anerkanntes Eigenthumsrecht, der Handel stand in voller Blüthe und drei Arten verschiedener Münzen erleichterten den Verkehr. Das Polizeiwesen war geregelt und ein ganzes System mit vollkommener Sicherheit fungirender Relais vermittelte schnell die Befehle des Herrschers von einem Ende des Reiches bis zum anderen. Die Anzahl und Schönheit der Städte, die Größe der Paläste, Tempel und Festungswerke legen Zeugniß ab von einer weit vorgeschrittenen Civilisation, welche doch mit dem sonst wilden Stamm der Azteken in grellem Widerspruche stand. Man kann sich etwas barbarischeres und blutigeres als ihre polytheistische Religion kaum vorstellen. Die Priester bildeten eine sehr zahlreiche Kaste und übten, selbst bei

rein politischen Fragen einen weitgehenden Einfluß aus. Neben manchen rituellen Ähnlichkeiten mit der christlichen Religion, wie z. B. bezüglich der Taufe und des Glaubensbekenntnisses, bestand die ihrige aus einem dichten Gewebe des sinnlosesten und blutigsten Aberglaubens. So kam es, daß die, zu Anfang des XIV. Jahrhunderts aufgekommenen und zuerst nur seltenen Menschenopfer bald so häufig wurden, daß man die Zahl der geschlachteten Opfer im Jahresmittel auf zwanzigtausend schätzt, welche meist von den besieгten Völkern geliefert wurden. Unter gewissen Verhältnissen ward diese Zahl sogar noch beträchtlich überschritten. So fanden z. B. im Jahre 1486, bei Gelegenheit der Einweihung des Tempels von Huitzilopchit, nicht weniger als siebzigtausend Gefangene ihren Tod an einem einzigen Tage.

Die Regierung Mexicos war eine monarchische; mit den immer ausgebreiteren Eroberungen wuchs aber die sonst ziemlich beschränkte Macht der Kaiser mehr und mehr und artete zuletzt in

eine reine Despotie aus. Der Souverän ward stets aus derselben Familie gewählt und seine Thronbesteigung durch zahllose Menschenopfer gefeiert.

Der Kaiser Montezuma gehörte der Priesterkaste an und gerade seine Machtbefugniß hatte vielerlei Erweiterungen erfahren. Durch zahlreiche Kriege hatte er die Grenzen des Landes immer weiter hinausgerückt und Nationen unterjocht, welche nun die Spanier mit Freuden empfingen, deren Herrschaft ihnen weniger drückend und minder grausam als die der Azteken erschien.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Spanier, wenn Montezuma mit allen ihm zu Gebote stehenden Kräften sie überfallen hätte, als sie auf der heißen und ungesunden Ebene von Vera-Cruz lagerten, einem solchen Stoße trotz der Ueberlegenheit ihrer Waffen und Disciplin nicht hätten Widerstand leisten können. Sie wären dabei Alle umgekommen oder doch genöthigt gewesen, wieder zu Schiffe zu gehen. Das

Schicksal der neuen Welt wäre dann wohl ein anderes geworden.

Montezuma aber, der niemals genau wußte, was er thun sollte, fehlte vor Allem jene Entschlossenheit, die einen hervorragenden Zug in Cortez' Charakter bildet.

Inzwischen hatten sich andere Gesandte des Kaisers nach dem spanischen Lager begeben, mit dem Befehl an Cortez, das Land unverzüglich zu verlassen; auf dessen Weigerung hin aber wurden alle Beziehungen mit den Eingeborenen sofort abgeschnitten. Die Situation schleppte sich hin. Cortez verstand sie auszunützen. Nach Besiegung einiges Zauderns im Schooße seiner Truppen ließ er den Grundstein zu Vera-Cruz legen, eine Festung, die ihm als Operationsbasis, im Nothfall aber wenigstens als Rückhalt dienen sollte, um eine Wiedereinschiffung zu ermöglichen. Er organisirte sofort eine Art Civilregierung, eine Junta, wie man sich heute ausdrücken würde, der er seine von Velasquez zurückgenommenen Aufträge vorlegte, und

ließ sich – Alles im Namen des Königs – neben weiteren Provisionen auch die ausgedehntesten Vollmachten geben. Dann empfing er die Abgesandten der Stadt Zempoalla, welche ein Bündniß mit ihm und seinen Schutz gegen Montezuma begehrten, dessen Joch man nur mit Unwillen ertrug.

Gewiß war es ein besonderes Glück, schon in den ersten Tagen nach der Landung solche Verbündete zu finden. Cortez wollte sich auch diese gute Gelegenheit nicht entgehen lassen und nahm die Totonaken möglichst freundlich auf, begab sich nach deren Hauptstadt und beschloß, nachdem er eine Befestigung in Quiabislan am Meeresufer erbaut, die Zahlung von Zöllen zu verweigern. Seinen Aufenthalt in Zempoalla benutzte er auch' dazu, das Volk zur Annahme des Christenthums zu ermahnen, und stürzte ihre Götzenbilder um, wie er es schon in Cozumal gethan hatte, um den Bewohnern die Ohnmacht ihrer Götter vor Augen zu führen.

Währenddem wurde in seinem eigenen Lager ein Complot geschmiedet, und da er die Ueberzeugung hatte, daß er ebenso lange gegen die Lässigkeit und Unzufriedenheit seiner Soldaten anzukämpfen haben werde, als noch eine Möglichkeit vorlag, nach Cuba zurückzukehren, ließ Cortez seine Schiffe auf den Strand setzen unter dem Vorgeben, daß sie alle in zu schlechtem Zustande seien, um noch ferner Dienste zu leisten. Gewiß ein Act wahrhaft unerhörter Kühnheit, der seinen Begleitern nur noch die Wahl ließ, zu siegen oder zu sterben.

Da er nun von dem Ungehorsam seiner Leute nichts mehr zu fürchten hatte, brach Cortez am 16. August von Zempoalla aus mit fünfhundert Soldaten, fünfzehn Pferden und sechs Stück Feldgeschützen auf, ungerechnet zweihundert indianische Träger, welche die niederen Arbeiten verrichten sollten.

Bald erreichte er die Grenzen der kleinen Republik Tlascala, deren wilde Eingeborne

als Feinde jeder Knechtschaft schon lange mit Montezuma im Streite lagen. Cortez schmeichelte sich, daß seine so vielmal öffentlich erklärte Absicht, die Indianer Mexicos zu befreien, ihm die Tlascalanen in die Arme führen und zu seinen Verbündeten machen würde. Er begehrte also den Durchzug durch ihr Gebiet, um nach Mexico zu gelangen. Seine Abgesandten wurden aber einfach zurückgehalten, und als er in das Innere eindrang, mußte er vierzehn Tage hintereinander Tag und Nacht die unablässigen Angriffe mehrerer Heerhaufen von zusammen 30.000 Tlascalanen aushalten, die eine solche Kühnheit und Zähigkeit entwickelten, wie sie den Spaniern in der Neuen Welt noch niemals vorgekommen war.

Die Waffen dieser Wackeren waren aber gar zu primitiver Art. Was vermochten sie auszurichten mit ihren Pfeilen und mit Obsidian oder Fischknochen besetzten Lanzen, mit ihren getrockneten Pfählen und hölzernen Schwertern und vorzüglich mit

ihrer unausgebildeten Taktik? Als sie gewahr wurden, daß in allen den Gefechten, welche das Leben einer so großen Zahl ihrer besten Krieger gekostet hatten, kein einziger Spanier getötet worden war, fingen sie an zu glauben, daß die Fremden Wesen höherer Art sein müßten, vorzüglich da sie sich über Menschen nicht klar wurden, welche die in ihrem Lager gefangenen Spione mit abgeschnittenen Händen zurückschickten und nach jedem Siege die Gefangenen nicht nur nicht aufzehrten, wie es die Azteken gethan haben würden, sondern sie gar noch beschenkten – und so baten sie um Frieden.

Die Tlascanen bekannten sich also als Vasallen Spaniens und schwuren, Cortez bei jedem Zug Heerfolge zu leisten. Er seinerseits sollte sie dafür gegen ihre Feinde beschützen. Uebrigens war es hohe Zeit, daß es zu einem Friedensschlusse kam. Viele Spanier lagen verwundet, krank oder doch von Anstrengung erschöpft darnieder. Ihr Siegeseinzug in Tlascala aber, wo sie gleich übernatürlichen Wesen

empfangen wurden, ließ sie bald alle früheren Leiden vergessen.

Nach zwanzigtägiger Rast in genannter Stadt nahm Cortez mit einem Hilfscorps von 6000 Tlascanen seinen Marsch nach Mexico wieder auf. Er wandte sich zunächst nach Cholula; der Aussage der Indianer nach eine sehr gesunde Stadt, gleichzeitig ein heiliger Ort und bevorzugter Sitz ihrer Götter. Montezuma freute sich nicht wenig darüber, die Spanier dorthin gelockt zu sehen; mochte er nun darauf rechnen, daß die Götter selbst die Verletzung ihrer Tempel rächen würden, oder sagte er sich, daß eine Ermordung der Eindringlinge in dieser volkreichen und fanatischen Stadt leichter auszuführen sein werde.

Cortez jedoch war von den Tlascanen schon gewarnt worden, den Freundschafts- und Ergebenheits-Versicherungen der Cholulanen Glauben zu schenken. Trotzdem wählte er seine Quartiere ganz im Innern der Stadt, denn sein Ansehen

verlangte wenigstens den Schein, daß er nichts zu fürchten brauche. Als ihn die Tlascanen aber benachrichtigten, daß die Weiber und Kinder aus der Stadt weggeschleppt worden seien, und Marina, daß sich eine beträchtliche Truppenmenge an den Thoren der Stadt sammle, sowie daß man in den Straßen Fußangeln gelegt und Gräben eingeschnitten habe, während nach allen erhöhten Stellen Steine gebracht würden, da kam Cortez seinen Feinden zuvor, ließ die Vornehmsten der Stadt ergreifen, fesseln und richtete unter der erschrockenen und ihrer Führer beraubten Einwohnerschaft ein entsetzliches Blutbad an. Volle zwei Tage lang waren die armen Cholulanen allen Schrecken preisgegeben, welche die Wuth der Spanier und die Rache der Tlascanen, ihrer Alliirten, nur erfinden konnten. Sechstausend Einwohner ermordet, die Tempel eingeäschert und die halbe Stadt zerstört – das war freilich ein grausames Beispiel und gewiß geeignet, Montezuma und seinen Untergebenen die nöthige Furcht einzuflößen.

Auf den zwanzig Meilen, die ihn noch von der Hauptstadt trennten, wurde Cortez überall als Befreier begrüßt. Es gab keinen einzigen Caziken, der sich nicht über den kaiserlichen Despotismus zu beklagen gehabt hätte, was Cortez noch mehr in dem Glauben bestärkte, er werde mit einem, im Innern so zerspaltenen Reiche leicht genug fertig werden.

Je weiter sie von den Bergen von Chalco herabstiegen, desto lieblicher entrollte sich das Thal von Mexico, sein umfangreicher Binnensee, der weite Buchten bildete und mit großen Städten besetzt war, die auf Pfählen gebaute herrliche Hauptstadt selbst nebst ihren wohl angebauten Feldern, vor den entzückten Augen der Spanier.

Ohne sich um die fortwährenden Winkelzüge Montezuma's zu kümmern, der bis zum letzten Augenblick noch schwankte, ob er die Spanier als Feinde oder Freunde empfangen sollte, zog Cortez mit seinen Leuten auf der künstlichen Straße weiter, welche quer durch den See

nach Mexico führt. Kaum eine Meile befand er sich von der Stadt entfernt, als sich mehrere durch ihre prächtige Kleidung als hervorragende Persönlichkeiten ausgezeichnete Indianer näherten und ihm die Ankunft des Kaisers meldeten.

Bald darauf erschien Montezuma, auf einer reich mit Gold und Federn geschmückten Tragbahre, welche auf den Schultern seiner Günstlinge ruhte, während ihn gleichzeitig ein prächtiger Thronhimmel gegen die Strahlen der Sonne schützte.

Wo er auf der Straße dahinzog, warfen sich die Indianer vor ihm nieder und verbargen ihr Gesicht, als seien sie unwürdig, des Herrschers Antlitz zu sehen. Dieses erste Zusammentreffen wurde ein sehr herzliches, und Montezuma führte in eigener Person seine Gäste nach dem für sie hergestellten Quartiere, einem ausgedehnten, mit einer Mauer umgebenen und von hohen Thürmen vertheidigten Palaste. Cortez traf sofort die nöthigsten Vertheidigungsmaßregeln und ließ seine

Geschütze so aufstellen, daß sie die hierher  
führenden Straßen bestrichen.

Bei der zweiten Zusammenkunft wurden  
dem General und seinen Soldaten  
werthvolle Geschenke angeboten.  
Montezuma erzählte auch, daß die  
Vorfahren der Azteken, einer alten Sage  
nach, einst unter Anführung eines weißen  
und, ebenso wie die Spanier, bärtigen  
Mannes in's Land gekommen seien.  
Nachdem dieser ihre Macht begründet,  
habe er sich auf dem Ocean eingeschifft,  
unter dem Versprechen, seine Nachfolger  
würden dereinst wieder erscheinen, sie zu  
besuchen und ihre Gesetze zu verbessern.  
Wenn er sie (die Spanier) heute nicht als  
Fremde, sondern als Freunde aufnähme, so  
geschehe das, weil er überzeugt sei, in  
ihnen die Abkömmlinge jenes alten  
Häuptlings zu sehen, und er bitte sie  
deshalb, sich als die Herren seiner Staaten  
zu betrachten.

Die nächsten Tage widmeten die Spanier  
einer genaueren Besichtigung der Stadt, die

sie größer, volkreicher und schöner fanden als irgend eine bis jetzt in Amerika gesehene andere. Als ganz besondere Eigenthümlichkeit erschienen die Straßen, die sie mit dem Festlande verbanden, nämlich eine Art Dämme mit verschiedenen Durchlaßöffnungen, um den auf dem See dahinsegelnden Fahrzeugen unbehinderten Durchgang zu gewähren. Uebrigens schlossen leicht zerstörbare Brücken jene Oeffnungen ab. In der Richtung nach Osten fehlte es jedoch an einem solchen Straßendamme, und konnte man auf dieser Seite nur mittelst Canots nach der Stadt gelangen.

Diese eigenthümliche Lage der Stadt Mexico flößte Cortez, der hier, ohne einen Ausweg zu haben, unerwartet eingeschlossen werden konnte, doch einige Unruhe ein. Er beschloß also, um jedem verrätherischen Putsche zuvorzukommen, sich des Kaisers als Geisel zu bemächtigen. Die ihm eben zukommenden Nachrichten lieferten dazu den geeignetsten Vorwand: der mexicanische General Qualpopoka

hatte von den Spaniern schon unterworfenen Gebiete angegriffen und dabei Escalante und sieben Soldaten tödtlich verwundet.

Cortez benutzte diese Vorkommnisse, den Kaiser des Verrathes zu beschuldigen. Er behauptete, daß jener seinen Soldaten nur freies Spiel gewähre, um sie auch die erste günstige Gelegenheit ergreifen zu lassen, ihnen gegenüber hier ebenso wie gegen Escalante aufzutreten, ein Verfahren, das eines mächtigen Herrschers unwürdig wäre und sich sehr von dem guten Vertrauen unterscheide, mit dem Cortez zu ihm gekommen sei. Im Fall der Verdacht der Spanier aber unbegründet sei, habe der Kaiser ja ein einfaches Mittel, sich zu rechtfertigen, indem er Qualpopoka empfindlich bestrafen lasse. Um die Wiederkehr gewaltthätiger Auftritte zu verhindern, welche dem bisherigen guten Einvernehmen doch nur schaden konnten, und um seinen Mexicanern zu zeigen, daß er selbst gegen die Spanier keinerlei böse Absichten hege, blieb Montezuma keine andere Wahl übrig, als mitten unter

Letzteren seine eigene Wohnung aufzuschlagen. Es liegt auf der Hand, daß sich der Kaiser hierzu nur sehr ungern entschloß, doch mußte er wohl oder übel der Uebermacht und den Drohungen seiner ungebetenen Gäste nachgeben. Als er seinen Unterthanen den Beschuß der Residenzverlegung kundgab, mußte er ihnen wiederholt versichern, daß er sich freiwillig und aus eigener Wahl unter die Spanier begebe, und sie durch seine Worte zu besänftigen suchen, da jene nicht übel Lust zeigten, über die Fremdlinge herzufallen.

Cortez' gewagter Streich gelang also weit über Erwarten. Qualpopoka, sein Sohn und fünf Hauptanführer bei jenem Angriffe wurden von den Mexicanern selbst verhaftet und einem spanischen Tribunal – Richter und Partei in einer Person – übergeben, das sie verurtheilte und lebendig verbrennen ließ. Nicht zufrieden damit, die Männer grausam bestraft zu haben, welche nur ihres Kaisers Befehle ausführten und sich dem Raube ihres Landes mit

bewaffneter Hand widersetzen, bereitete Cortez Montezuma noch eine weitere Erniedrigung, indem er diesen unter dem Vorwände, von den Verurtheilten im letzten Augenblicke schwer angeschuldigt worden zu sein, in Ketten legen ließ.

Sechs Monate hindurch übte der »Conquistador« so im Namen des zum bloßen Scheinherrschers degradirten Kaisers die oberste Gewalt aus, entsetzte ihm mißliebige Gouverneure, ließ Zölle und Steuern eintreiben, bekümmerte sich um alle Einzelheiten der Verwaltung und entsendete Spanier in die verschiedenen Provinzen des Reiches, um sich Kenntnisse von deren Erzeugnissen zu verschaffen und vorzüglich die Bergbau-Districte auszukundschaften, sowie die bei der Goldgewinnung üblichen Verfahrungsweisen zu studiren.

Endlich machte sich Cortez die Neugier Montezuma's, der gern einmal europäische Schiffe sehen wollte, zu Nutze, und ließ von Vera-Cruz Takelage nebst anderem

Ausrüstungsmateriale kommen, um zwei Brigantinen erbauen zu lassen, die ihm die Verbindung mit dem Festlande sichern sollten.

Ermuntert durch die Beweise von Furcht und Unterwürfigkeit, ging Cortez noch weiter und verlangte von Montezuma, daß er sich als Vasall und Tributärfürst Spaniens bekennen solle. Die Leistung des Lehenseides ging, wie man sich leicht denken kann, unter Darbringung zahlreicher und kostbarer Geschenke, sowie unter Auflegung einer starken Contribution vor sich. Durch letztere wollte man alles von den Indianern erpreßte Gold und Silber zusammenhäufen, das mit Ausnahme weniger, ihrer schönen Bearbeitung wegen verschonter Stücke eingeschmolzen werden sollte. Alles in Allem kamen aber nicht mehr als 600.000 Pesos (= 1,600.000 Mark) zusammen. Obwohl die Spanier also ihre ganze Macht aufboten und Montezuma seine eigenen Schätze leerte, um sie zu befriedigen, so erreichte das Ergebniß doch nur obige lächerliche Summe, die den

Vorstellungen der Eindringlinge von den Reichthümern des Landes herzlich schlecht entsprach.

Nach Absetzung eines Fünftels für den König, eines Fünftels für Cortez und nach Abzug der für die Heeresausrüstung aufgewendeten Unkosten betrug der Anteil jedes Soldaten noch nicht hundert Pesos. Statt so arge Strapazen durchzumachen, sich so großen Gefahren auszusetzen und so schwere Entbehrungen zu erleiden für – erbärmliche hundert Pesos, wäre Jeder gewiß lieber auf Espagnola geblieben! Liefen Cortez' prahlerische Versprechungen auf dieses armselige Resultat hinaus, wenn anders die Theilung gerecht zugegangen war, worüber man sich allerdings leise Zweifel erlaubte, so erschien es wahrhaft lächerlich, noch länger in einem so elenden Lande auszuharren, während man unter einem, mit Versprechungen mehr haushälterischen, aber freigebigeren Führer an Gold und Edelsteinen reiche Länder erobern konnte, wo für brave Kriegsleute wenigstens eine entsprechendere

Belohnung ihrer Mühen zu erwarten war.  
So etwa murmelten die beutegierigen  
Abenteurer unter einander; die Einen  
nahmen ihren Antheil höchstens unwillig in  
Empfang, Andere schlügen ihn verächtlich  
ganz aus.

Gelang es nun Cortez, auch bei Montezuma  
bezüglich aller politischen Angelegenheiten  
seinen Willen durchzusetzen, so war das  
bezüglich der Religion doch ganz und gar  
nicht der Fall. So konnte er ihn niemals  
dazu bewegen, das Christenthum  
anzunehmen, und als er, wie in Zempoalla,  
einen Versuch machte, die Götzenbilder  
umzustürzen, entstand sofort ein Aufruhr,  
der gewiß ein sehr ernstes Aussehen  
angenommen hätte, wenn er nicht  
staatsklug genug gewesen wäre, von seinem  
Vorhaben sofort abzustehen. Ertrugen die  
Mexicaner auch fast ohne Widerstand die  
Einkerkerung und Herabwürdigung ihres  
Monarchen, so beschlossen sie jetzt doch,  
den ihren Göttern angethanen Schimpf zu  
rächen, und bereiteten heimlich eine

allgemeine Empörung gegen die Eindringlinge vor.

Eben als die Dinge im Innern des Landes einer minder günstigen Wendung entgegen gingen, empfing Cortez von Vera-Cruz her die Nachricht, daß mehrere Schiffe vor dem dortigen Hafen kreuzten. Zuerst glaubte er diese als eine von Carl V. gesendete Hilfsflotte ansehen zu dürfen, und als Antwort auf einen Brief, den er durch Karrero und Monteja am 16. Juli 1519 an den König abgeschickt hatte. Bald erkannte er seine Täuschung und er erfuhr, daß diese Flottille, ausgerüstet von Velasquez, welcher wohl erfahren hatte, mit wie leichtem Herzen sein Unterbefehlshaber alle Bande des Gehorsams gegen ihn gesprengt hatte, den Auftrag habe, ihn abzusetzen, gefangen zu nehmen und nach Cuba zu schaffen, wo ihm der Proceß gemacht werden sollte.

Diese, unter dem Commando Pamphilo de Narvaez' stehende Flotte zählte nicht weniger als achtzehn Schiffe und trug

vierhundert Reiter, hundert Fußsoldaten,  
darunter achtzig Musketiere nebst  
hundertzwanzig Armbrustschützen und  
zwölf Kanonen.

Narvaez landete, ohne Widerstand zu finden, in der Nähe des Forts San Juan d'Ulloa. Als er aber an Sandomal, den Gouverneur von Vera-Cruz, das Ansuchen stellte, ihm die Stadt auszuliefern, verhaftete dieser einfach die Leute, welche sich zur Ueberbringung jener unverschämten Zumuthung hergegeben hatten, und schickte dieselben nach Mexico. Cortez setzte sie hier sofort wieder in Freiheit und zog von ihnen eingehende Erkundigung über die Absichten und Streitkräfte Narvaez' ein. Die ihm persönlich drohende Gefahr war gewiß nicht gering. Außer ihrer überlegenen Anzahl besaßen die von Velasquez aufgebotenen Truppen auch bessere Waffen und reichlichere Munition als die seinigen; was ihn aber vorzüglich beunruhigte, war nicht etwa die Aussicht, selbst zum Tode verurtheilt zu werden, sondern die Furcht,

die Erfolge seiner Mühen wieder verloren gehen zu sehen und die vor dem schlechten Eindruck, den solche Differenzen in Spanien hervorrufen mußten. Die Lage wurde kritisch. Zuletzt, nach reiflicher Ueberlegung und Abwägung des Für und Wider, entschloß sich Cortez trotz des Mißverhältnisses zwischen seinen und den entgegenstehenden Kräften doch, lieber den Kampf aufzunehmen, als seine Eroberungen und die Interessen Spaniens aufzugeben.

Bevor es jedoch zum Aeußersten kam, entbot Cortez an Narvaez seinen Kaplan Olmedo, der eine sehr schlechte Aufnahme fand und alle seine überbrachten Vermittelungsvorschläge kurzer Hand abgewiesen sah. Mehr Erfolg hatte Olmedo bei den Soldaten, die ihn meist von früherher kannten und unter denen er eine Menge Kettchen, Goldringe und andere Schmuckgegenstände vertheilte, Geschenke, welche nur zu sehr geeignet waren, bei jenen eine hohe Meinung von den Reichthümern des kühnen Eroberers zu

erwecken. Narvaez, der hiervon hörte, wollte seine Soldaten aber nicht länger der Verführung ausgesetzt wissen; er setzte einen Preis aus auf den Kopf Cortez' und seiner ersten Officiere und zog jenem entgegen. Der Letztere war viel zu kriegsgewandt, um unter ungünstigen Verhältnissen eine Schlacht anzunehmen. Er suchte nur Zeit zu gewinnen, ermüdete Narvaez und dessen Truppen, die sich nach Zempoalla zurückzogen, und traf so ausgezeichnete Vorbereitungen, daß er durch eine nächtliche Überrumpelung, bei der Erstaunen und Schrecken das Mißverhältniß der Streitkräfte ausgleichen, seinen Gegner mit allen Truppen gefangen nahm, während er selbst nur zwei Soldaten verlor.

Der Sieger behandelte die Besiegten mild und ließ ihnen die Wahl, entweder nach Cuba zurückzukehren, oder sich seiner Fahne anzuschließen. Der letztere Ausweg erschien durch Cortez' Geschenke und Versprechungen den neuen Ankömmlingen am verlockendsten, so daß jener sich heute

an der Spitze von 1000 Mann befand, wo er gestern so nahe daran war, Narvaez in die Hände zu fallen.

Diese unerwartet günstige Wendung seiner Verhältnisse benutzte Cortez mit diplomatischer Gewandtheit und beeilte sich zunächst, nach Mexico zurückzugehen. Die hier unter dem Befehle Almarado's zurückgelassenen Truppen zur Bewachung seiner Schätze und des kaiserlichen Gefangenen befanden sich in harter Bedrängniß. Die Eingeborenen hatten nicht wenige derselben getötet und verwundet und hielten den Rest, unter fortwährender Bedrohung mit einem allgemeinen Sturmangriff eng eingeschlossen.  
Uebrigens muß hierzu bemerkt werden, daß das unkluge, vor keinem Verbrechen zurücksscheuende Verfahren der Spanier und vorzüglich die Ermordung der hervorragendsten Personen der Stadt, während eines Festes, den Aufruhr erst hervorgerufen, dem die Spanier dadurch hatten zuvorkommen wollen.

Nachdem er sich durch zweitausend Tlascalanen verstärkte, wandte sich Cortez in Eilmärschen nach der Hauptstadt, wo er glücklich eintraf, bevor die Indianer die Brücken der Landstraßen und Dammwege, welche Mexico mit dem Lande verbanden, zerstört hatten. Trotz Eintreffens dieser Verstärkung besserte sich aber die Lage noch nicht. Tagtäglich kam es zu Gefechten und mußten die Straßen, die nach dem von den Spaniern besetzten Palaste führten, mit Waffengewalt gesäubert werden.

Cortez erkannte jetzt den Fehler, den er begangen hatte, sich in einer Stadt festzusetzen, wo er in jedem Augenblicke angegriffen werden konnte, während der Abzug aus derselben mit ganz besonderen Schwierigkeiten verknüpft war. Da wandte er sich an Montezuma, der durch seine Autorität und den Einfluß, den er noch immer übte, die Wogen der Empörung glätten, jedenfalls aber den Spaniern eine Zeit der Ruhe verschaffen konnte, um ihren Rückzug vorzubereiten. Als der unglückliche, zu Cortez' bloßem Spielballe

herabgesunkene Kaiser aber, geschmückt mit den Abzeichen seiner Würde, auf der Mauer erschien und seinen Unterthanen anrieth, die Feindseligkeiten einzustellen, er hob sich ein Murren der Unzufriedenheit und wurden verschiedene Drohungen laut; die Feindseligkeiten begannen von Neuem, und bevor die Soldaten Zeit gewannen, ihn mit ihren Schilden zu decken, wurde der Kaiser durch mehrere Pfeile verwundet und von einem Steine so an den Kopf getroffen, daß er zusammenbrach.

Bei diesem Anblick stellten die Indianer, erschrocken über das begangene Verbrechen, augenblicklich den Kampf ein und stoben nach allen Richtungen auseinander. Montezuma aber, der nun erst begriff, zu welch' niedriger Rolle Cortez ihn herabgewürdigt hatte, riß sich den Verband seiner Wunden ab, verweigerte jede Aufnahme von Nahrung und gab, mit einem Fluche gegen die Spanier auf den Lippen, den Geist auf.

Nach so unseligen Ereignissen war auf die Wiederherstellung freundlicher Beziehungen zu den Mexicanern natürlich nicht ferner zu rechnen, und es galt nur, schnell und um jeden Preis eine Stadt zu räumen, in der man fürchten mußte, eingeschlossen und ausgehungert zu werden. Cortez sah das ein und traf im Geheimen seine Vorbereitungen. Seine Truppen hielten sich stets so eng als möglich beisammen, und er selbst mußte häufig zum Degen greifen und fechten wie ein gemeiner Soldat. Solis erzählt sogar, ohne daß seine Quelle bekannt geworden ist, daß zwei junge Mexicaner bei einem Angriffe auf ein, das Quartier der Spanier beherrschendes Gebäude, als sie Cortez, der seine Soldaten anfeuerte, erkannten, den Beschuß faßten, sich aufzuopfern, um den Urheber des Unglücks ihres Vaterlandes umzubringen. Sie näherten sich ihm mit flehenden Geberden, als suchten sie Schutz und Hilfe, faßten ihn dann aber mitten um den Leib und schleppten ihn nach den Zinnen des Daches, von welchen sie sich herabstürzten, während sie ihn dabei mit

sich zu reißen versuchten. Cortez verdankte es nur seiner außerordentlichen Körperkraft und Gewandtheit, daß er sich von ihnen loswand, und nur die muthigen Mexicaner bezahlten ihre heldenhafte, aber nutzlose That mit dem Leben.

Nachdem der Rückzug einmal beschlossen war, fragte es sich, ob man ihn am Tage oder in der Nacht bewerkstelligen sollte. Am hellen Tage konnte man dem Feinde erfolgreicher Widerstand leisten, etwa in den Weg gelegte Hindernisse erkennen und leichter Anstalt treffen, die von den Mexicanern voraussichtlich zerstörten Brücken wieder herzustellen. Andererseits wußte man aus Erfahrung, daß die Indianer sich nach Sonnenuntergang kaum in ein Gefecht einließen; vorzüglich aber entschied sich Cortez zu einem nächtlichen Rückzuge, weil ein Soldat, der etwas Astrologie trieb, seinen Kameraden einen guten Ausgang vorausgesagt hatte, wenn man die Nacht zum Abzüge benutze.

Um Mitternacht ward also der Abmarsch angetreten. Außer den spanischen Truppen standen unter Cortez' Befehle auch Heerhaufen aus Tlascala, Zempoalla und Cholula, zusammen, trotz der erheblichen, im Laufe der Zeit erlittenen Verluste, eine Stärke von 7000 Mann. Sandoval commandirte den Vortrab; Cortez befand sich mit dem Gepäck, den Kanonen und den Gefangenen, darunter ein Sohn und zwei Töchter Montezuma's, in der Mitte; Alvarado und Velasquez de Leon führten den Nachtrab. Man hatte vorsorglicher Weise auch eine fliegende Brücke hergestellt, um den Uebergang über etwaige zerstörte Stellen der Straße zu ermöglichen. Kaum drängte sich das Heer aber aus dem nach Tacuba führenden, nämlich dem kürzesten Dammwege zusammen, als es auch schon von vorn, von den Seiten und von rückwärts her durch dichte feindliche Massen angegriffen wurde, während es eine unzählbare Bootsflottille mit einem Hagel von Steinen und Geschossen überschüttete. Bestürzt und unfähig, etwas zu sehen, wissen die Alliirten nicht, nach welcher

Seite hin sie sich vertheidigen sollen. Die hölzerne Brücke giebt unter der Last der Cavallerie und der Kämpfenden nach. Eingekeilt in eine schmale Chaussee, außer Stande, von ihren Feuerwaffen Gebrauch zu machen, oder die Cavallerie, der es an Terrain zur Bewegung gänzlich fehlt, zu verwenden, untermengt mit Indianern, die sie Mann gegen Mann überfallen, und ohne Kräfte, um einen Feind Niederschlagen zu können, weichen die von allen Seiten umringten Spanier nebst ihren Verbündeten vor der immer wachsenden Uebermacht der Angreifer zurück. Führer und Soldaten, Infanterie und Cavallerie, Spanier und Tlascanen, Alles wälzt sich durcheinander; Jeder wehrt sich seiner Haut, so gut er eben kann, ohne sich um Disciplin und die Rettung des Ganzen zu bekümmern.

Alles schien verloren, da gelingt es Cortez mit etwa hundert Mann einen Dammeinschnitt über die ihn fast ausfüllenden Leichen der Gefallenen zu überschreiten. Er ordnet seine Soldaten, so gut das im Drange des Augenblickes

möglich ist, und schiebt sich an der Spitze der noch kampffähigsten Mannschaften wie ein Keil in das Gewirr ein, wodurch es ihm gelingt, einen Theil der Seinigen zu befreien. Noch vor Tagesanbruch fanden sich Alle, denen es gelungen war, dem Blutbade dieser »noche triste«, wie jene entsetzliche Nacht bezeichnet ward, zu entrinnen, in Tabuca zusammen.

Thränenden Auges musterte Cortez seine letzten Soldaten, die alle fast ohne Ausnahme verwundet waren, und übersah die fürchterliche Größe des erlittenen Verlustes; 4000 Indier, Tlascanen und Cholulanen, und fast sämmtliche Pferde waren getötet; die ganze Artillerie nebst Munition und fast alles Gepäck verloren; verschiedene hervorragende Officiere, Velasquez de Leon, Salcedo, Morla, Laros und noch manche Andere zählten zu den Gefallenen; Alvarado lag an den schwersten Wunden darnieder.

In Tacuba hielt man sich nicht auf, sondern marschirte auf gut Glück, unbekümmert um den dort zu gewärtigenden Empfang, nach

Tlascala zu. Von den Mexikanern unablässig beunruhigt, mußten die Spanier in der Gegend von Otumba auch noch eine große Schlacht gegen zahlreiche feindliche Heerhaufen annehmen, deren Stärke manche Geschichtsschreiber auf 200.000 Mann angeben. Mit den wenigen, ihm übrig gebliebenen Reitern gelang es Cortez jedoch, Alles niederzurennen, was im Wege stand, und sich bis zu einer Gruppe an den goldverzierten Federbüschchen und der prachtvollen Kleidung erkennbarer hoher Persönlichkeiten durchzuschlagen, unter der sich auch der das Banner tragende General befand. Cortez stürzte sich also mit einigen Reitern auf jene Gruppe und war glücklich oder geschickt genug, den mexikanischen Officier mit einem Lanzenstiche zum Falle zu bringen, während ein Soldat, Namens Juan de Salamanca, demselben mit dem Degen vollends den Garaus machte. Mit dem Augenblicke, wo das Banner verschwand, war die Schlacht entschieden, und die von panischem Schrecken ergriffenen Mexikaner flohen nach allen Seiten. »Noch

niemals vorher«, sagt Prescott, »waren die Spanier so schwer bedroht gewesen, und ohne Cortez' Glücksstern würde kaum Einer am Leben geblieben sein, um der Nachwelt von der blutigen Schlacht bei Otumba zu berichten.« Die Siegesbeute war sehr beträchtlich und entschädigte die Spanier doch theilweise für die beim Auszuge aus der Stadt Mexico erlittenen Verluste, denn die geschlagene Armee bestand aus den vornehmsten Kriegern des Volkes, die sich, überzeugt von der Unfehlbarkeit des Erfolges, mit ihren reichsten Zierrathen geschmückt hatten.

Am folgenden Tage betraten die Spanier das Gebiet Tlascalas.

»Ich lenke jetzt die Aufmerksamkeit des Lesers«, sagt Bernal Dias, »auf die Thatsache, daß unsere eigene Gesammtstärke, als wir zum Entsatze Alvarado's nach Mexico marschirten, 1300 Mann betrug, darunter siebenundneunzig Reiter, achtzig Armbrust- und ebenso viele Büchsenschützen, neben mehr als 2000

Tlascalanen und reichlicher Artillerie. Unser zweiter Einzug in Mexico erfolgte am Johannistage 1520 und unsere Flucht am 10. Juli. Die denkwürdige Schlacht bei Otumba lieferten wir am 14. Juli. Weiter richte ich hiermit die Aufmerksamkeit auf die Anzahl Menschen, welche sowohl in Mexico, bei dem Zuge über die Dammstraße und deren Brücken, als auch bei Otumba und anderen Gefechten unterwegs den Tod fanden. Im Zeitraume von fünf Tagen verloren wir 860 Mann, darunter 70 Soldaten, die in dem Dorfe Rustepeque niedergemacht wurden, und außerdem fünf castilische Frauen; in derselben Zeit fielen auch 1200 Tlascalanen. Es verdient auch erwähnt zu werden, daß wenn von Narvaez' Truppen mehr Leute als von den Cortez'schen Soldaten umkamen, das deshalb geschah, weil sie sich bei dem Ausmarsche mit vielem Golde beladen hatten, dessen Gewicht sie verhinderte, zu schwimmen und sich aus den Dammdurchstichen wieder heraufzuarbeiten.«

Cortez' Truppen waren jetzt auf 400 Mann mit 20 Pferden, 12 Armbrust- und 7 Büchsenschützen zusammengeschmolzen, welche keine Ladung Pulver mehr besaßen, Alle verwundet und an Armen und Beinen gelähmt waren; sie erreichten also dieselbe Stärke wie bei ihrem ersten Einzug in Mexico, freilich mit dem nennenswerthen Unterschiede, daß sie jetzt als Besiegte die Hauptstadt geräumt hatten.

Beim Uebertritt auf tlascalanisches Gebiet legte es Cortez seinen Leuten und vorzüglich denen von Narvaez' Heere übernommenen dringend an's Herz, sich gegenüber den Einwohnern ja keinerlei Uebergriffe zu erlauben, da jetzt das allgemeine Wohl auf dem Spiele stand, und die einzigen, ihnen noch verbliebenen Verbündeten auf keine Weise zu reizen. Zum Glück erwiesen sich auch die wegen der Treue der Tlascalanen gehegten Befürchtungen als grundlos. Die Spanier wurden mit theilnehmender Anhänglichkeit empfangen; die Bewohner dachten dagegen nur daran, ihre von den Mexikanern

hingemordeten Brüder zu rächen. In ihrer Hauptstadt traf Cortez auch die Nachricht von dem Verluste zweier weiterer Detachements, doch waren alle diese harten Schläge nicht im Stande, seinen Muth zu beugen. Unter seinem Befehle standen ja noch kriegsgewohnte Truppen und treue Bundesgenossen; Vera-Cruz war unversehrt; noch einmal konnte er ja sein Glück versuchen.

Bevor er jedoch einen neuen Feldzug unternahm und sich auf eine wiederholte Belagerung einließ, galt es, Unterstützung zu finden und Vorbereitungen zu treffen. Cortez versäumte das auch nicht. Er sandte vier Schiffe nach Espagnola, um Freiwillige zu werben und Pferde, Pulver und Munition aufzukaufen; gleichzeitig ließ er in den Wäldern von Tlascala das nöthige Holz zur Erbauung von zwölf Brigantinen fällen, welche stückweise nach dem See von Mexico geschafft und dort zu geeigneter Zeit vom Stapel gelassen werden sollten.

Nach Unterdrückung einiger Meuterei-Versuche, vorzüglich unter den mit Narvaez hierher gekommenen Leuten, marschirte Cortez wieder vorwärts und band, mit Hilfe der Tlascalanen, mit den Bewohnern von Tepeaka und anderen Provinzen an, was den Vortheil hatte, seine eigenen Truppen wieder an den Sieg, seine Alliirten aber an den Krieg zu gewöhnen.

Inzwischen fielen Cortez zwei mit Munition und Verstärkungen beladene Brigantinen in die Hände, welche Velasquez an Narvarez, ohne Kenntniß von dessen Mißgeschick, abgesendet hatte, gleichzeitig schloß sich ihm noch eine Anzahl, von Franz de Garay, Gouverneur von Jamaica, hierher geschickter Spanier an. Cortez' Armee bestand nun, nach Ausscheidung aller, ihm nicht genehmer Anhänger Narvaez' aus 500 Mann Fußvolk, darunter 80 Musketiere, nebst 40 Reitern. Mit diesem schwachen Heere, dem als Unterstützung noch 1000 Tlascalanen zur Seite standen, brach er denn am 28. December 1520 wiederum nach Mexico

auf, sechs Monate nachdem er dasselbe  
gezwungen verlassen hatte.

Trotz des Interesses, welches er bietet,  
gehen wir über diesen Feldzug in Kürze  
hinweg, da dessen Schauplatz in schon  
vorher bekannten Gegenden zu suchen,  
unsere Aufgabe aber nicht die ist, hier eine  
Geschichte der Eroberung Mexicos zu  
liefern. Es genüge hier also die Bemerkung,  
daß nach Montezuma's Tode dessen auf den  
Thron erhobener Bruder Quetlavaca alle  
durch die strategische Kunst der Azteken  
gebotenen Vertheidigungsmaßregeln  
getroffen hatte. Er starb aber an den  
Blattern, jenem traurigen Geschenke, das  
die Spanier der Neuen Welt gemacht hatten,  
gerade in dem Augenblicke, wo seine  
vorsorgliche Klugheit und sein  
entschlossener Muth am nöthigsten  
gewesen wären. Sein Nachfolger wurde  
Guatimozin, ein wegen seiner Talente und  
persönlichen Werthes bekannter Neffe  
Montezuma's.

Sobald Cortez nur den Fuß auf mexicanischen Boden setzte, hatte er auch zu kämpfen. Er eroberte bald Tezcuco, eine zwanzig Meilen von Mexico und am Gestade des Binnensees gelegene Stadt, auf welch' letzterem die Spanier nach Verlauf von drei Monaten eine achtunggebietende Flotte besitzen sollten. In diese Zeit fällt auch die Anzettelung einer Verschwörung, welche die Ermordung Cortez' und seiner obersten Anführer bezweckte, und deren Haupturheber hingerichtet wurde. Im Uebrigen lächelte Cortez jetzt allseitig das Glück; er erhielt Nachricht von weiteren, in Vera-Cruz eingetroffenen Verstärkungen, und der größte Theil der unter Guatimozin's Herrschaft stehenden Städte unterwarf sich der Gewalt seiner Waffen. Die wirkliche Belagerung (Mexicos) nahm im Mai 1521 ihren Anfang und dauerte, unter wechselnden Erfolgen und Mißerfolgen, bis zu dem Tage, da die Brigantinen flott wurden. Die Mexikaner schreckten jedoch nicht vor einem Angriffe auf dieselben zurück, vier- bis fünfhundert von je zwei Mann besetzten Boote bedeckten plötzlich

den See und fuhren gegen die spanischen Schiffe, welche eine Bemannung von drei- bis vierhundert Soldaten hatten, heran. Die neun mit Kanonen bewaffneten Brigantinen hatten die feindliche Flotte zwar sehr bald zerstreut oder vernichtet, doch führten weder dieser Erfolg noch auch einige andere Vortheile, die Cortez gleichzeitig gewann, zu einer merklichen Aenderung der Situation und die Belagerung zog sich noch weiter in die Länge. Der General beschloß also, die Stadt mit Sturm zu nehmen. Leider fand der Officier, der die Rückzugslinien auf den Dammwegen decken sollte, während die Spanier in die Stadt eindrangen, diesen Posten seiner nicht würdig und verließ denselben also, um sich am Kampfe zu betheiligen. Sobald Guatimozin von diesem Fehler hörte, beeilte er sich, daraus Nutzen zu ziehen. Er griff die Spanier von allen Seiten mit einer solchen Heftigkeit an, daß er sehr viele derselben tödtete und zweiundsechzig Soldaten gefangen nahm. Cortez selbst, der am Schenkel eine schwere Verwundung trug, wäre bald lebend in seine Hände

gefallen. Während der Nacht ward der große Tempel des Kriegsgottes zur Feier des Sieges festlich erleuchtet und mit tiefster Trauer hörten die Spanier die Töne der großen Trommeln der Mexikaner. Von ihren Stellungen aus konnten sie die letzten Augenblicke ihrer gefangenen Landsleute beobachten, denen man die Brust öffnete, um das Herz herauszureißen, und deren die Altartreppen hinabgestürzte Leiber vollends von den Azteken zerstückelt wurden, welche sich noch darum stritten, um sie bei einem schauerlichen Gastmahle zu verzehren.

Diese furchtbare Niederlage trug noch mehr dazu bei, daß sich die Belagerung in die Länge zog und bis zu dem Tage dauerte, wo Guatimozin, nachdem die Stadt schon zu drei Viertheilen eingenommen oder zerstört war, durch seine Rathgeber veranlaßt wurde, sich nach dem festen Lande zu begeben und hier den weiteren Widerstand zu organisiren. Die Barke, welche ihn trug, wurde jedoch abgefangen und er selbst ergriffen. Während seiner Haft bewies er

übrigens mehr Charakterstärke und Selbstachtung als sein Oheim Montezuma.

Jetzt hatte nun aller Widerstand ein Ende und Cortez konnte von der, zur Hälfte in Trümmern liegenden Stadt Besitz nehmen. Nach heldenmütiger Verteidigung, während welcher 120.000 – wie die Einen sagen – oder 240.000 Mexicaner – nach anderen Berichten – den Tod fanden, nach einer Belagerung, welche nicht weniger als fünfsiebzig Tage dauerte, unterlag Mexico, und mit der Hauptstadt auch das ganze Reich, weniger den Streichen der Spanier, als vielmehr dem alten Hasse, der Empörung der unterworfenen Volksstämme und der Eifersucht der Nachbarstaaten, welche bald das neue Joch schwer beklagen sollten, dem sie sich so bereitwillig gebeugt hatten.

Dem Siegesrausche folgte bei den Spaniern bald der Aerger und die Wuth. Die ungeheuren Schätze, auf welche sie gerechnet hatten, waren nicht vorhanden oder in den See versenkt worden.

Cortez, der seine Unzufriedenen auf keine andere Weise zu beruhigen vermochte, sah sich genöthigt, den Kaiser und seinen ersten Minister der Tortur zu unterwerfen. Einige Geschichtsschreiber, in erster Reihe Gomorra, erzählen, daß der letztere, während die Spanier das Feuer unter dem Roste schürten, auf dem die beiden unglücklichen Opfer ausgestreckt lagen, den Kopf nach seinem Herrn gewendet habe, wie um ihn zum Reden und dadurch zur Beendigung seiner Qualen zu bewegen; Guatimozin aber habe jede Anwandlung von Schwäche unterdrückt durch die wenigen Worte: »Und ich, bin ich etwa hier zum Vergnügen oder im Bade?« eine Antwort, welche poetischer in: »Und ich, bin ich hier etwa auf Rosen gebettet?« umgewandelt wurde.

Die Geschichtsschreiber schließen ihren Bericht über die Eroberung Mexicos gewöhnlich mit der endgiltigen Einnahme der Hauptstadt ab; uns bleibt jedoch noch übrig, von einigen anderen, von Cortez zu verschiedenen Zwecken unternommenen

Expeditionen zu sprechen, welche ein ganz neues Licht über verschiedene Theile Central-Amerikas verbreitet haben; endlich wollen wir uns auch von diesem Helden, der in der Entwickelung der Civilisation und in der Geschichte der Neuen Welt eine so hochwichtige Rolle spielt, nicht verabschieden, ohne dem Ende seiner merkwürdigen Laufbahn einige Worte zu widmen.

Mit der Hauptstadt war, im eigentlichen Sinne, das mexicanische Reich gefallen; leisteten die Bewohner auch da und dort, vorzüglich in der Provinz Oaxaca noch einigen Widerstand, so blieb dieser doch vereinzelt und reichten geringe Truppenabtheilungen hin, die letzten Widerstrebenden zu entwaffnen, welche überdies erschreckt waren durch die schrecklichen Strafen, mit denen man andere Aufständische in Panucco belegt hatte. Gleichzeitig schickten die Bewohner der entferntesten Gegenden des Reiches Abgesandte, sich von der Wahrheit dieses wunderbaren Ereignisses, der Einnahme

von Mexico, zu überzeugen, die Ruinen der verwünschten Stadt in Augenschein zu nehmen und ihre Unterwerfung anzuseigen.

Cortez, der endlich seine Stellung gesichert sah nach so vielen Zwischenfällen, daß deren Aufzählung hier zu vielen Raum beanspruchen würde, und von denen er selbst sagte: »Es hat mir mehr Mühe gekostet, gegen meine eigenen Landsleute zu kämpfen als gegen die Azteken«, blieb nun nur noch übrig, sein erobertes Land zu organisiren. Er begann damit, den Sitz seiner Herrschaft in dem wieder aufgebauten Mexico zu errichten. Viele wußte er durch Landschenkungen herbeizulocken, die Indianer aber dadurch zu gewinnen, daß er ihnen zunächst ihre gewohnten Häuptlinge ließ, obwohl er, mit Ausnahme der Tlascalanen, durch das abscheuliche, in den spanischen Kolonien gebräuchliche System der *repartimientos* im Grunde sie zu Sklaven gemacht hatte. Verdient aber Cortez auch den Vorwurf, daß er alle politischen Rechte der Indianer schmählich mißachtet habe, so muß man

doch anerkennen, daß er für ihr geistiges Wohlsein eine lobenswerthe Sorgfalt an den Tag legte. So ließ er z. B. Franziskaner in's Land kommen, die durch ihren Eifer und ihre theilnehmende Liebe sich bald die Achtung der Eingebornen errangen und binnen zwanzig Jahren die ganze Bevölkerung zum Christenthume bekehrten.

Gleichzeitig schickte Cortez kleinere Truppenabtheilungen nach Mechoacan, welche bis zum Pacificischen Ocean vordrangen und bei ihrer Rückkehr einige der reichen, im Norden des Landes gelegenen Provinzen besuchten. Ueberall, wo ihm das von Vortheil schien, gründete er Niederlassungen, so in Zacatula, am Gestade des Stillen Oceans, bei Coliman in Mechoacan, in Santesteban bei Tampico, in Medellin, nahe Vera-Cruz u. s. w.

Nach der völligen Pacification des Landes vertraute Cortez Christoval de Olid eine beträchtliche Streitmacht an, um auch in Honduras eine Kolonie zu gründen.

Gleichzeitig sollte Olid die Südküste des Landes aufnehmen, und nach einer Straße suchen, welche den Atlantischen Ocean mit dem Pacificischen verbände. Bethört durch den Stolz als Anführer und Befehlshaber, hatte Olid indeß kaum sein Ziel erreicht, als er sich auch schon für unabhängig erklärte. Cortez sandte sofort einen seiner Verwandten, um den Ungehorsamen zu verhaften, und brach dann auch selbst noch, begleitet von Guatimozin, hundert Reitern und fünfzig Fußsoldaten, am 12. Oktober 1524 zur Verfolgung auf. Dieses Detachement zog unter Strapazen aller Art durch die Provinzen Gratzocoalco, Tabasco und durch Yucatan, ein höchst mühseliger Marsch durch sumpfiges, sozusagen bewegliches Terrain, durch einen Ocean wogender Wälder, und näherte sich jetzt der Provinz Aculan, als Cortez der Plan einer, wie man behauptete, von Guatimozin und den vornehmsten Indianerhäuptlingen angezettelten Verschwörung hinterbracht wurde. Dieser lief darauf hinaus, den Anführer und die Soldaten bei der ersten sich bietenden Gelegenheit zu ermorden,

wonach man weiter nach Honduras ziehen,  
die dortigen Anlagen zerstören und sich  
endlich nach Mexico zurückbegeben  
wollte, wo es einer allgemeinen Erhebung  
ohne Zweifel leicht genug gelingen müsse,  
sich der Unterdrücker zu entledigen. Da  
half Guatimozin freilich keine Betheuerung  
seiner Unschuld, obwohl diese so gut wie  
am Tage lag, er wurde an den Aesten eines  
»Ceyba«, der die Straße beschattete, nebst  
mehreren vornehmen Azteken einfach  
gehenkt. »Die Hinrichtung Guatimozin's«,  
sagt Bernal Diaz del Castilla, »war gewiß  
ein Act der Ungerechtigkeit, den wir Alle  
fast einstimmig tadelten.« Aber auch,  
»wenn Cortez«, äußert sich Prescott  
hierüber, »nur seine Ehre und das Interesse  
seines Rufes befragt hätte, so mußte er sich  
jenen als lebende Trophäe, als  
unwiderlegliches Siegeszeichen erhalten,  
wie man etwa Gold im Futter des Rockes  
ausbewahrt«.

Endlich erreichten die Spanier Aculan, eine  
blühende Stadt, wo sie sich in  
ausgezeichneten Quartieren gütlich thaten,

und wandten sich von hier nach dem See von Peten hin, dessen Uferbevölkerung ohne Schwierigkeit zum Christenthume bekehrt wurde. Wir übergehen das Elend und die Leiden der Expedition in diesen menschenarmen Gegenden und bis nach San Gil de Buena-Vista am Golfe Dolce, wo sich Cortez nach Empfang der Nachricht von Olid's Hinrichtung und der Wiederherstellung der gesetzlichen Gewalt einschiffte, um nach Mexico zurückzukehren.

Jetzt übergab Cortez an Alvarado ein Commando über dreihundert Fußsoldaten, hundertsechzig Reiter und vier Kanonen nebst einem indianischen Hilfscorps. Alvarado marschirte nach Süden, zur Eroberung von Guatemala aus. Er unterwarf die Provinzen Zacatulan, Tehuantepec, Soconusco und Utlatlan, gründete die Stadt Guatemale la Vieja und wurde, auf einer Reise, die er später in Spanien machte, vom Kaiser Karl V. zum Statthalter der von ihm eroberten Gebiete ernannt.

Kaum drei Jahre nach den ersten Eroberungsversuchen war ein Territorium mit über vierhundert Meilen Küstenausdehnung am Atlantischen und über fünfhundert am Pacificischen Ocean der Krone Castiliens unterthan und erfreute sich, mit nur sehr wenigen Ausnahmen, der ungestörten Ruhe.

Nur wenige Tage nach seiner Rückkehr von der nutzlosen Expedition nach Honduras, welche den Spaniern fast eben so viel Zeit und Anstrengung gekostet hatte als die Eroberung Mexicos, erhielt Cortez die Nachricht seiner vorläufigen Entsetzung und den Befehl, sich zur Vertheidigung wegen verschiedener Anschuldigungen nach Spanien zu begeben. In der Hoffnung, diese Anordnung widerrufen zu sehen, beeilte er sich nicht allzusehr, ihr nachzukommen; seine unermüdlichen Verleumder und erbitterten Feinde in Spanien wie in Mexico aber trieben es so weit, daß er sich genöthigt sah, seine Vertheidigung selbst in die Hand zu nehmen, seine Beschwerden auseinander zu

setzen und eine öffentliche Gutheißung seiner Maßnahmen zu erwirken.

Cortez reiste also in Begleitung seines Freundes Sandoval, Tapia's und mehrerer Azteken-Häuptlinge, unter letzteren auch eines Sohnes Montezuma's, ab. Im Mai 1528 landete er in Palos, an derselben Stelle, wo Christoph Columbus fünfunddreißig Jahre früher den Boden der Heimat zum ersten Male wieder betreten hatte, und wurde mit demselben Enthusiasmus und ebenso lauten Freudenbezeugungen empfangen wie der Entdecker der Neuen Welt. Hier begegnete er Pizarro, der, im Anfange seiner Laufbahn stehend, sich bei der spanischen Regierung um Unterstützung seiner Pläne bewarb. Von Palos aus begab er sich nach Toledo, dem dermaligen Aufenthaltsorte des Hofes. Schon die einfache Nachricht von seinem Eintreffen hatte die Gemüther völlig umgestimmt. Durch die kaum erwartete Rückkehr fanden seine angeblichen Pläne zur Empörung gegen und zur Unabhängigmachung von der spanischen

Krone das gebührende Dementi. Karl V. begriff, daß die Stimme des Volkes sich einmüthig dagegen erheben würde, wenn er einen Mann bestrafen wollte, der zur Krone Castiliens die werthvollsten Juwelen beigesteuert hatte. Cortez' Reise gestaltete sich zu einem ununterbrochenen Triumphzuge mitten durch unerhörte Menschenmengen. »Die Häuser und Straßen der großen Städte«, berichtet Prescott, »strotzten von Zuschauern, welche ungeduldig dem Anblicke des Helden entgegenharrten, dessen Arm gewissermaßen allein Spanien ein ganzes Kaiserreich erworben hatte, und der, um die Worte eines alten Geschichtsschreibers zu gebrauchen, nicht mit dem Pompe und Ruhme eines Vasallen, sondern gleich einem unabhängigen Monarchen dahinzog.«

Nachdem er ihm mehrere Audienzen bewilligt und besondere Zeichen seiner Gunst erwiesen, welche seitens der Hofbeamten als sehr beträchtliche bezeichnet wurden, geruhte Karl V. das von

Cortez eroberte Reich und die prächtigen Geschenke, die jener mitbrachte, entgegen zu nehmen. Uebrigens glaubte er ihn aber genug belohnt zu haben, indem er ihn mit dem Titel eines Marquis della Valle de Oajaca und der Würde eines General-Kapitäns von Neuspanien belohnte, ohne ihm die Civilregierung, welche er von der Junta von Vera-Cruz früher erhalten hatte, wieder zuzugestehen. Cortez, der jetzt die Nichte des Herzogs von Bejar, aus einer der ersten Familien Castiliens, geheiratet hatte, begleitete nun den Kaiser, der sich nach Italien begab, bis zum Hafen, bald aber machte er sich, dieses thatlose, mit seinen übrigen Gewohnheiten so wenig entsprechenden Lebens müde, 1530 wieder auf den Weg nach Mexico, wo er in Villa-Rica landete.

Er schlichtete zuerst einige Zänkereien der Behörde, welche in seiner Abwesenheit die Zügel der Regierung geführt und früher die gegen ihn erhobenen Anklagen hervorgesucht hatte, kam aber auch wegen militärischer Angelegenheiten mit der

Civil-Junta in Conflict. Bald ekelten ihn diese Zwistigkeiten so sehr an, daß sich der Marquis della Valle auf seine ungeheuren Besitzungen nach Cuernavaca zurückzog, um sich mit Landbau zu beschäftigen. Auf diesem Gebiete verdankt man ihm die Einführung des Zuckerrohres und des Maulbeerbaumes, die Anregung zur Cultur des Hanfes und Leinsamens und die in größerem Maßstabe getriebene Zucht des Merinoschafes.

Dieses friedliche Leben ohne jedes Abenteuer konnte jedoch dem unternehmenden Geiste eines Cortez nicht lange genügen. In dem Jahre 1532 und 1533 rüstete er zwei Geschwader aus, welche im Nordosten des Pacificischen Oceans eine Entdeckungsreise unternehmen sollten. Die letzteren gelangten bis zum Südende der kalifornischen Halbinsel, ohne dasjenige Resultat zu erzielen, auf welches ihr Haupt-Augenmerk gerichtet war, nämlich auf die Entdeckung einer Wasserstraße zwischen dem Atlantischen und Pacificischen Ocean. Nicht mehr Erfolg

hatte er selbst im Jahre 1536 im »Purpurmeere« (Busen von Californien). Endlich, drei Jahre später, drang eine letzte Expedition bis zum Grunde des Golfs ein, folgte dann der äußersten Küste der Halbinsel und segelte bis zum 29. Grade der Breite hinauf. Von hier aus sandte der Chef der Expedition eines seiner Schiffe an Cortez zurück, während er selbst weiter nach Norden vordrang; man hörte jedoch später kein Wort mehr von ihm.

Das war das unglückliche Ende von Cortez' Expeditionen, die, ohne ihm einen Ducaten einzubringen, einen Kostenaufwand von über 300.000 Goldpesos verursacht hatten. Immerhin verdankt man denselben die Kenntniß der Küste des Pacificischen Oceans von der Bai von Panama bis zum Colorado. Es wurde ferner dabei die kalifornische Halbinsel umschifft und festgestellt, daß die vermeintliche Insel einen Theil des Festlandes bildete. Alle Einbuchtungen des Purpurmeeres, oder der Cortez-See, wie es die Spanier mit Fug und Recht bezeichneten, wurden sorgfältig untersucht, wobei man

eben erkannte, daß jenes, statt, wie vorausgesetzt, einen Ausgang nach Norden zu haben, nur einen tief in den Continent eingeschnittenen Golf darstellte.

Die erwähnten Expeditionen hatte Cortez freilich nicht in's Werk setzen können ohne Conflict mit dem Vicekönig Don Antonio de Mendoza, den der Kaiser mit diesem, für den Marquis della Valle beleidigenden Titel nach Mexico geschickt hatte. Ermüdet von den unaufhörlichen Streitigkeiten und verletzt in seiner Würde, seine Vorrechte als General-Kapitänen, wenn auch nicht gänzlich mißachtet, so doch immer wieder angefochten zu sehen, reiste Cortez noch einmal nach Spanien. Freilich sollte diese Fahrt der ersten nicht im Mindesten gleichen. Gealtert, thatenmüde und vom Glücke verlassen, wie der »Conquistador« jetzt auftrat, hatte er von der Regierung nichts mehr zu erwarten und sollte das auch nur zu bald gewahr werden. Eines Tages drängte er sich durch die Menge, welche die Sänfte des Kaisers umgab, und stieg auf das Trittbrett derselben. Karl V. stellte sich,

als erkenne er ihn nicht wieder, und fragte,  
wer dieser Mann sei? »Der, antwortete  
Cortez stolz, der Euch mehr Reiche  
geschenkt hat, als Eure Väter Euch Städte  
hinterließen!« Die öffentliche Meinung  
beschäftigte sich jetzt im Ganzen weniger  
mit Mexico, das den zuerst überspannten  
Erwartungen nicht entsprochen hatte, und  
alle Köpfe waren schon von den an's  
Wunderbare grenzenden Reichthümern  
Perus verdreht. Von dem obersten Rathe für  
Indien ehrenvoll empfangen, setzte Cortez  
seine Beschwerden vor diesem Tribunal  
auseinander; die Verhandlungen zogen sich  
jedoch in die Länge und er konnte keine  
Genugthuung erlangen. Im Jahre 1541  
verlor Cortez, bei Gelegenheit von Karl's V.  
unglücklichem Zuge gegen Algier, an dem  
er als Freiwilliger theilnahm, obwohl man  
seiner abmahnenden Stimme kein Gehör  
geschenkt hatte, drei künstlich geschnittene  
Smaragden hervorragender Größe, deren  
Werth für ein Königreich als Lösegeld  
hingereicht hätte. Nach der Rückkehr  
brachte er seine Beschwerden wiederholt an  
maßgebender Stelle, doch ohne besseren

Erfolg an. Solche Ungerechtigkeit und die vielfachen Enttäuschungen bereiteten ihm so bitteren Kummer, daß seine Gesundheit ernstlich darunter litt. Fern von dem Schauplatze seiner Großthaten, starb er am 10. November 1547 in Castilleja de la Cuesta, eben als er sich zur Rückkehr nach Amerika rüstete.

»Er war ein irrender Ritter, sagt Prescott. Unter dem ganzen glorreichen Heere von Abenteurern, das im 16. Jahrhundert von Spanien aus auf Entdeckungen und Eroberungen auszog, war keiner so tief erfüllt von dem Geiste dieser romantischen Unternehmungen wie Fernand Cortez. Der Kampf war seine Lust und er liebte es, seine Aufgaben womöglich von der schwierigsten Seite anzufassen ...«

Die Vorliebe für das Romantische könnte den Eroberer von Mexico wohl leicht zu der Rolle eines gewöhnlichen Abenteurers erniedrigen; Cortez war aber sicherlich auch ein weitsichtiger Politiker und großer Anführer, wenn irgend ein Mann nur diesen

Namen verdient, der so weitumfassende Unternehmungen allein durch sein Genie ausführte. Die Geschichte kennt kein zweites Beispiel, daß solche Großthaten mit so unzulänglichen Mitteln vollbracht worden wären, und man kann in der That behaupten, daß Cortez Mexico nur mit eigener Hilfe unterjocht hat.

Sein Einfluß auf den Geist der Soldaten gründete sich gewiß auf deren Vertrauen zu seiner Geschicklichkeit, doch wird man auch sein leutseliges Auftreten dabei mit in Anschlag bringen müssen, das ihn mehr als einen Anderen zur Führung einer Bande von Abenteurern geeignet machte. Als er zu hohem Range emporgestiegen, sich mehr Aufwand gestattete, büßten wenigstens seine alten Kriegskameraden ihr vertrauliches Verhältniß zu ihm keineswegs ein. Zur Vollendung dieses Bildes des »Conquistadors« schließen wir uns vollständig dem an, was der ehrenwerthe und wahrheitsliebende Bemal Dias von ihm sagt: »Er gab seinem einfachen Namen Cortez stets den Vorzug vor allen Titeln, die

ihm zu Theil wurden, und gewiß hatte er allen Grund dazu, denn der Name Cortez ist noch heute so berühmt wie der Cäsar's bei den Römern oder Hannibal's bei den Karthagern«. Der alte Chronist schließt mit einem Satze, der die religiöse Geistesrichtung des 16. Jahrhunderts recht charakteristisch kennzeichnet: »Vielleicht sollte er, heißt es nämlich an der betreffenden Stelle, seinen Lohn erst in einer besseren Welt empfangen, und das glaube ich gewiß; denn er war ein sehr ehrenwerther Ritter, voll ernstlicher Ergebung gegen die heilige Jungfrau, den Apostel St. Petrus und gegen alle Heiligen«.

### III.

Die Tripelallianz – Franz Pizarro und seine Brüder – Don Diego d'Almagro. – Die ersten Versuche. – Peru, seine Ausdehnung, Bevölkerung und seine Könige. – Gefangennahme Atahualpa's, sein Lösegeld und sein Tod. – Peter d'Alvarado. –

Almagro in Chili. – Kämpfe zwischen den Eroberern. – Prozeß und Hinrichtung Almagro's. – Expeditionen Gonzalo Pizarro's und d'Orellana's. – Ermordung Franz Pizarro's. – Empörung und Hinrichtung seines Bruders Gonzalo.

---

Kaum gewannen die Berichte Balboa's von den Schätzen der im Süden von Panama gelegenen Länder einige Ausbreitung in Spanien, als auch schon mehrere Expeditionen ausgerüstet wurden, um deren Eroberung zu versuchen. Alle aber scheiterten, entweder weil ihre Führer der übernommenen Aufgabe nicht gewachsen waren, oder wegen Unzulänglichkeit der zu Gebote stehenden Hilfsmittel. Man darf auch nicht vergessen, daß die von den ersten Abenteurern – jenen Pionieren, wie man sich heute ausdrücken würde – erforschten Länder keineswegs dem entsprachen, was spanische Habsucht von

ihnen erwartete. In der That hatten sich alle nach jenen Gebieten begeben, welche man damals das »Festland« nannte, nach jenen sumpfigen, gebirgigen und ungesunden, waldbedeckten Küstenländern, deren zwar verstreute, aber sehr kriegslustige Ureinwohner den Fremden zu den schon von Natur vorhandenen Hindernissen noch manche neue in den Weg legten. So erkaltete nach und nach der frühere Enthusiasmus und man erwähnte der wunderbaren Berichte Balboa's höchstens noch, um sie in's Lächerliche zu ziehen.

In Panama aber befand sich noch ein Mann, der von der Wahrheit der Gerüchte über die Reichthümer der von dem Pacifischen Ocean bespülten Länder genugsam überzeugt war, Francisco Pizarro, ein früherer Begleiter Nuñez de Balboa's im südlichen Meere, der sich nun mit zwei anderen Abenteurern, Diego de Almagro und Fernand de Luque, in Verbindung setzte.

Zuerst einige Worte über die Führer der Unternehmung. Franz Pizarro, geboren in der Nähe von Truxillo zwischen 1471 und 1478, war der natürliche Sohn eines Kapitäns Gonzalo Pizarro, der ihn weiter nichts erlernen ließ, als Schweine zu hüten. Bald eines solchen Lebens müde, wurde Pizarro, der sich die Gelegenheit zu Nutze machte, wegen eines unter seiner Obhut gestandenen Schweines, das sich verlaufen hatte, nicht wieder in das väterliche Haus zurückzukehren, wo er gleich bei dem geringsten Versehen mit Stockschlägen bestraft ward, Soldat, verbrachte mehrere Jahre als Söldner in Italien und folgte Columbus im Jahre 1510 nach Espagnola. Hier diente er ebenso wie auf Cuba mit Auszeichnung und begleitete Hojeda, dessen Günstling er geworden war, nach Darien, bei der Eroberung des unter dem Namen des »Goldenen Castiliens« benannten Gebietes.

War Pizarro ein außereheliches Kind, so war Diego de Almagro ein Findling, der im Jahre 1475 aufgefunden wurde, entweder,

wie die Einen sagen, in Aldea del Rey, oder,  
wie Andere behaupten, in Almagro, von  
welchem Orte er auch den Namen  
angenommen haben soll. Mitten unter  
Soldaten ausgewachsen, gelangte er bei  
Zeiten nach Amerika, wo es ihm glückte,  
ein kleines Vermögen zu erwerben. Fernand  
de Luque endlich war ein begüterter  
Weltgeistlicher aus Tabago, der sich in  
Panama als Schulmeister beschäftigte.

Der jüngste der drei Abenteurer zählte  
schon mehr als dreißig Jahre und Garcilasso  
de la Vega berichtet, daß jene, als man ihre  
Absichten erfuhr, zum Gegenstand des  
allgemeinen Gelächters wurden; vorzüglich  
spottete man über Fernando de Luque, der  
bald den Namen Hernando el Loco,  
Ferdinand der Narr, erhielt.

Schnell geschlossen war der Bund jener  
drei Männer, von denen Zwei wenigstens  
ohne Furcht, wenn auch alle Drei nicht  
ohne Tadel waren, Luque schoß die  
nöthigen Geldmittel zur Ausrüstung der  
Schiffe und zur Besoldung der Soldaten

vor; auch Almagro betheiligte sich hierbei; Pizarro freilich, der nichts besaß als seinen Degen, mußte seinen Beitrag aus andere Weise liefern. Er übernahm den Oberbefehl bei dem ersten Zuge, den wir etwas eingehender erzählen wollen, weil jeder Tag für die Ausdauer und unbeugsame Hartnäckigkeit des »Conquistadors« Beweise beibringt.

»Nach eingeholter und erhaltener Erlaubniß Pedro Alias d'Avila, berichtet Augustin de Zarate, einer der Geschichtsschreiber der Eroberung von Peru, bemannte Franz Pizarro mit ziemlicher Mühe ein Fahrzeug, auf dem er sich mit 114 Mann einschiffte. Fünfzig Meilen von Panama entdeckte er ein kleines und ärmliches Land, Namens Peru, was von der Zeit ab die Ursache zur unrichtigen Benennung der ganzen Küstenstrecke wurde, die man hier in einer Längenausdehnung von 1200 Meilen verfolgte. Weiterhin entdeckte er ein anderes Land, das die Spanier das Gebiet »des Verbrannten Volkes« nannten. Hier tödteten ihm die Indianer so viel Leute, daß

er sich gezwungen sah, in größter  
Unordnung nach Chinchama  
zurückzuziehen, das von seinem  
Ausgangspunkte nicht gar zu fern liegt.  
Inzwischen bemannte der in Panama  
zurückgebliebene Almagro ein zweites  
Schiff, auf dem er mit siebzig Spaniern an  
Bord ging, und fuhr hinab bis zum San  
Juan-Flusse, gegen hundert Meilen von  
Panama. Da er Pizarro nicht fand, segelte er  
bis zum Lande des Verbrannten Volkes, wo  
er, da ihm mehrere Zeichen verriethen, daß  
der Gesuchte hier gewesen sei, mit seinen  
Leuten an's Ufer ging. Die Indianer aber,  
durch ihren über Pizarro davon getragenen  
Sieg nur zuversichtlicher gemacht,  
widersetzten sich herhaft, stürmten die  
Verschanzung, durch welche Almagro sich  
zu schützen versuchte, und zwangen ihn,  
wieder zu Schiffe zu gehen.

Er kehrte nun, immer dicht an der Küste  
hinsegelnd, um, bis er nach Chinchama  
kam, wo er Franz Pizarro antraf. Beide  
waren über das Wiedersehen sehr erfreut,  
und da sie ihre Mannschaft jetzt auch durch

mehrere neu geworbene Soldaten verstärken konnten, fuhren sie noch einmal längs der Küste hinab. Dabei litten sie jedoch so sehr von Mangel an Nahrungsmitteln und den Angriffen der Indianer, daß Don Diego nach Panama zurückging, um daselbst neue Rekruten zu werben und Proviant einzukaufen. Er führte auch wirklich weitere achtzig Mann hinzu, mit denen sie nun gleichzeitig mit den ihnen übrig gebliebenen bis zu einem Lande, Namens Catamez, kamen, einem nur mäßig bevölkerten Gebiete, wo sie jedoch einen Ueberfluß an Nahrungsmitteln vorfanden. Es fiel ihnen wiederholt auf, daß die Indianer jener Gegenden, die sie so unablässig angriffen, das ganze Gesicht mit goldenen Nägeln verziert hatten, die sie, durch besondere, nur für diesen Zweck gestochene Löcher gesteckt, als Schmuck zu tragen schienen. Noch einmal segelte Diego de Almagro allein nach Panama, während sein Gefährte ihn auf der kleinen Ile du Coq mit Verstärkungen zurückerwartete, wo Letzterer jedoch

bitteren Mangel an allein zum Leben  
Nothwendigen zu erleiden hatte.

Bei seiner Ankunft in Panama konnte Almagro von Los Rios, dem Nachfolger Avila's, nicht die Erlaubniß auswirken, neue Aushebungen vorzunehmen, denn er könne nicht zugeben, sagte jener, daß eine noch größere Menge Leute einem so aussichtslosen Unternehmen geopfert würde; er schickte sogar ein Schiff nach der Ile du Coq, um Pizarro sammt seinen Gefährten heimzuführen. Ein solches Vorgehen fand aber weder Almagro's noch de Luque's Beifall. Hiermit wären ja alle Kosten weggeworfen, alle Hoffnungen, welche der Anblick des Silber- und Goldschmucks der Bewohner von Catamez erregt hatte, mit einem Schlage zu nichts gemacht gewesen. Sie sandten also einen Vertrauten an Pizarro ab, um diesem anzuempfehlen, bei seinem Vorhaben zu verharren und sich den Anordnungen des Gouverneurs von Panama nicht zu fügen. Pizarro konnte sich jedoch in den lockendsten Versprechungen erschöpfen,

die Erinnerung an so harte Leiden war noch zu frisch, und alle seine Leute bis auf zwölf ließen ihn im Stich.

Mit diesen unerschrockenen Männern, deren Namen auf uns gekommen sind, und unter denen sich Garcia de Xeres, einer der Geschichtsschreiber der Expedition, befand, zog sich Pizarro nach einer von der Küste etwas entfernt liegenden unbewohnten Insel zurück, derer den Namen Gorgone gab.

Dort fristeten die Spanier ihr Leben mit Magnolien, Fischen und Muschelthieren und warteten fünf Monate lang auf die Hilfe, die Almagro und de Luque ihnen senden sollten.

Endlich sandte Los Rios, besiegt durch den einstimmigen Protest der ganzen Kolonie, welche darüber entrüstet war, Leute, »deren einziger Fehler darin bestand, an ihrem Unternehmen nicht verzweifelt zu haben«, elend und Verbrechern gleich umkommen zu sehen, an Pizarro ein kleines Schiff mit

dem Auftrage, ihn abzuholen. Damit dieser aber nicht versucht würde, sich dessen etwa zur Fortsetzung seiner Expedition zu bedienen, trug man dafür Sorge, daß ja kein einziger Soldat mit an Bord kam. Beim Erblicken der nahenden Hilfe vergaßen die dreizehn Abenteurer alle Noth und Entbehrung und hatten nichts Eiligeres zu thun, als die zu ihrer Abholung gesendeten Matrosen auch mit ihrer Hoffnung zu erfüllen. Statt nach Panama zurückzukehren, gingen nun Alle trotz Wind und Strömungen nach Südosten unter Segel, bis sie, nach Entdeckung der Insel St. Clara, im Hafen von Tumbez, unter 3 Grad südlicher Breite anlangten, wo sie einen prächtigen Tempel und einen Palast, ein Besitzthum der Könige des Landes, der Inkas, antrafen.

Die Umgegend schien bevölkert und gut angebaut; was die Spanier aber am meisten entzückte und in dem Glauben bestärkte, daß sie jetzt das früher so oft erwähnte Wunderland gefunden hätten, das war der große Ueberfluß an Gold und Silber,

welche beide Metalle nicht blos zum Putz und Geschmeide der Eingeborenen, sondern auch zu Gegenständen des täglichen Gebrauches verarbeitet waren.

Pizarro ließ das Innere des Landes durch Pietro de Cantia und Alonzo de Molina in Augenschein nehmen, die ihm von demselben eine wahrhaft enthusiastische Beschreibung lieferten, worauf er sich sowohl einige goldene Gefäße als auch mehrere der von den Peruanern als Haustiere gehaltenen Lamas verschaffte. Endlich nahm er zwei Eingeborne an Bord auf, die er in der spanischen Sprache unterrichten und als Dolmetscher gebrauchen wollte, wenn er später in das Land zurückkam. Er ankerte darauf nach und nach in Payta, Saugarata und in der Bai von Santa-Cruz, deren Herrscherin, Capillana, die Fremden mit solcher Freundlichkeit empfing, daß mehrere derselben sich gar nicht wieder einschiffen wollten. Nachdem er die Küste bis Porto-Santo hinabgesegelt, steuerte Pizarro wieder auf Panama zu, wo er nach

dreijährigen, gefahrvollen Irrfahrten,  
welche de Luque und Almagro völlig ruinirt  
hatten, glücklich wieder ankam.

Bevor er nun die Eroberung des von ihm entdeckten Gebietes versuchte, entschloß sich Pizarro, da er die Erlaubniß, neue Abenteurer anzuwerben, von Los Rios nicht erhalten hatte, direct an Karl V. zu gehen. Er lieh sich das nöthige Reisegeld und fuhr im Jahre 1528 nach Spanien, um daselbst dem Kaiser von seinen Unternehmungen Bericht zu erstatten. Von den zu erobernden Ländern entwarf er ein reizendes Bild und erhielt als Lohn seiner Bestrebungen die Titel des Gouverneurs, General-Kapitäns und Alguazil major von Peru für sich und seine Nachkommen. Gleichzeitig erhob der Kaiser ihn in den Adelstand mit einer Pension von tausend Thalern. Seine, von dem Gouverneur von Panama unabhängige Jurisdiction sollte sich auf eine Entfernung von zweihundert Meilen südlich des Santiago-Stromes, längs der Küste, für die man den Namen Neu-Castilien wählte und deren Gouvernement ihm zugesprochen

wurde, erstrecken, eine Concession, welche Spanien ja nichts kostete, da es ihm zukam, sich deren Genuß zu erwerben. Er seinerseits verpflichtete sich, zweihundertfünfzig Mann anzuwerben und sich mit Schiffen, Waffen und Munition zu versehen. Pizarro begab sich sofort nach Truxillo, wo er seine Brüder, Fernand, Joan und Gonzalo, bestimmte, ihm zu folgen, ebenso wie einen seiner Brüder aus der anderen Ehe, Namens Martin d'Alcantara. Er benutzte den Aufenthalt in seiner Vaterstadt, in Caceres und ganz Estremadura, um sich Rekruten zu verschaffen, welche doch nicht in Menge herzuliefern, trotz des Titels Caballeros de la Espada dorata, den er Denen versprach, welche unter ihm Dienste nehmen würden. Dann kam er nach Panama zurück, wo doch nicht Alles so leicht abging, wie er gehofft hatte. Es gelang ihm zwar, de Luque zum Bischof protector de los Indios ernennen zu lassen; für Almagro aber, dessen Ehrgeiz er fürchtete und dessen Talente er kannte, begnügte er sich, die Erhebung in den Adelstand und

nebst dem Befehle über eine in Turbez zu errichtende Festung eine Gratifikation von fünfhundert Ducaten zu erlangen. Almagro, der für frühere Expeditionen sein gesammtes Vermögen geopfert hatte, zeigte sich über den ihm zufallenden mageren Anteil nicht zufrieden, lehnte es ab, sich an der neuen Expedition zu betheiligen, und wollte eine solche auf eigene Rechnung ausrüsten.

Es bedurfte der ganzen Gewandtheit Pizarro's und des Versprechens, ihm das Amt eines »Adelantado« zu überweisen, um ihn umzustimmen und die alte Verbindung noch einmal zu erneuern.

Die Hilfsquellen der drei Verbündeten waren eben jetzt so erschöpft, daß sie nur drei kleine Fahrzeuge und 180 Soldaten, darunter 36 Reiter, zusammenbringen konnten, welche im Monat Februar 1531 unter dem Befehle Pizarro's und seiner vier Brüder absegelten, während Almagro in Panama blieb, um noch eine Expedition zu organisieren. Nach dreizehntägiger Seefahrt

und nachdem sie durch einen Orkan um hundert Meilen über ihr Ziel hinaus verschlagen worden waren, sah sich Pizarro genöthigt, seine Mannschaften und Pferde in der Bai San Mater auszuschiffen und der Küste nachzugehen. Dieser Marsch ward sehr schwierig in einem bergerfüllten, wenig bevölkerten und von Flüssen durchschnittenen Land, welch' letztere man alle nahe ihrer Mündung überschreiten mußte; endlich erreichte man eine Ortschaft Namens Coagui, welche eine so reiche Beute lieferte, daß Pizarro zwei seiner Fahrzeuge damit belud und diese im voraus zurücksendete. Sie nahmen nach Panama und Nicaragua eine Summe von 30.000 Castellanos, sowie eine große Menge Smaragden mit, ein Ergebniß, von dem Pizarro hoffte, daß es ihm viele neue Abenteurer zuführen müsse.

Weiter setzte der Eroberer seinen Marsch nach Süden bis Porto Virjo fort und traf Sebastian Benalcazar nebst Juan Fernandez, die ihm zwölf Reiter und dreißig Fußsoldaten zuführten. Die Wirkung des

Anblicks der Pferde und der Detonationen der Feuerwaffen wiederholte sich in Peru in ganz gleicher Weise wie in Mexico, und es gelang Pizarro, ohne Widerstand zu finden, bis zur Insel Puna im Golfe von Guyquil vorzudringen. Die Bewohner derselben aber, an Zahl und Kriegsgewandtheit ihren Nachbarn vom Festlande weit überlegen, trotzten sechs Monate lang allen Angriffen der Spanier. Obwohl Pizarro von Nicaragua eine durch Fernand de Soto zugeführte Verstärkung erhielt, und obwohl er den Caziken Tonallo und sechzehn andere Anführer hatte hinrichten lassen, so gelang es ihm doch nicht, ihren Widerstand zu besiegen. Er sah sich also zur Rückkehr nach dem Continente gezwungen, wo seine Leute so heftig von Krankheiten befallen wurden, daß er, den unablässigen Neckereien der Eingeborenen ausgesetzt, drei Monate lang in Tumbez ausharren mußte. Von hier aus begab er sich nach dem Rio Puire, entdeckte den Hafen von Payta, den besten der ganzen Küste, und gründete an der Mündung des Chilo die Kolonie San-Miguel, um den von Panama

kommenden Schiffen einen sicheren Zufluchtsort zu bieten. Hier empfing er auch Abgesandte von Huascar, der ihm von der Empörung seines Bruders Atahualpa Nachricht gab und seine Unterstützung erbat.

Zur Zeit als die Spanier landeten, grenzte Peru an den Pacificischen Ocean in einer Länge von 1500 Meilen und erstreckte sich bis über die imposante Kette der Anden in das Innere des Continentes hinein.

Ursprünglich zerfiel die Bevölkerung in mehrere wilde und barbarische Stämme, ohne jeden Begriff von Civilisation, welche fortwährend mit einander im Kriege lagen. Eine lange Reihe von Jahrhunderten hindurch war dieser Zustand der Dinge der nämliche geblieben und noch kein Anzeichen für den Anbruch einer neuen Aera vorhanden, als den Indianern am Ufer des Titicaca ein Mann und eine Frau erschienen, welche sich rühmten, Kinder der Sonne zu sein. Diese beiden Personen von majestätischer Gestalt, mit Namen Manco-Capac und Mama-Oello,

vereinigten, nach Garcilasso de la Vega, gegen Ende des 12. Jahrhunderts eine Anzahl der unstet umherschweifenden Stämme und legten den Grund zu der Stadt Cusco. Manco-Capac unterrichtete die Männer im Ackerbau und mechanischen Künsten, während Mama-Oello die Frauen nähen und sticken lehrte. Als er diesen ersten Grundlagen gesellschaftlichen Beisammenseins genügt, gab Manco-Capac seinen Unterthanen Gesetze und errichtete ein regelrecht geordnetes Staatswesen. Auf diese Weise entstand die Herrschaft der Inkas oder Oberherren von Peru. Das zuerst nur auf die Umgebungen von Cusco beschränkte Reich vergrößerte sich bald unter ihren Nachfolgern und breitete sich vom Wendekreis des Steinbockes bis zu den Perleninseln in einer Länge von dreißig Graden aus. Ihre Macht war nach und nach eben so absolut geworden wie die der früheren asiatischen Souveräne. »Es gab auch, sagt Zarate, nirgends in der Welt ein Land, wo der Gehorsam und die Unterwürfigkeit größer gewesen wären. Die Inkas erschienen in den Augen ihrer

Unterthanen wie Halbgötter; sie hatten nur nöthig, aus ihrem königlichen Stirnbande einen Faden zu ziehen und denselben Jemand zu übergeben, um jenem unbedingten Gehorsam zu verschaffen, so als ob dessen Befehle von dem Könige selbst ausgingen und er wirklich eine ganze Provinz seinem Willen ohne jede andere Unterstützung unterordnen, oder Männer und Frauen beliebig hinrichten lassen konnte, weil sich Alle beim Anblick jenes Fadens vom Könige, freiwillig und ohne Widerstand dem Tode opferten.«

Alte Chronisten erzählen allerdings, daß die Inkas diese ihre unbegrenzte Macht stets nur zum Wohle der Landeskinder benutzt hätten. Unter einer Reihe von zwölf aufeinander auf dem Throne Perus folgenden Fürsten hat Keiner ein anderes Andenken hinterlassen als das eines weisen und von seinem Volke geliebten Herrschers. Würde man in der übrigen Welt nicht vergeblich nach einem Lande suchen, dessen Geschichte ein so ungetrübt reines Bild lieferte? Ist es nicht zu beklagen, daß

die Spanier den Krieg und seine Schrecken,  
die Krankheiten und Laster eines anderen  
Klimas und das, was sie in ihrem Stolze  
Civilisation nannten, diesen glücklichen  
und reichen Völkerschaften brachten, deren  
verarmte und entartete Nachkommen nicht  
einmal die Erinnerung ihres früheren  
Wohlstandes als Trost in dem jetzigen  
jammercärrigen Zustand besitzen?

»Die Peruaner, sagt Michelet in seinem bewundernd werthen *Precis d'histoire moderne*, überlieferten die Kenntnisse der wichtigsten Vorkommnisse der Nachwelt durch Knoten, welche sie in Stricke knüpften. Sie besaßen Obelisken, regelrechte Sonnenuhren, um die Zeit der Aequinoctien und Solistitien zu bezeichnen. Ihr Jahr zählte 365 Tage, sie hatten wahrhafte Wunderwerke der Baukunst errichtet, Bildsäulen mit überraschender Kunstfertigkeit gemeißelt und repräsentirten überhaupt die gebildetste und gewerbfleißigste Nation der Neuen Welt.«

Der Inka Huayna-Capac, der Vater Atahualpa's, unter dem dieses große Reich zertrümmert wurde, hatte dasselbe bedeutend erweitert und verschönert. Dieser Inka, der das ganze Gebiet von Quito eroberte, hatte mit Hilfe seiner Soldaten und der besieгten Völker von Cusco bis Quito durch Ausfüllung von Abgründen und Abtragung von Hügeln und Bergen eine fünfhundert Meilen lange Heerstraße erbauen lassen. Von einer halben Meile zur anderen standen hier Boten als Relais, welche die Befehle des Monarchen durch das ganze Land verbreiteten.

So weit war das Volk also in der Cultur vorgeschritten; will man aber über die Prachtliebe und den Reichthum der Fürsten urtheilen, so genügte es, zu wissen, daß der König bei seinen Reisen auf einem goldenen Throne im Gewicht von fünfundzwanzig tausend Ducaten getragen wurde. Die goldene Bahre, auf der sich der Thron selbst befand, lag dabei auf den Schultern der ersten Personen des Reiches.

Zur Zeit als die Spanier, im Jahre 1526, zum ersten Male an der Küste Perus erschienen, hatte der zwölfe Inka, mit Verletzung der alten Landesgesetze, eben eine Tochter des besiegt Königs von Quito geheiratet und besaß von dieser einen Sohn, Namens Atahualpa, dem er bei seinem 1529 erfolgten Tode dieses Königreich hinterließ. Sein älterer Sohn, Huascar, dessen Mutter dem Stamme der Inkas angehörte, erhielt den Rest seiner Staaten. Eine solche, gegen die seit undenklichen Zeiten gepflogenen Gewohnheiten verstößende Theilung aber erregte in Cusco eine solche Unzufriedenheit, daß der von seinen Unterthanen angetriebene Huascar sich entschloß, gegen seinen Bruder zu marschiren, der ihn als seinen Herrn und Meister nicht anerkennen wollte; jedenfalls hatte Atahualpa schon genug von königlicher Macht gekostet, um sie nicht ohne Weiteres aufgeben zu können. Er brachte durch Freigebigkeit die meisten Krieger, die seinem Vater bei der Eroberung von Quito gedient hatten, auf seine Seite,

und als die beiden Heere zusammenstießen,  
begünstigte das Schicksal den Usurpator.

Erscheint es nicht auffallend, daß das Auftreten der Spanier sowohl in Mexico wie hier in Peru unter wirklich ganz ausnahmsweise günstigen Umständen stattfand? In Mexico empfingen sie die erst neuerdings den Azteken unterworfenen Stämme, welche von den Siegern ohne Gnade bedrückt wurden, als willkommene Befreier; in Peru hinderte der Streit zweier feindlicher, gegen einander erbitterten Brüder die Indianer, alle ihre Kräfte gegen die Eindringlinge zu verwenden, die sie sonst leicht zermalmt hätten!

Als Pizarro die Abgesandten Huascar's empfing, die ihn um Hilfe angingen gegen dessen als Rebellen und Usurpator angesehenen Bruder, begriff er sofort, welchen Vortheil er aus diesen Umständen ziehen könne. Er rechnete darauf, daß er durch Unterstützung des Einen derselben, später desto leichter alle Beide unterdrücken werde. Er drang also ohne

Aufschub mit beträchtlichen Streitkräften in das Innere des Landes ein, wobei er zweiundsechzig Reiter und hundertzwanzig Fußsoldaten, von denen freilich nur zwanzig mit Arquebussen und Musketen bewaffnet waren, mit sich nahm, da ein Theil der Truppen zur Bewachung von San Miguel zurückbleiben mußte, wo Pizarro im Falle eines Mißerfolges Zuflucht zu finden hoffte, und wo auf jeden Fall die Verstärkungen, welche er erwartete, sollten an's Land gehen können.

Pizarro begab sich nach Caxamalca, einer kleinen, zwanzig Tagemärsche von der Küste gelegenen Stadt. Er mußte dabei durch eine baum- und wasserlose Wüste voll brennenden Sandes ziehen, die sich in einer Länge von zwanzig Meilen bis zur Provinz Matupe erstreckte und wo der geringste feindliche Ueberfall, in Anbetracht der harten Entbehrungen dieser Handvoll Soldaten hingereicht hätte, der ganzen Expedition ein Ende zu machen. Dann drang er in die Berge ein und wagte sich in die beschränktesten Engpässe, wo

ihn auch schwache feindliche Kräfte aufzureiben im Stande gewesen wären. Während des Marsches erreichte ihn ein Gesandter Atahualpa's, der als Geschenk gemalte Schuhe und eine goldene Halskrause mitbrachte, welche er bei dem nächsten Zusammentreffen mit dem Inka tragen sollte. Natürlich war Pizarro mit den Versprechungen von Freundschaft und Ergebenheit nicht sparsam. Er erklärte dem indischen Gesandten, daß er nur den Anordnungen des Königs, seines Herrn und Meisters nachkommen und Leben und Eigenthum der Einwohner schonen werde. Gleich nach seiner Ankunft in Caxamalca quartierte Pizarro seine Soldaten kluger Weise in einem Tempel und Palaste des Inkas ein, wo sie vor jeder Ueberrumpelung gesichert waren. Dann sandte er einen seiner Brüder mit de Soto und etwa zwanzig Reitern nach dem nur eine Meile entfernten Lager Atahualpa's, um ihm sein Eintreffen anzumelden. Die mit allen Ehren empfangenen Soldaten konnten nicht genug erstaunen über die Menge von Zierrathen, goldenen und silbernen Gefäßen, die sie im

indianischen Lager zu Gesicht bekamen. Sie kehrten mit dem Versprechen zurück, daß Atahualpa am nächsten Tage Pizarro einen Besuch abstatten und ihn in seinem Reiche willkommen heißen werde. Gleichzeitig erzählten sie von den ungeheuren Reichthümern, die sie gesehen, was Pizarro nur noch mehr in seinem Projecte bestärkte, sich des unglücklichen Atahualpa und seiner Schätze durch Verrath zu bemächtigen.

Mehrere spanische Autoren verdrehen offenbar die ihnen allzu häßlichen Thatsachen und suchen die Schuld des Verrathes auf Atahualpa abzuwälzen. Die Jetztzeit aber besitzt hinlängliche Zeugnisse, um mit Robertson und Prescott die ganze Perfidie Pizarro's zu durchschauen. Für Letzteren war es natürlich hochwichtig, den Inka in seiner Gewalt zu haben und sich seiner als willenloses Werkzeug zu bedienen, ebenso wie Cortez früher mit Montezuma verfuhr. Er benutzte also die Einfalt und Ehrenhaftigkeit Atahualpa's, der seinen

Freundschaftsversicherungen unbegrenzten  
Glauben schenkte und nicht im Geringsten  
auf seiner Hut war, um einen Hinterhalt zu  
legen, in den jener nothwendig fallen  
mußte. Mit einem Wort, kein Skrupel  
beschwerte das Gewissen des  
verräterischen Eroberers, er bewahrte sein  
kaltes Blut, als ob es gelte, dem Todfeind  
eine Schlacht zu liefern, und doch wird  
dieser abscheuliche Verrath eine ewige  
Schande seines Namens bilden.

Pizarro theilte seine Reiter in drei kleinere  
Abtheilungen, während er die Infanterie zu  
einem Haufen zusammenzog, die  
Arquebusiere neben dem Wege verbarg,  
den der Inka einschlagen mußte, und er in  
seiner Nähe aber zwanzig der verwegensten  
Leute behielt.

Atahualpa, der den Fremdlingen eine hohe  
Meinung von seiner Macht beizubringen  
wünschte, kam mit seiner ganzen Armee  
dahergezogen. Er selbst ward auf einer Art  
blumengeschmückten, mit Gold- und  
Silberplatten belegten und mit kostbaren

Steinen verzierten Bette getragen; umringt von Gauklern und Tänzern, erschien er begleitet von seinem vornehmsten Gefolge; auch diese Herren ruhten in Sesseln auf den Schultern ihrer Diener. Ein solcher Zug glich natürlich mehr einer Procession als dem Marsche eines Heeres.

Sobald der Inka im Quartiere der Spanier angelangt war, trat, nach Robertson, der Pater Vincent Valverda, der Almosenier der Expedition, der später für seine geleisteten Dienste den Titel eines Bischofs erhielt, mit dem Crucifix in der einen und dem Brevier in der anderen Hand vor. Mit unendlichem Redeschwall erklärte er dem Monarchen die Schöpfungsgeschichte, den Sündenfall des ersten Menschen, die Menschwerdung, die Leiden und Wiederauferstehung Jesu Christi, ferner wie Gott St. Peter zu seinem Stellvertreter auf Erden erwählt und dieser seine Macht den Päpsten übertragen, und endlich, daß Papst Alexander dem Könige von Castilien alle Länder der Neuen Welt geschenkt habe; nach Entwickelung dieser Sätze ermahnte er Atahualpa, die christliche

Religion anzunehmen, die Oberherrschaft des Papstes anzuerkennen und sich dem Könige von Castilien als seinem legitimen Herrscher zu unterwerfen. Bei sofortiger Zustimmung versprach ihm Valverda, daß der König, sein Herr, Peru unter seinen Schutz nehmen und ihm gestatten werde, daselbst auch ferner zu regieren; er erkläre ihm aber hiermit den Krieg und drohe ihm mit fürchterlicher Rache, wenn er den Gehorsam verweigere und noch länger in seiner Gottlosigkeit verharre.

Gewiß war das mindestens ein sonderbarer Empfang und eine merkwürdige Zumuthung, die auf Verhältnisse Bezug nahm, von welchen die Peruaner nicht ein Sterbenswörtchen wußten und von deren Wahrheit sie auch ein geschickterer Redner als Valverda nicht hätte überzeugen können. Rechnet man hierzu noch, daß der Dolmetscher die spanische Sprache so schlecht verstand, daß es ihm unmöglich sein möchte, zu übersetzen, was er selbst nur zur Hälfte begriff, und daß es der peruanischen Sprache an Worten fehlte,

solche ihrem Geiste fremde Begriffe auszudrücken, so wird man sich nicht darüber wundern, daß Atahualpa von der langen Rede des spanischen Mönches so gut wie nichts verstand; nur einzelne Phrasen, die seine Machtvollkommenheit betrafen, schienen ihn zu verwundern und zu erregen. Trotzdem antwortete er in sehr gemäßigtem Tone. Er sagte ungefähr, daß er es als erbangesessener Herrscher seines Reiches nicht begreife, wie man über dasselbe ohne seine Zustimmung verfügen könne; bemerkte auch, daß er keineswegs gewillt sei, die Religion seiner Väter abzuschwören, um dafür eine andere anzunehmen, von der er heute zum ersten Male reden höre; von den anderen erwähnten Punkten verstehe er nichts, das wären für ihn ganz neue Sachen, und er sei begierig zu erfahren, woher Valverda solch' wunderbare Dinge wisse. – »Aus diesem Buche!« antwortete Valverde unter Vorzeigung des Breviers. Atahualpa ergriff dasselbe hastig, blätterte neugierig darin herum und hielt es zuletzt an das Ohr. »Was Ihr mir da zeigt, sagte er, spricht nicht zu

mir und sagt mir nichts!« Darauf warf er das Buch zur Erde.

Das war das Signal zum Angriffe oder vielmehr zum Blutbad. Die Kanonen und Musketen eröffneten das Feuer, die Reiter stürmten vor und die Fußsoldaten warfen sich mit den Säbeln in der Faust auf die erschrockenen Peruaner. In wenig Minuten schon herrschte eine namenlose Verwirrung. Die Indianer flohen nach allen Seiten, ohne an eine Vertheidigung zu denken.

Auf Atahualpa, den seine ersten Anführer mit sich wegzuziehen suchten, indem sie sich bemühten, ihn mit eigenem Leibe zu decken, stürzte sich Pizarro selbst, zerstreute oder durchbohrte seine Beschützer, erfaßte ihn an dem langen Haupthaare und riß ihn von der Tragbahre herab. Erst die Nacht machte dem Morden ein Ende. Viertausend Indianer waren getötet, eine noch größere Anzahl verwundet und dreitausend gefangen worden. Daß es sich hierbei nicht um ein

eigentliches Gefecht handelte, wird dadurch bis zur Evidenz bewiesen, daß von allen Spaniern nur Pizarro allein eine kleine Wunde davontrug, die ihm noch dazu von einem seiner eigenen Soldaten aus Unvorsichtigkeit beigebracht wurde, als dieser sich gar zu hastig auf den Inka stürzte.

Die von den Gefallenen und dem indianischen Lager zusammengestohlene Beute übertraf Alles, was die Spanier jemals erwartet hatten. Ihr Enthusiasmus entsprach auch der Menge dieser lockenden Schätze.

Zuerst ertrug Atahualpa seine Gefangenschaft mit Ergebung, da ihn Pizarro, wenigstens mit Worten, immer zu besänftigen suchte. Da er sich aber sehr bald darüber klar wurde, wie groß die Habgier seiner Kerkermeister sei, schlug er Pizarro vor, ihm ein Lösegeld zu zahlen und ein Zimmer von zweiundzwanzig Fuß Länge und sechzehn Fuß Breite bis zu der Höhe, die er mit der Hand erreichen könne,

mit goldenen Gefäßen, Geräthen und Geschmeiden anzufüllen. Pizarro gab eiligst seine Zustimmung und der gefangene Inka erließ sofort nach allen Provinzen seine Befehle, welche schnell und ohne Murren ausgeführt wurden. Noch mehr; die indianischen Truppen wurden verabschiedet und Pizarro konnte Soto nebst fünf Spaniern nach Cusco, einer über zweihundert Meilen von Caxamalca gelegenen Stadt entsenden, während er selbst das Land im Umkreise von hundert Meilen unterjochte.

Inzwischen landete Almagro mit zweihundert Soldaten. Man legte für ihn und seine Leute – mit welchem Bedauern ist wohl leicht zu begreifen – 100.000 Pesos zurück; der für den König bestimmte fünfte Theil ward ebenfalls abgezogen und nun verblieben noch 1,258.500 Pesos zur Vertheilung an Pizarro und seine Leute. Dieses Ergebniß der Plünderung und des Blutbades ward am Tage des heiligen Jakob, des Schutzpatrons von Spanien, nach frommer, inbrünstiger Anrufung des

Himmels, feierlich unter die Berechtigten vertheilt. Welch' beklagenswerthe Mischung von gläubiger Frömmigkeit und Entweihung, und wie häufig begegnet man ihr in jener Zeit des Aberglaubens und der brennenden Habgier!

Jeder Reiter erhielt für seinen Theil 8000 Pesos, jeder Fußsoldat 4000, d. h. eine Summe von etwa 32.000, resp. 16.000 Mark. Das war doch dazu angethan, nach einem weder lange dauernden, noch besonders anstrengenden Feldzuge auch die Anspruchsvollsten zu befriedigen. Jetzt beeilten sich aber auch viele dieser Abenteurer, in dem Wunsche, das unverhoffte Glück in Frieden und im Vaterlande zu genießen, um ihren Abschied einzukommen. Pizarro bewilligte ihnen denselben ohne Schwierigkeiten, denn er sagte sich, daß die Nachricht von ihrem so schnell erworbenen Vermögen, ihm bald neue Rekruten zuführen werde. Mit seinem Bruder Fernand, der nach Spanien ging, um dem Kaiser von diesem Triumphzug Bericht zu erstatten und ihm prächtige

Geschenke zu überbringen, reisten sechzig Spanier zwar schwer an Silber, aber leicht an Gewissensbissen ab.

Nach Erlegung des Lösegeldes verlangte Atahualpa seine Freilassung. Pizarro, der ihm das Leben nur geschenkt hatte, um sich selbst mit der Autorität und dem Einflusse zu decken, den der Kaiser noch bei seinen Unterthanen genoß, um auf diese Weise alle Reichthümer Perus an sich zu reißen, ward von dem Gefangenen bald mit Reclamationen bestürmt. Er hegte seit letzter Zeit gegen ihn auch den Verdacht, daß jener in den entlegenen Provinzen des Reiches heimlich Truppen ausheben lasse. Da Atahualpa bemerkte, daß Pizarro über die thatsächlichen Verhältnisse nicht im Geringsten besser unterrichtet war als der niedrigste seiner Söldner, erwuchs in ihm allmälig eine gewisse Verachtung gegen den Gouverneur, die er zu seinem Unglück nicht einmal zu verheimlichen wußte. Solcher Art waren die sehr nichtigen Gründe – um keinen schlimmeren Ausdruck zu gebrauchen – welche Pizarro

bestimmten, dem Inka den Proceß machen zu lassen.

Es giebt kaum etwas Widerlicheres als diesen Proceß, in dem Pizarro und Almagro gleichzeitig Richter und Partei waren. Von den erhobenen Anschuldigungen sind die einen so lächerlich, die anderen so unsinnig, daß man wahrlich nicht weiß, ob man mehr über die Frechheit oder über die schreiende Ungerechtigkeit Pizarro's erstaunen soll, der auf solche Grundlagen hin den Herrscher eines mächtigen Reiches verurtheilte, über das ihm nicht die geringste Jurisdiction zustand. Indeß, Atahualpa wurde für schuldig befunden und verurtheilt, lebendig verbrannt zu werden. Da er sich aber zuletzt, nur um seinen Peiniger Valverda loszuwerden, noch hatte taufen lassen, begnügte man sich damit, ihn zu erdrosseln. Ein würdiges Seitenstück zu Guatimozin's Hinrichtung! Wahrlich, eine der abscheulichsten und entsetzlichen Gräuelthaten der Spanier in Amerika, wo diese sich übrigens durch mehrere ähnliche Verbrechen besudelt haben!

Immerhin befanden sich unter dieser Rotte von Abenteurern doch noch einige Männer, welche das Gefühl für Ehre und ihre eigene Würde nicht ganz verloren hatten. Sie protestirten lebhaft im Namen der unwürdig entstellten Gerechtigkeit; ihre edelmüthige Stimme wurde jedoch durch die eigennützigen Redereien Pizarro's und seiner gottlosen Helfershelfer erstickt.

Der Gouverneur übertrug nun einem Sohne Atahualpa's unter dem Namen Paul Inka die königliche Würde. Der Krieg zwischen den beiden Brüdern aber und die seit Ankunft der Spanier vorgekommenen Ereignisse hatten die Bande, welche die Peruaner sonst mit ihrem Könige verknüpften, merklich gelockert, und der junge Mann, der ebenfalls bald einen schmählichen Tod finden sollte, genoß kaum mehr Ansehen als Manco-Capac, der Sohn Huascar's, der von den Bewohnern Cuscos auf den Thron erhoben wurde. Bald versuchten nun auch mehrere Große des Landes, sich aus dem Peruanischen Reiche eigene unabhängige Herrschaften auszuscheiden, so z. B.

Ruminagui, der Commandant von Quito, der den Bruder und die Kinder Atahualpa's umbringen ließ und sich für unabhängig erklärte.

Ueberall herrschte Uneinigkeit im Peruanischen Lager. Die Spanier beschlossen, sich dieselbe zu Nutze zu machen. Pizarro marschirte jetzt eiligst nach Cusco; daß er es nicht schon früher gethan, lag nur in dem Mangel hinreichender Streitkräfte. Jetzt, da eine Menge, von den nach Panama gebrachten Schätzen verlockte Abenteurer um die Wette nach Peru strömte, wo er fünfhundert Mann unter seiner Fahne sammeln konnte, und noch unter dem Befehle Benalcazar's eine starke Garnison in San-Miguel zurückließ, fiel für Pizarro jeder Grund für weiteres Zaudern hinweg. Unterwegs wurden mehreren größeren Heerhaufen einige Gefechte geliefert; diese endeten jedoch wie gewöhnlich mit einem sehr großen Verlust der Eingebornen und einem ganz geringfügigen der Spanier. Als diese in Cusco einzogen und von der Stadt Besitz

nahmen, erstaunten sie sehr über die geringe Menge von Gold und Edelsteinen, die sie hier fanden, obgleich sie den Werth des Lösegeldes Atahualpa's weit überstieg. Entweder hatten sie sich nun schon mit den Reichthümern des Landes zu sehr vertraut gemacht, oder es waren ihrer zu Viele zur Theilung.

Während dieser Zeit benutzte Benalcazar, der seiner Unthätigkeit müde war, eine von Nicaragua und Panama angelangte Verstärkung, um sich nach Quito zu begeben, wo Atahualpa nach Aussage der Peruaner den größten Theil seiner Schätze zurückgelassen haben sollte. Er stellte sich an die Spitze von achtzig Reitern und hundertundzwanzig Fußsoldaten, schlug wiederholt Ruminagui, der ihm den Weg zu verlegen suchte, und konnte, Dank seiner Klugheit und Gewandtheit, als Sieger in Quito einziehen; er fand aber da nicht, was er suchte, d. h. keine von Atahualpa herrührende Schätze.

Ungefähr gleichzeitig gab sich Pierre d'Alvarado, der sich schon unter Cortez besonders ausgezeichnet hatte und als Lohn für seine Dienste zum Gouverneur von Guatemala ernannt worden war, den Anschein zu glauben, daß Quito nicht mehr unter dem Befehle Pizarro's stehe, und organisirte eine Expedition von fünfhundert Mann, von denen hundertzwanzig als Reiter dienten. Nach seiner Landung in Porto-Viego wollte er ohne Führer durch einen Zug längs des Guyquil und über die Andenkette nach Quito gelangen. Gerade dieser Weg war zu jeder Zeit einer der schlechtesten und gefährlichsten, den man nur wählen konnte. Vor der Ankunft auf der Ebene von Quito, nach entsetzlichen Qualen durch Hunger und Durst, von der glühenden Asche des Chimborasso, eines Vulkans in der Nachbarschaft von Quito, und den Schneestürmen, die sie überfielen, ganz zu schweigen, war der fünfte Theil der Abenteurer und die Hälfte der Pferde zu Grunde gegangen; der Rest fühlte sich gänzlich entmuthigt und unfähig, einen Angriff aufzunehmen. Zu ihrem größten

Erstaunen und gleichzeitig mit einem gewissen Gefühl von Unruhe sahen sich da Alvarado's Leute plötzlich, nicht wie sie erwarteten, einem Heere Indianer, sondern einem spanischen Corps unter Führung Almagro's gegenüber. Die Letzteren machten sich schon fertig, auf jene Feuer zu geben, als einige gemäßigte Officiere eine Vereinbarung zu Stande brachten, laut welcher Alvarado gestattet wurde, sich in sein Gouvernement zurückzuziehen, nachdem er auf seinen Zug nicht weniger als 100.000 Pesos verwendet hatte.

Während diese Ereignisse sich in Peru abspielten, segelte Fernand Pizarro nach Spanien, wo ihm die große Menge Gold, Silber und Edelsteine, die er mitbrachte, ohne Zweifel einen ausgezeichneten Empfang sichern mußten. Er erwirkte für seinen Bruder Franz die Bestätigung seiner Vollmacht als Gouverneur mit sehr erweiterten Machtbefugnissen; er selbst ward zum Ritter des heiligen Jakob ernannt; Almagro wurde in seinem Titel als »*adelantado*« bestätigt und seine Herrschaft

auf einen Raum von zweihundert Meilen festgesetzt, ohne daß man diesen eine bestimmte Grenze gab, wodurch weiterer Verschiedenheit der Anschauung Thür und Thor offen gelassen wurde.

Fernand Pizarro war noch nicht nach Peru zurück, als Amagro auf die Nachricht hin, daß ihm ein besonderes Gouvernement zugesprochen worden sei, das Verlangen stellte, Cusco ihm unterzuordnen, und auch schon Vorbereitungen traf, dasselbe für sich zu erobern. Johann und Gonzalo spürten aber nicht die geringste Lust, sich jenes entreißen zu lassen. Schon stand man auf dem Punkt, handgemein zu werden, als Franz Pizarro, den man häufig den »Marquis« oder auch den Großen Marquis nannte, in seiner Hauptstadt eintraf.

Niemals hatte Almagro diesem seine Hinterlist und Doppelzüngigkeit in den Verhandlungen mit Kaiser Karl V. und den Eigennutz vergeben können, mit dem er sich auf Kosten seiner Verbündeten die größte Autorität und das ausgedehnteste

Gouvernement hatte zutheilen lassen. Da er aber zu vielfachem Widerspruch gegen seine Absichten begegnete und sich selbst nicht besonders stark fühlte, so verheimlichte er seine Unzufriedenheit, machte gute Miene zum bösen Spiele und stellte sich höchst erfreut über eine Wiederannäherung zwischen ihm und Pizarro.

»Sie erneuerten also, sagt Zarate, ihre frühere Gesellschaft unter der Bedingung, daß Don Diego Almagro ausziehen sollte, um weiter im Süden neue Länder zu entdecken, und man, wenn er eines fand, das seinem Geschmacke entsprach, bei Sr. Majestät um das Gouvernement für ihn anhalten wolle; fand er aber nichts, was ihn befriedigte, so sollte das Gouvernement Don Franz' zwischen Beiden getheilt werden. Diesen Vertrag schloß man unter gebührenden Feierlichkeiten, und Beide schwuren auf die geweihte Hostie, in Zukunft niemals etwas gegeneinander zu unternehmen. Manche berichten sogar, daß Almagro einen Eid geleistet habe, niemals

etwas gegen Cusco und das umgebende Land bis auf hundertdreißig Meilen Entfernung zu unternehmen, selbst wenn Se. Majestät selbst ihm das Gouvernement darüber ertheilte. Er selbst soll auch unter Anrufung des Heiligen Sakramentes die Worte gesprochen haben: »Herr, wenn ich je den eben jetzt geleisteten Eid verletze, so mögest Du mich verderben und an Leib und Seele bestrafen«.

Nach Abschluß dieses feierlichen Vertrages, der mit ebenso wenig Treue wie der frühere gehalten werden sollte, bereitete Almagro alles Nothwendige zu seiner Abreise. Dank seiner bekannten Freigebigkeit und seinem oft bewährten Muthe, brachte er bald fünfhundertsiebzig Mann, Reiter und Infanteristen zu gleichen Theilen, zusammen, mit denen er nach Chili zu abmarschirte. Der Zug stieß auf viel Schwierigkeiten und die Abenteurer hatten bei ihrer Ueberschreitung der Anden von der Kälte ganz außerordentlich zu leiden; überdies bekamen sie es hier mit sehr kriegerischen Volksstämmen zu thun, deren

Sitten noch keine Civilisation gemildert hatte und die sie mit einer » *furia* « angriffen, für die sie in Peru sonst noch kein Beispiel fanden. Almagro vermochte nirgends eine Niederlassung zu gründen, und kaum befand er sich zwei Monate im Lande, als er erfuhr, daß die Indianer Perus sich erhoben und den größten Theil der Spanier ermordet hätten.

Nach Unterzeichnung des neuen Vertrages zwischen den Eroberern nämlich (1534), zog Pizarro wieder nach den näher dem Meere gelegenen Landestheilen, in welchen er, da jetzt hier nichts mehr zu fürchten war, eine regelrechte Regierung einrichten konnte. Für einen Mann, der sich früher niemals mit Gesetzgebung beschäftigt, erließ er in der That sehr weise Verordnungen, betreffend die Justizverwaltung, die Erhebung der Steuern, die Landvertheilung an die Indianer, und die Arbeit in den Bergwerken. Bot der Charakter des » *Conquistador* « auch manche Handhaben für eine minder wohlwollende Kritik, so verlangt es doch

die Gerechtigkeit, anzuerkennen, daß ihm eine gewisse Erhabenheit der Gedanken nicht abging und er sich der Rolle des Begründers eines großen Reiches wohl bewußt war. Hierin liegt auch der Grund seines Zögerns bezüglich der Wahl des Ortes für die zukünftige Hauptstadt der spanischen Besitzungen. Cusco hatte zwar den Vorzug für sich, früher die Residenz der Inkas gewesen zu sein; diese vom Meere über vierhundert Meilen entfernte Stadt aber trennte ein gar zu großer Zwischenraum von Quito, dem Pizarro einmal eine hervorragende Bedeutung zuschrieb. Da reizte ihn plötzlich die Schönheit und Fruchtbarkeit eines großen Thales, durch welches sich ein Wasserlauf, der Rinac, dahinschlängelte. Hierher verlegte er dann im Jahre 1536 den Sitz seiner Regierung. Bald nahm Lima, »die Stadt der Könige«, wie man sie durch Verstümmelung des Namens jenes zu ihren Füßen verlaufenden Flusses nannte, durch das prächtige Palais, das er sich erbauen ließ, und die schönen und geräumigen Wohnungen seiner ersten Beamten das

Aussehen einer großen Stadt an. Während Pizarro die Einrichtung der Regierung hier fern von seiner bisherigen Hauptstadt hielt, durchschwärmten einzelne kleinere Truppenabtheilungen auch die entlegensten Gegenden des Reiches, um auch die letzten Herde des Widerstandes zu zerstören, so daß in Cusco nur eine sehr geringe Truppenzahl zurückblieb. Der in den Händen der Spanier befindliche Inka glaubte jetzt den geeigneten Zeitpunkt gekommen, um eine allgemeine Erhebung anzuschüren, durch welche er der fremden Herrschaft ein Ende zu bereiten hoffte. Trotz seiner scharfen Ueberwachung wußte er alle nothwendigen Maßregeln mit solchem Geschick zu treffen, daß er bei seinen Unterdrückern auch nicht den leisesten Verdacht erregte. Er erhielt sogar die Erlaubniß, einem großen Feste beizuwöhnen, das einige Meilen von Cusco gefeiert werden sollte und bei dem die ersten Personen des ganzen Reiches erschienen. So bald der Inka sich sehen ließ, wurde die Fahne der Empörung entfaltet. Von den Grenzen der Provinz

Quito bis nach Chili stand das ganze Land plötzlich unter Waffen und sehr viele kleine spanische Detachements wurden überfallen und vernichtet. Cusco selbst, das die drei Brüder Pizarro's mit nur hundertsiebzig Spaniern vertheidigten, war acht Monate lang den unaufhörlichen Angriffen der Peruaner ausgesetzt, die sich den Gebrauch der ihren Gegnern abgenommenen Waffen angeeignet hatten. Die Eroberer widerstanden heldenmüthig, erlitten aber sehr empfindliche Verluste, vorzüglich als Johann Pizarro selbst fiel. Als Almagro diese Nachrichten erhielt, verließ er eiligst Chili, zog durch die gebirgige, steinige und auch sandige Wüste von Atacama, wo er von der Hitze und Dürre nicht weniger litt als in den Anden von Schnee und Kälte, drang in das peruanische Gebiet ein, besiegte Manco-Capac in einer größeren Schlacht und gelangte endlich, nach Vertreibung der Indianer, bis nach Cusco. Sofort machte er nun den Versuch, sich die Stadt ausliefern zu lassen, unter dem Vorwände, daß sie gar nicht zu Pizarro's Gouvernement gehöre, und stürmte unter

Verletzung eines Waffenstillstandes, während die Leute des Marquis sich einige Ruhe gönnten, die Stadt, bemächtigte sich Fernand und Gonzalo Pizarro's und ließ sich als Gouverneur anerkennen.

Inzwischen griff ein größeres indianisches Heer Lima an, schnitt diesem alle Verbindung ab und vernichtete mehrere kleinere Abtheilungen, welche Pizarro wiederholt zum Entsatze Cuscos absendete. Gleichzeitig schickte Letzterer alle seine Schiffe nach Panama, um seine Leute zum verzweifelten Widerstande zu nöthigen; er rief von Truxillo die unter dem Befehle Alonzo d'Alvarado's stehende Truppe herbei und übergab diesem die Führung einer Colonne von fünfhundert Mann, mit der er bis auf einige Meilen an die Hauptstadt heranzog, ohne im Geringsten zu ahnen, daß diese sich in den Händen von Landsleuten befand, welche entschlossen waren, ihm den Weg zu sperren. Almagro aber lag es weit mehr am Herzen, die neuen Ankömmlinge an sich zu locken, als sie zu vernichten; er traf also Anstalt, sie zu

überraschen, und machte sie zu Gefangen. Jetzt bot sich ihm die günstigste Gelegenheit, dem Kriege ein Ende und sich mit einem Schlage zum Herrn von zwei Gouvernements zu machen. Mehrere Officiere ließen auch einen derartigen Vorschlag laut werden und vorzüglich Orgoños, der dafür war, daß er die Brüder des »Conquistador« einfach hinrichten lasse und mit Eilmärschen mit seinen siegreichen Kräften nach Lima ziehe, wo ihm der überraschte Pizarro nicht werde widerstehen können. Doch Die, welche Jupiter verderben will, sagt ein lateinischer Dichter, die verbündet er. Almagro, der bei so vielen anderen Gelegenheiten sich über jeden Scrupel hinwegsetzte, wollte nicht das Unrecht auf sich nehmen, das Gouvernement Pizarro's als Empörer zu überfallen, und schlug ruhig den Weg nach Cusco wieder ein.

Vom Standpunkt seines persönlichen Interesses aus beging Almagro hiermit gewiß einen schweren Fehler, den er auch gar so bald bereuen sollte. Faßt man aber,

was ja stets der Fall sein sollte, nur das Interesse des Vaterlandes in's Auge, so bildeten schon die Angriffe, die er unternommen, und der Bürgerkrieg, den er angesichts eines Feindes, welcher nur darauf lauerte, daraus seinen Nutzen zu ziehen, entflammte, ein Capitalverbrechen. Seine Gegner erinnerten sich dessen auch nur gar zu bald.

Bedurfte es für Almagro eines schnellen Entschlusses, um sich zum Herrn der Situation zu machen, so hatte Pizarro im Gegentheil Alles von der Zeit und der günstigen Gelegenheit zu erwarten. Während er weitere, ihm von Darien her versprochene Verstärkungen erwartete, ließ er sich mit seinem Gegner in Unterhandlungen ein, welche mehrere Monate dauerten und während welchen es einem seiner Brüder und Alvarado gelang, mit siebzig Mann zu entkommen. Obwohl er schon wiederholt hintergangen worden war, gab er doch seine Zustimmung, den Licentiaten Espinosa zu empfangen, der beauftragt war, ihm vorzustellen, daß, wenn

der Kaiser wüßte, was zwischen den beiden Rivalen vorging und über die Sachlage aufgeklärt würde, welche ihre Streitigkeiten herbeigeführt hatten, er wahrscheinlich Beide abberufen und durch andere Personen ersetzen werde. Nach Espinosa's bald darauf erfolgtem Tode wurde durch den Bruder Franz von Bovadilla's, dem Pizarro und Almagro die Entscheidung über ihren Zwist anheimgegeben hatten, ein Vertrag zu Stande gebracht, nach dem Fernand Pizarro sofort freigegeben, Cusco den Händen des Marquis überlassen werden sollte, und man beschloß, mehrere Officiere von beiden Parteien nach Spanien abzusenden, welche die beiderseitigen Rechte der Rivalen vertheidigen und die Entscheidung des Kaisers selbst anrufen sollten.

Kaum hatte der letzte seiner Brüder die Freiheit wieder erlangt, als Pizarro, jeden Gedanken an Frieden und freundschaftliches Übereinkommen verwerfend, erklärte, daß es der Gewalt der Waffen überlassen bleiben solle, zwischen

ihm und Almagro zu entscheiden, wer in Peru Herr sei. In kurzer Zeit vereinigte er siebenhundert Mann, deren Führung er seinen beiden Brüdern anvertraute. Bei der Unmöglichkeit, die Berge zu überschreiten, um auf directem Wege nach Cusco zu gelangen, folgten diese Truppen dem Ufer des Meeres bis nach Nasca, von wo aus sie in ein Seitenthal der Anden eindrangen, das sie bald nach der Hauptstadt führen mußte.

Vielleicht hätte Almagro richtiger gehandelt, schon die Abhänge des Gebirges zu vertheidigen, doch er besaß nur fünfhundert Mann und rechnete stark auf seine Reiterei, die in beschränktem Terrain nicht wohl zur Verwendung kommen konnte. Er erwartete den Feind also in der Nähe von Cusco. Beide Theile griffen sich am 26. April 1538 mit gleicher Wuth an, der Sieg wurde jedoch durch zwei Compagnien Musketiere entschieden, welche der Kaiser auf die Nachricht von der Empörung der Indianer hin, Pizarro zu Hilfe geschickt hatte. Hundertvierzig Soldaten fanden in dem Gefecht, das den

Namen der Schlacht von Bas Selimas erhielt, den Tod. Orgoños und mehrere hervorragende Führer wurden nach dem Kampfe kaltblütig niedergemetzelt. Auch der alte und kränkliche Almagro vermochte Pizarro nicht zu entkommen.

Die auf den benachbarten Bergen in Waffen stehenden Indianer hatten sich zwar verabredet, Denjenigen, der Sieger bleiben würde, zu überfallen, jetzt aber stoben sie nach allen Richtungen auseinander.

»Nichts, sagt Robertson, beweist deutlicher das Übergewicht, das die Spanier über die Amerikaner besaßen, als die Thatsache, daß Letztere, die Zeugen der Niederlage und Zersprengung der einen feindlichen Partei, nicht den Muth hatten, die andere, welche jetzt durch den Kampf geschwächt und ermattet war, anzugreifen und ihre Unterdrücker zu überfallen, als ihnen die Umstände eine Gelegenheit an die Hand gaben, die kaum je so günstig wiederkehren konnte, um einen Befreiungskampf zu beginnen.«

Jener Zeit galt ein Sieg, wenn ihn keine Plünderung begleitete, nur für einen halben. Auch die Stadt Cusco verfiel diesem Schicksale, doch vermochten alle Schätze, welche die Leute Pizarro's auffanden, diese nicht zu befriedigen. Sie hatten Alle eine sehr große Meinung von ihren Verdiensten und von dem, was sie jetzt geleistet, daß für Jeden ein Gouvernements-Posten hätte frei sein müssen. Fernand Pizarro zerstreute sie also und sandte sie mit einigen Parteigängern Almagro's, die sich ihm jetzt angeschlossen hatten und deren Entfernung ihm am Herzen lag, aus, um noch weitere Länder zu erwerben.

Was den Letzterwähnten selbst betrifft, so beschloß Pizarro, überzeugt, daß sich unter dessen Namen stets ein verdächtiger Herd der Aufregung erhalten könne, sich seiner zu entledigen. Er ließ ihm also den Proceß machen, der selbstverständlich mit einem Todesurtheil endigte. Bei dieser Nachricht behielt er nach einigen Augenblicken natürlicher Erregung, in denen er sein Alter und die sehr abweichende Art und Weise, in

der er mit Fernand und Gonzalo Pizarro verfahren sei, als sie seine Gefangenen waren, doch sein kaltes Blut und sah dem Tode mit dem Muthe eines tapferen Soldaten entgegen. Er wurde im Gefängniß erdrosselt und dann öffentlich hingerichtet (1538).

Nach einigen weiteren glücklichen Zügen reiste Fernand Pizarro nach Spanien ab, um den Kaiser von allen Vorkommnissen zu unterrichten. Jetzt fand er aber die öffentliche Meinung gegen sich und seine Brüder heftig eingenommen. Ihre Grausamkeiten und Gewaltacte, ihre Mißachtung der heiligsten Verträge waren nämlich durch einige Anhänger Almagro's in ihrer ganzen Nacktheit und ohne jede Schonung aufgedeckt worden. Fernand Pizarro bedurfte seiner ganzen Gewandtheit, um sich beim Kaiser Gehör zu verschaffen. Außer Stande, zu entscheiden, auf welcher Seite das Recht sei, da er nur durch die beiden Parteien von deren Händeln wußte, erkannte Karl V., daß seinem überseeischen Reiche die größten

Gefahren und der verderblichste Bürgerkrieg drohten. Er entschied also dahin, einen Commissär an Ort und Stelle zu senden, den er mit ausgedehntester Machtvollkommenheit ausstattete und der nach genauer Einsicht in die Verhältnisse die Regierungsform so herstellen sollte, wie es ihm am Besten dünkte. Diese heikle Mission wurde einem Richter von dem Obergericht zu Valladolid, Christoval de Vaca, zuertheilt, der sich dieses Vertrauens nicht unwürdig zeigte. Sonderbar! Man empfahl ihm, ganz besonders gegen Franz Pizarro mit größtmöglicher Schonung zu verfahren, während sein Bruder Fernando verhaftet und in den Kerker geworfen wurde, wo er zwanzig lange Jahre vergessen schmachten sollte.

Während sich diese Ereignisse in Spanien abspielten, vertheidigte der Marquis das eroberte Land, behielt für sich und seine Getreuen die fruchtbarsten und bestgelegenen Landschaften und gestand den Kampfgenossen Almagro's, denen von Chili, wie man sich ausdrückte, nur

unfruchtbare und entlegene Einöden zu.  
Dann übertrug er einem seiner  
Abtheilungsführer, Pedro de Valdivia, die  
Ausführung des Projekts, an dem Almagro  
gescheitert war, nämlich die Unterjochung  
von Chili. Am 28. Januar 1540 brach dieser  
auf in Begleitung von hundertfünfzig  
Spaniern, unter denen sich Pedro Gomez,  
Pedro de Miranda und Alonso de Monroy  
besonders hervorthun sollten, zog durch die  
Wüste von Atacama, ein Unternehmen, das  
auch heutigen Tages für sehr beschwerlich  
gilt, und kam in Copiapo inmitten eines  
herrlichen Thales an. Während er zuerst  
eine sehr freundliche Aufnahme fand,  
mußte er doch nach Einbringung der Ernte  
zahlreiche Gefechte mit einer von den  
Indianern Perus sehr verschiedenen Race,  
den Araucaniern, sehr tapferen und  
unermüdlichen Kriegern, bestehen.  
Nichtsdestoweniger gründete er am 12.  
Februar 1541 die Stadt Santiago. Acht Jahr  
lang verweilte Valdivia in Chili und leitete  
die Eroberung und Organisation des  
Landes.

Minder habsüchtig als die anderen  
»Conquistadoren« jener Zeit, forschte er  
nach den Mineralschätzen des Landes nur  
in der Absicht, die gedeihliche  
Entwickelung der Kolonie, in der übrigens  
auch dem Landbau die gebührende Pflege  
zu Theil wurde, sicherzustellen. »Der beste  
Bodenschatz, den ich kenne, ist doch  
Getreide und Wein nebst dem Futter für die  
Thiere. Wer diesen hat, besitzt auch Silber  
und Gold. Von den eigentlichen ersten  
Produkten des Bergbaues vermögen wir  
nicht unser Leben zu fristen. Ein reiches  
Bergwerk sichert noch Niemand ein  
angenehmes Leben.« Diese Worte  
Lescarbot's in seiner »Geschichte von Neu-  
Frankreich«, könnte Valdivia wohl selbst  
ausgesprochen haben, denn sie drücken  
seine Gefühle in zutreffender Weise aus.  
Seine Tapferkeit, Klugheit und  
Menschlichkeit – und vorzüglich die  
letztere sticht gegenüber den  
Grausamkeiten Pizarro's sehr vortheilhaft  
ab – sichern ihm einen besonderen  
Ehrenplatz und gewiß einen der

vornehmsten unter den »Conquistadoren« des 16. Jahrhunderts.

Zur Zeit als Valdivia sich nach Chili begab, überschritt Gonzalo Pizarro au der Spitze von dreihundertvierzig Spaniern, die zur Hälfte beritten waren, und viertausend Indianern die Anden, doch um den Preis so entsetzlicher Strapazen, daß die Hälfte der Letzteren vor Kälte dabei umkamen; dann drang er nach Osten zu tiefer in das Festland ein, in der Absicht, ein Land aufzusuchen, in dem, wie man allgemein sagte, Zimmt und andere Gewürze in Ueberfluß gediehen. In den unendlichen, von Sümpfen und Urwäldern bedeckten Savannen von furchtbaren Regengüssen überrascht, welche gleich zwei Monate anhielten, hatten die Spanier bei der dünnen, wenig thätigen und feindseligen Bevölkerung oft Hunger und Durst zu leiden in einem Lande, wo es weder Rinder noch Pferde gab, und die größten Vierfüßler Tapire und Lamas waren, welch' letzteren man übrigens auf den Abhängen der Anden auch nur sehr selten begegnete. Trotz dieser

Schwierigkeiten, die gewiß hingereicht hätten, minder energische Leute als die »Descubridores« des 16. Jahrhunderts abzuschrecken, harrten sie bei ihrem Unternehmen aus und gingen längs des Rio Napo oder Coca, einem linken Nebenflusse des Marañon, bis zur Einmündung in diesen hinab. Dort erbauten sie mit größter Mühe eine Brigantine, auf welcher fünfzig Soldaten unter Führung Francisco Orellana's Platz nahmen. Ob diesen nun die Gewalt der Strömung hinwegriß oder er, einmal aus den Augen des Chefs, der Versuchung nicht widerstehen konnte, jetzt selbst den Anführer einer Entdeckungsexpedition zu spielen, jedenfalls erwartete er Gonzalo Pizarro nicht an dem verabredeten Platze, sondern segelte den Strom hinunter bis zu dem Atlantischen Ocean. Eine solche Fahrt von nahe 2000 Meilen durch unbekannte Gebiete, ohne Führer, ohne Boussole und ohne Vorrath an Lebensmitteln, mit einer Mannschaft, welche wiederholt über dieses tolle Unternehmen ihres Hauptmanns zu murren anfing, und mitten durch eine fast

allenthalben feindselig auftretende Bevölkerung, ist gewiß eine wunderbare zu nennen. Von der Mündung des Stromes aus, den er mit seiner mangelhaft construirten und halbzerfallenen Barke hinabgefahren war, gelang es Orellana noch, die Insel Cubragua zu erreichen, von welcher er nach Spanien abreiste.

Wenn das Sprichwort: »Der hat gut lügen, der aus weiter Ferne kommt«, noch nicht erfunden gewesen wäre, Orellana hätte dazu Veranlassung gegeben. Er verbreitete in der That die ungereimtesten Fabeln von den Schätzen des von ihm durchreisten Landes. Die Einwohner desselben sollten so reich sein, daß die ganzen Tempeldächer nur aus massiven Goldplatten beständen, eine Versicherung, welche zur Entstehung der Legende von El Dorado Veranlassung gab. Orellana wollte auch von der Existenz einer Republik kriegerischer Frauen gehört haben, was dem Marañon den Namen »Amazonen-Strom« erwarb. Entkleidet man diese Berichte indeß alles Lächerlichen und Grotesken, dem für die

Phantasie der Zeitgenossen berechneten Beiwerke, so bleibt doch das eine bestehen, daß Orellana's Zug eine der merkwürdigsten Expeditionen jener an gigantischen Unternehmungen so überreichen Periode darstellt, und daß eben dieser die erste Nachricht von der unendlichen Ausdehnung des Landes zwischen den Anden und dem Atlantischen Ocean lieferte.

Kehren wir jedoch zu Gonzola Pizarro zurück. Seine Verlegenheit und Verwunderung mögen nicht gering gewesen sein, als er selbst an den Zusammenfluß des Napo und Marañon kam, ohne Orellana zu finden, der ihn hier erwarten sollte. In der Befürchtung, daß seinem Lieutenant ein Unfall zugestoßen sei, marschirte er fünfzig Meilen weit längs des Stromes hinunter, bis er einen unglücklichen Officier antraf, der als Strafe für den Einspruch gegen die Perfidie seines Chefs hier ausgesetzt worden war. Bei der Nachricht von der elenden Verlassenheit und Entblößung, in der sie sich befanden, verloren auch die

Kühnsten den Muth. Pizarro mußte ihren Vorstellungen nachgeben und nach Quito umkehren, von wo man übrigens mehr als zwölfhundert Meilen entfernt war. Zur Kennzeichnung der Entbehrungen bei diesem Marsche, genüge die Bemerkung, daß nach Aufzehrung von Pferden und Hunden, Wurzeln und wilden Thieren, und nachdem sie sogar ihr gesammtes Lederzeug zerkaut, nur achtzig Ueberlebende vom Buschwerk zerrissen, blaß und abgemagert nach Quito wirklich zurückkamen. Viertausend Indianer und zweihundertzehn Spanier hatten bei diesem Zug, der nicht weniger als zwei volle Jahre dauerte, das Leben eingebüßt.

Während Gonzalo Pizarro diese unglückselige Expedition führte, über welche wir eben berichteten, schaarten sich die alten Parteigänger Almagro's, welche sich niemals ganz und voll an Pizarro anzuschließen vermochten, um den Sohn ihres früheren Chefs und faßten den Beschuß, den Marquis zu ermorden. Vergeblich ward Franz Pizarro wiederholt

gewarnt, doch niemals wollte er solchen Nachrichten Glauben schenken und sagte stets: »Seid nur ruhig, ich bin sicher genug, daß es in ganz Peru Niemand giebt, der nicht wüßte, daß ich die Macht habe, ihm in dem Augenblicke das Leben zu nehmen, wo er es wagen sollte, nach dem meinigen zu trachten.«

Am Sonntag dem 26. Juni 1531, zur Zeit der Siesta, traten Jean de Herrada und achtzehn Verschworene aus dem Hause Almagro's, den Degen in der Faust und von Kopf bis zu den Füßen bewaffnet. Sie stürzen sich mit dem Rufe: »Tod dem Tyrannen! Tod dem Verräther!« auf das Haus Pizarro's, stürmen den Palast, tödten Franz de Chaves, der auf den Lärm hin herbeilief, und dringen in den Saal; in dem sich mit Franz Pizarro, dessen Bruder Franz Martin, der Doctor Juan Velasquez und ein Dutzend Diener aufhielten. Diese retten sich mit Ausnahme Martin Pizarro's durch die Fenster, während zwei Edelleute und mehrere Diener bei der Vertheidigung des Zugangs zu den Gemächern des

Gouverneurs fallen. Dieser selbst ergreift, da ihm die Zeit fehlte, erst einen Panzer anzulegen, den Degen und ein Schild, wehrt sich tapfer und tödtet vier Gegner, während viele Andere Wunden davontragen.

»Trotzdem, sagt Zarate, erreichten sie ihre Absicht und ermordeten ihn durch einen Stich in den Hals. Im Niederfallen verlangte er noch mit lauter Stimme zu beichten, und da er dann nicht weiter reden konnte, machte er noch auf dem Boden das Zeichen des Kreuzes und gab so seinen Geist auf. Einige Neger schleppten seinen Leichnam nach der Kirche, von wo Juan Barbazan, sein altbewährter Diener, denselben allein zu reclamiren wagte. Dieser treue Diener erwies ihm heimlich die letzten Ehren, denn die Verschworenen hatten Pizarro's Wohnung geplündert und nicht so viel übrig gelassen, um davon die Wachskerzen neben dem Sarge zu bezahlen.

So endete Franz Pizarro, ermordet in der Hauptstadt seines großen Reiches, das Spanien seiner Tapferkeit und unermüdlichen Ausdauer verdankte, das er

dem Vaterlande aber nur verwüstet, halb entvölkert und mit Blut getränkt, hinterließ. Häufig mit Cortez verglichen, besaß er gewiß ebenso viel Muth, Ehrgeiz und militärisches Geschick; dagegen besaß er auch die Fehler des Marquis, Grausamkeit und Habsucht, in erhöhtem Maße, und Treulosigkeit und Doppelzüngigkeit noch obendrein. Wenn das Jahrhundert, in dem Cortez lebte, die Schattenseiten seines Charakters erklärliech erscheinen lässt, so lässt man sich eben gern durch die Anmuth und das Edle in seinem Wesen, sein über gewöhnliches Vorurtheil erhabenes Auftreten gefangen nehmen, das ihn bei seinen Soldaten so außerordentlich beliebt machte. In Pizarro's Charakter dagegen tritt eine Rohheit ohne Gleichen, eine wenig sympathische Härte der Gefühle häßlich hervor, und selbst seine erträglichen Eigenschaften verschwanden gänzlich gegenüber der Habgier und Treulosigkeit, diesen markantesten Zügen seiner Persönlichkeit.

Begegnete Cortez in den Mexikanern tapferen und entschlossenen Feinden, die ihm fast unüberwindliche Hindernisse bereiteten, so hatte Pizarro dafür fast keine Mühe, die milderen und furchtsameren Peruaner zu besiegen, welche seinen Waffen kaum jemals ernsteren Widerstand leisteten. Stellt man die Eroberung Perus und Mexicos nebeneinander, so führte die leichtere Spanien allerdings mehr metallische Schätze zu. Sie war es auch, auf die man den höheren Werth legte.

Noch einmal nach Pizarro's Tode sollte der Bürgerkrieg aufflackern, als der von der hauptstädtischen Regierung abgeschickte Gouverneur eintraf. Dieser raffte aber sofort die nöthigen Truppen zusammen und zog gegen Cusco aus. Er bemächtigte sich bald des jüngern Almagro, ließ ihn nebst vierzig seiner Helfershelfer hinrichten und regierte das Land mit Festigkeit bis zur Ankunft des Vicekönigs Blasco Nuñez Vela. Es liegt nicht in unserer Absicht, näher auf Streitigkeiten einzugehen, die dieser mit Gonzalo Pizarro hatte, der sich

unter Benutzung der durch die neuen »Repartimentos« erzeugten allgemeinen Unzufriedenheit gegen den Stellvertreter des Kaisers auflehnte. Nach verschiedenen Wechselfällen endete der Kampf mit der Niederlage und Hinrichtung Gonzalo Pizarro's im Jahre 1548. Sein Leichnam ward nach Cusco gebracht und daselbst völlig bekleidet begraben, da »Niemand, sagt Garcilasso de la Vega, ein armseliges Leichtentuch für ihn hergeben wollte«. So endete der Mörder Almagro's. Liegt es nicht nahe, hier an die Worte der heiligen Schrift zu denken: »Wer Menschenblut vergießt, dessen Blut soll wieder vergossen werden?«



## **Zweites Capitel.Erste Reise um die Erde**

Magellan, seine Anfänge,  
Verdrießlichkeiten und Wechsel der  
Nationalität. – Vorbereitungen zur Reise. –  
Rio de Janeiro. – Die Bai St. Julien. –  
Widersetzlichkeiten eines Theiles des  
Geschwaders. – Schreckliche Bestrafung  
der Schuldigen. – Die Magellan-Straße. –  
Die Patagonier. – Der Pacifiche Ocean. –  
Die Ladronen. – Zebu und die Philippinen.  
– Magellan's Tod. – Borneo. – Die  
Molukken und ihre Erzeugnisse. –  
Trennung der »Trinidad« und der  
»Victoria«. – Rückkehr nach Europa um  
das Cap der Guten Hoffnung. – Die letzten  
Unfälle.

---

Noch immer war die ungeheure Ausdehnung des von Columbus entdeckten Continentes nicht bekannt. Beharrlich suchte man noch längs der Küsten Amerikas, das der allgemeinen Annahme nach mehrere große Inseln bildete, nach dem Sunde, der auf kürzestem Wege in den Pacificischen Ocean und nach den begehrten Gewürzinseln, der Quelle von Spaniens Reichthümern, führen sollte. Während Cortereal und Cabot sich im Atlantischen Ocean um die Lösung dieses Räthsels bemühten, Cortez bis zum Golfe von Californien hinauf-, Pizarro längs der Küste Perus hinabsegelte und Valdivia Chili eroberte, gelang die Auffindung des gesuchten Seeweges Fernand de Magellan, einem im Dienste Spaniens stehenden Portugiesen.

Fernand de Magellan ward als Sohn eines Ritters der Cota e Armas in Porto, Lissabon, Villa de Sabrossa oder in Villa de Figueiro, es ist unbestimmt wo, auch weiß man nicht, an welchem Tage, sicher jedoch gegen Ende des 15. Jahrhunderts geboren.

Er wuchs im Hause des Königs Johann II. auf und erhielt hier eine auf der Höhe jener Zeit stehende Ausbildung. Nach eingehendem Studium der Mathematik und Schifffahrtskunde – denn damals herrschte in Portugal ein unwiderstehlicher Drang zu maritimen Entdeckungen – betrat Magellan sehr frühzeitig die Seemanns-Carrière und schiffte sich 1505 mit Almeida, der nach Indien ging, ein. Er wohnte der Plünderung Quiloas und allen Vorkommnissen jener Reise bei. Im folgenden Jahre begleitete er Vaz Pereira nach Sofala; später, nach der Rückkehr zur Malabarküste, sehen wir ihn unter Albuquerque an der Einnahme von Malacca theilnehmen, wo er ebenso viel Umsicht als persönliche Tapferkeit an den Tag legte. Dann beteiligte er sich an den Expeditionen, welche Albuquerque gegen 1510 zur Aufsuchung der berühmten Gewürzinseln unter dem Commando Antonio de Abreu's und Francisco Serrão's ausschickte, welche Banda, Amboine, Ternate und Tidor entdeckten. Inzwischen war Magellan an den 600 Meilen von Malacca entfernten malayischen (d. s.

polynesischen) Inseln gelandet und empfing hier sehr eingehende Berichte über den Archipel der Molukken, wodurch in seinem Kopfe der erste Gedanke zu einer Reise erweckt wurde, die er später ausführen sollte.

Nach Portugal heimgekehrt, erhielt er, nicht ohne Schwierigkeiten, die Erlaubniß, die Archive der Krone einzusehen, aus denen ihm bald Gewißheit darüber ward, daß die Molukken auf derjenigen Halbkugel lägen, welche durch die von den Königen Spaniens und Portugals in Tordesillas angenommene und 1494 durch Papst Alexander VI. bestätigte, sog. Demarcations-Bulle Spanien zugesprochen war.

Zufolge dieser Vereinbarung, welche noch zu so erbitterten Kämpfen Anlaß geben sollte, gehörte Spanien alles Land bis dreihundertsiebzig Meilen westlich vom Meridian der Inseln des Grünen Vorgebirges, das östlich von diesem gelegene aber Portugal an.

Magellan war viel zu thatenlustig, um lange Zeit müßig bleiben zu können. Er nahm also Kriegsdienste in Afrika, wo er bei Azamor, einer Stadt Marokkos, eine scheinbar leichte Kniewunde erhielt, in Folge der er jedoch, weil sie einen größeren Nerven verletzt hatte, sein Leben lang hinkte und bald nach Portugal zurückkehren mußte. Stolz und sich der Ueberlegenheit bewußt, die ihm seine theoretischen und praktischen Kenntnisse, sowie seine bisher geleisteten Dienste gegenüber dem Schwarm der Höflinge sicherten, mußte Magellan nur desto lebhafter die Anschuldigung bedauern, die ihm seitens des Königs Emanuel widerfuhr, in Folge gewisser Klagen der Bewohner von Azamor über die portugiesischen Officiere. Emanuel's Vorurtheil vergrößerte sich bald zur wirklichen Abneigung. Diese äußerte sich durch die schimpfliche Behauptung, Magellan stelle sich, um widerlichen Anschuldigungen aus dem Wege zu gehen, nur so, als litte er noch von einer Wunde, welche doch längst ohne Nachwehen geheilt sei. Eine solche

Schmach drückte zu schwer auf das leicht verletzbare Ehrgefühl Magellan's; sie trieb ihn zu dem letzten schweren Entschlusse, der übrigens der Größe der erlittenen Beleidigung die Wage hielt. Um Niemand darüber in Ungewißheit zu lassen, ließ er durch einen authentischen Act bekräftigen, daß er auf seine Rechte als portugiesischer Bürger verzichte und sich in Spanien eine neue Heimat suche. Er veröffentlichte damit, so feierlich wie das eben möglich war, daß er von der Krone Castilien als Unterthan betrachtet zu sein wünsche, der er in alle Zukunft seine Dienste und sein ganzes Leben widmen wollte. Gewiß ein schwerer Entschluß, den doch Keiner zu tadeln wagte, und den, nach dem Zeugnisse Barros' und Faria y Susa's, selbst die rigorosesten Geschichtsschreiber jener Zeit entschuldigt haben.

Zugleich mit ihm verließ ein anderer, an kosmographischen Kenntnissen reicher Mann, der Licenciat Ruy Faleiro, der ebenfalls beim König Emanuel in Ungnade gefallen war, Lissabon in Begleitung seines

Bruders Francisco und eines Kaufmannes, Namens Christovam de Haro. Jener hatte mit Magellan einen Gesellschaftsvertrag abgeschlossen, nach den Molukken auf einem neuen Wege zu gehen, der nicht weiter bezeichnet wurde und zunächst Magellan's Geheimniß blieb. Sofort nach ihrem Eintreffen in Spanien (1517) unterbreiteten die beiden Gesellschafter ihr Project Karl V., der es im Principe billigte. Nun handelte es sich aber, was ja immer ein mißlicher Punkt ist, um die Mittel zur Ausführung. Glücklicher Weise fand Magellan in Juan de Aranda, dem Geschäftsführer der Handelskammer, einen enthusiastischen Bewunderer seiner Theorien, der ihm versprach, allen seinen Einfluß aufzubieten, um das Unternehmen durchzuführen. Er wandte sich deshalb an den Großkanzler, Cardinal und Erzbischof von Burgos, Fonseca mit Namen. Diesem setzte er mit so großer Gewandtheit die Vortheile auseinander, welche Spanien von der Entdeckung eines direct in das Centrum der Gewürzländer führenden Weges haben müsse, und schilderte dabei den ungeheuren

Nachtheil für den Handel Portugals, daß es am 22. März 1518 zu einer betreffenden Convention kam. Der Kaiser trat auch für die Kosten der Ausrüstung ein, wogegen ihm der größte Theil des Ertrages der Expedition zugesichert wurde.

Bevor er in See gehen konnte, hatte Magellan freilich noch mancherlei Hindernisse zu besiegen. Diese bestanden zunächst in den Einwendungen des portugiesischen Gesandten, Alvaro da Costa, der, als er die Erfolglosigkeit seines Widerspruches erkannte, nach Faria y Susa selbst nicht vor dem Versuche zurückgeschreckt sein soll, Magellan durch Meuchelmord aus dem Wege schaffen zu lassen. Ferner begegnete er dem Unwillen der Beamten an der *Casa de contratacion* in Sevilla, welche eifersüchtig waren, die Leitung einer so wichtigen Expedition in die Hände eines Ausländers gelegt zu sehen und deren kleinlicher Neid obendrein durch die jüngste, Magellan und Ruy Faleiro zu Theil gewordene Gunstbezeugung erregt worden war, als der König jene zu

Commandeuren des Ordens des heiligen Jakob ernannte. Karl V. hatte indeß einmal seine Zustimmung durch einen öffentlichen Act ertheilt, diese konnte also nicht widerrufen werden. Noch einmal versuchte man auf seinen Entschluß bestimmd einzuwirken, indem im November 1518 durch portugiesisches Gold ein Volksaufstand angezettelt wurde, der unter dem Vorwande zum Ausbruch kam, daß Magellan, als er eines seiner Schiffe auf das Land gesetzt, um es ausbessern und anstreichen zu lassen, dasselbe mit dem portugiesischen Wappen geschmückt habe. Auch dieser letzte Versuch scheiterte jedoch höchst kläglich, und drei königliche Ordonnanzen vom 30. März, 6. und 30. April bestimmten die nothwendigen Mannschaften und ernannten den Stab der Flottille; ein letztes Handschreiben endlich, datirt aus Barcelona vom 26. Juli 1519, übertrug das einheitliche Commando der Expedition an Magellan.

Was inzwischen mit Ruy Faleiro vorgegangen war, das ist nicht mit

Bestimmtheit zu sagen. Wenn, er bis jetzt mit Magellan, dem freilich der erste Entwurf des ganzen Planes angehörte, immer gleichmäßig behandelt und bedacht worden war, so sah er sich doch völlig von dem Commando der Expedition ausgeschlossen, und zwar in Folge von Meinungsverschiedenheiten. deren Ursache nicht in die Oeffentlichkeit gedrungen ist. Seine ohnehin erschütterte Gesundheit erhielt durch diesen Schimpf einen harten Schlag, und dazu wurde der arme, halb geistesgestörte Ruy Faleiro nach seiner Rückkehr nach Portugal und zu seiner Familie verhaftet und konnte nur auf die nachdrückliche Verwendung Karl's V. hin wieder auf freien Fuß kommen.

Nach seinem der Krone Castiliens geleisteten Lehenseide schwuren ihm auch seine Officiere und Matrosen Anhänglichkeit und Treue, und er segelte nun, am 10. August 1519, aus dem Hafen von San Lucar de Barrameda ab.

Bevor wir zur Erzählung des nun folgenden merkwürdigen Zuges übergehen, mögen hier einige Worte über den Mann Platz finden, dem wir den ausführlichsten Bericht über diese Reise verdanken. Francisco Antonio Pigafetta, geboren in Vicenza aus vornehmer Familie im Jahre 1491, gehörte zu dem Gefolge des Gesandten Francesco Chioricalco, den Leo X. an Karl V. nach Barcelona abschickte. Jedenfalls wurde seine Aufmerksamkeit erregt durch das Aufsehen, welches die Vorbereitungen zu Magellan's Reise in Spanien erweckten, und er erhielt wirklich Erlaubniß, an jener theilzunehmen. Dieser Freiwillige war übrigens eine sehr werthvolle Erwerbung, denn er erwies sich unter allen Verhältnissen als ebenso getreuer und scharfsichtiger Beobachter wie als anhänglicher, tapferer Gefährte. Im Gefechte bei Zebu an Magellan's Seite verwundet, konnte er der Einladung an dem Gastmahl nicht folgen, während dessen eine so große Anzahl seiner Genossen den Tod finden sollte. Was seinen Bericht betrifft, so ist dieser, abgesehen von einigen

Uebertreibungen im Geschmacke jener Zeit, ein recht verläßlicher, so daß die meisten von ihm herrührenden Beschreibungen durch die Reisenden und die gelehrten Forscher der Neuzeit, unter denen Alcide de Orbigny besonders hervorgehoben zu werden verdient, nur allseitig bestätigt werden konnten.

Nach seiner Rückkehr nach San-Lucar am 6. September 1522 legte der Lombarde, wie man ihn an Bord der »Victoria« nannte, gleich nach Einlösung seines Gelübdes, der »Nuesta Señora de la Victoria« barfüßig seinen Dank darzubringen, Karl V. in Valladolid das vollständige Tagebuch der Reise vor. Später verfaßte er in Italien auf Grund jenes Originale, sowie vieler ergänzender Anmerkungen auf Veranlassung Papst Clemens' VII. und des Großmeisters des Malteserordens, Villiers' de l'Isle Adam, einen ausführlichen Reisebericht, von dem er einige gleichlautende Copien mehreren hervorragenden Persönlichkeiten, darunter auch Louise von Savoyen, der Mutter

Franz' I., zugehen ließ. Da Letztere aber, nach Harisse, dem gelehrten Herausgeber der *Bibliotheca americana vetustissima*, das von Pigafetta geschriebene Patois, eine Mischung aus der italienischen, venetianischen und spanischen Sprache, nicht verstand, so beauftragte sie einen gewissen Jacques Antoine Fabre, jenen Bericht in's Französische zu übersetzen. Statt einer treuen Uebersetzung lieferte Fabre freilich nur eine Art Abriß. Einige Kritiker vertreten übrigens die Anschauung, daß das Original des Reiseberichtes überhaupt schon in französischer Sprache abgefaßt gewesen sei, und begründen dieselbe mit dem Vorhandensein dreier französischer Handschriften aus dem 16. Jahrhundert, welche beträchtliche Abweichungen aufweisen, und von denen zwei in der Pariser National-Bibliothek aufbewahrt werden.

Pigafetta starb zu Vicenza gegen 1534, in einem Hause der Mondstraße daselbst, das noch im Jahre 1800 zu sehen war und die

bekannte Inschrift trug: »Keine Rose ohne Dornen!«

Wir halten uns im Nachfolgenden nicht ausschließlich an den Bericht Pigafetta's, sondern haben ihn mit dem Maximilian's des Siebenbürgen, eines Geheimschreibers Karl V., deren italienische Uebersetzung sich in der werthvollen Sammlung Ramusio's vorfindet, verglichen.

Magellan's Flotte bestand aus der »Trinidad« von 120 Tonnen, auf der die Flagge des Befehlshabers der Expedition aufgezogen war; der »Sante Antonio«, gleichfalls von 120 Tonnen, unter Führung Juan's de Carthagena als zweitem Officier und mit Magellan »verbundene Person«, wie das königliche Handschreiben lautete; ferner aus der »Conception« von 90 Tonnen, Commandant Caspar de Quesada; der berühmten »Victoria« von 85 Tonnen, Commandant Luis de Mendoza, und endlich der »Santiago«, Commandant Joao Serrão, woraus die Spanier Serrano gemacht haben.

Vier unter diesen Kapitänen und alle Steuermänner waren Portugiesen. Barbosa und Gomez auf der »Trinidad«, Luis Alfonso de Goes und Vasco Gallego auf der »Victoria«, Serrão, Joao Lopes de Carvalho auf der »Conception«, Joao Rodriguez de Monfrapil auf der »Sant Antonio« und Joao Serrão auf der »Santiago« nebst fünfundzwanzig Matrosen bildeten eine Anzahl von 33 Portugiesen unter der Gesammtheit von 237 Mann, deren Namen erhalten geblieben und unter welchen auch, noch andere Nationen vertreten sind.

Von den oben namentlich aufgeführten Officieren bemerken wir, daß Duarte Barbosa der Schwager Magellan's war, und daß Estavam Gomes, der, später von Karl V. zur Aufsuchung der nordwestlichen Durchfahrt ausgeschickt, im Jahre 1524 längs der Küsten Amerikas von Florida aus bis Rhode-Island und vielleicht bis zum Cap Cod hinauf segelte, schon am 6. Mai 1521 nach Sevilla zurückkehrte, sich an dieser denkwürdigen Fahrt also nicht bis zum Ende betheiligte.

Die Expedition, zu der man alle Hilfsmittel aufbot, welche die Schifffahrtskunst jener Zeit nur besaß, war in jeder Hinsicht so vollkommen als möglich ausgerüstet. Gleich nach der Abfahrt händigte Magellan seinen Steuerleuten und Kapitänen die letzten Instructionen ein nebst den festgesetzten Signalen zur Sicherung der Gleichzeitigkeit aller Manöver und zur Verhinderung einer möglichen Trennung von einander.

Am Montag den 10. August 1519 des Morgens lichtete die Flotte die Anker und fuhr den Guadalquivir hinab bis San Lucar de Barrameda, dem Hafen von Sevilla, wo der Proviantvorrath noch vermehrt wurde. Erst am 20. September stach sie wirklich in See. Sechs Tage später ankerte sie im Archipel der Canarien vor Teneriffa, um Wasser und Holz einzunehmen. Schon beim Verlassen dieser Inselgruppe traten zwischen Magellan und Juan Carthagena die ersten Spuren, von Uneinigkeit zu Tage, welche der Expedition so ungemein nachtheilig werden sollte. Juan verlangte

nämlich von dem Chef-Commandeur über den einzuschlagenden Kurs vorher unterrichtet zu werden, was Magellan rundweg mit der Erklärung verweigerte, daß er seinen Untergebenen keine Rechenschaft zu geben schuldig sei.

Nachdem man zwischen den Inseln des Grünen Vorgebirges und Afrika vorüberbekommen, segelte man nahe Sierra Leone hin, wo theils Gegenwinde, theils vollständige Windstillen die Flotte zwanzig Tage lang aufhielten.

Während dessen ereignete sich ein sehr peinlicher Vorfall. Bei Gelegenheit einer an Bord des Admiralschiffes stattfindenden Berathung nämlich kam es zu sehr lebhaftem Wortwechsel, und da Juan de Carthagena, der den General-Kapitänen überhaupt mit einer gewissen Mißachtung behandelte, diesem sehr laut und anmaßend antwortete, sah sich Magellan genöthigt, ihn in den »Bock« spannen zu lassen. Es ist das ein aus zwei übereinander liegenden Hölzern bestehender Apparat mit

Oeffnungen, durch welche die Füße des zu bestrafenden Matrosen gesteckt und gefesselt werden. Gegen diese, für einen hohen Officier doch gar zu entehrende Strafe erhoben die übrigen Kapitäne bei Magellan Einspruch und setzten es auch durch, daß Carthagena einfach unter der Bewachung eines anderen Befehlshabers gefangen gehalten wurde.

Auf die Windstillen folgten nun Regengüsse mit plötzlichen Windstößen und wirklichen Stürmen, welche die Fahrzeuge zum Beilegen zwangen. Während dieser Unwetter beobachteten die Seefahrer wiederholt eine, ihrer Ursache nach bis dahin unbekannte Erscheinung, welche man als ein Zeichen des besonderen himmlischen Schutzes auffaßte, und die heute noch mit dem Namen »St. Elmsfeuer« bezeichnet wird. Nach Ueberschreitung der Linie – ein Moment, der zu jener Zeit nicht wie in späterer Zeit durch die wunderliche Meerestaufe gefeiert wurde – steuerte man auf Brasilien zu, wo die Flotte am 13. December 1519 in dem

herrlichen, heute unter dem Namen Rio-Janeiro bekannten Hafen Santa Lucia vor Anker ging. Es war das übrigens nicht, wie man lange Zeit geglaubt hat, zum ersten Male, daß Europäer diese Bai erblickten. Schon 1511 geschieht ihrer unter dem Namen Cabo-Frio Erwähnung. Vier Jahre vor Magellan's Ankunft hatte sie Pedro Lopez besucht, auch kamen seit Anfang des 16. Jahrhunderts wahrscheinlich zu wiederholten Malen Schiffer aus Dieppe hierher, welche von ihren Vorfahren, den Normannen, die Vorliebe für abenteuerliche Seefahrten geerbt hatten und fast überall auf Erden Niederlassungen oder Handelscomptoirs errichteten.

Hier versorgte sich die spanische Expedition sehr billig mit kleinen Spiegeln, Bändern, Scheeren, Schellen und Angelhaken nebst einer Menge Lebensmitteln, unter denen Pigafetta Ananasfrüchte, Zuckerrohr, Pataten, Hühner und Fleisch vom »Anta« (wahrscheinlich Tapir) aufzählt.

Die Beobachtungen, welche derselbe Bericht über die Sitten und Gebräuche der Einwohner mittheilt, sind so merkwürdig, daß sie hier Erwähnung verdienen: »Die Brasilianer sind keine Christen, heißt es darin, besitzen aber auch keine Götzenbilder, sondern beten eigentlich gar nichts an; der natürliche Instinct ist ihr einziges Gesetz«. Es ist das ein interessanter Ausspruch, ein eigenthümliches Geständniß seitens eines sehr zum Aberglauben geneigten Italieners aus dem 16. Jahrhundert, und beweist wiederum, daß die Idee der Gottheit keineswegs eine allgemein angeborne ist, wie es gewisse Theologen behaupten.

»Diese Eingeborenen werden sehr alt, gehen gewöhnlich ganz nackt und schlafen auf Baumwollnetzen, d. h. in Hängematten, die mit den Enden an Pfählen befestigt werden. Ihre »Canoas« genannten Boote sind aus einem einzigen Baumstamme ausgehöhlt und fassen bis vierzig Mann. Sie sind gelegentlich auch Menschenfresser, verzehren aber nur die im Kampfe

gefallenen Feinde. Ihre Staatskleidung besteht aus einer Art Weste von Papageienfedern, welche in der Weise mit einander verbunden sind, daß die größten Federn aus den Flügeln und dem Schwanz um die Hüften eine Art Gürtel bilden, was ihnen ein höchst sonderbares und lächerliches Ansehen verleiht.« Wir erwähnten schon, daß der Federmantel am Pacificischen Ocean bei den Peruanern in Gebrauch war; es ist gewiß merkwürdig, ihn auch hier bei den Brasilianern wiederzufinden. In den ethnographischen Museen begegnet man jetzt übrigens gewöhnlich einigen Exemplaren dieses eigenartigen Schmuckes. Hierin bestand jedoch nicht der einzige Putz dieser Wilden; sie steckten sich nämlich durch die dreimal durchbohrte Unterlippe kleine steinerne Cylinder, eine Mode, der auch die oceanischen Völkerschaften huldigen und die mit dem bei uns gebräuchlichen Tragen von Ohrringen in naher Beziehung steht. Jene Völker sind übrigens sehr leichtgläubig und gutmüthig. Pigafetta bemerkt auch, daß es wohl keine

Schwierigkeit gehabt hätte, sie zum Christenthume zu bekehren, denn sie wohnten schweigend und mit einer gewissen Andacht jeder am Strande gelesenen Messe bei, eine Beobachtung, welche auch Alvarez Cabral schon gemacht hatte.

Nach einem Aufenthalte von dreizehn Tagen setzte das Geschwader seinen Weg längs der Küste nach Süden hin fort und gelangte, unter  $30^{\circ} 40'$  südlicher Breite, nach einem Lande, aus dem ein großer Süßwasserstrom hervorbrach. Das war der La Plata. Die Eingebornen Churruas zeigten beim Anblick der Schiffe eine solche Furcht, daß sie mit ihrer werthvollsten Habe eiligst in das Innere entflohen, so daß es unmöglich war, mit ihnen in Verbindung zu treten. In dieser Gegend war es, wo Juan Diaz de Solis, vier Jahre vorher, von einem Stamme der Churruas ermordet wurde, der mit jenem schrecklichen Instrumente bewaffnet war, dessen sich die »Gauchos« der Argentinischen Republik noch heute bedienen, nämlich den »Bolas«, d. s.

metallene Kugeln, die an den Enden eines langen Lederriemens, des sog. »Lasso« befestigt sind.

Ein wenig unterhalb der Mündung des La Plata, den man früher für einen nach dem Pacificischen Oceane führenden Meeresarm ansah, ankerte die Flotte im Hafen Desiré. Hier versorgte man sich mit einer für die Besatzung aller fünf Schiffe hinreichenden Menge Proviant an Pinguins, einer Geflügelart, welche nicht eben die leckerste Speise bildet. Endlich machte man unter  $49^{\circ} 30'$  in einem Hafen Halt, wo Magellan zu überwintern beschloß und der den Namen der St. Julien-Bai erhielt.

Seit zwei Monaten schon weilten die Spanier an dieser Stelle, als sie eines Tages einen Mann bemerkten, der ihnen von wahrhaft riesiger Größe erschien. Bei ihrem Anblick begann er zu tanzen und zu singen, während er sich Erde auf, das Haupt streute. Es war ein Patagonier, der sich ohne Widerstand nach den Schiffen führen ließ. Ueber Alles, was ihn umgab, zeigte er

das größte Erstaunen, doch nichts verwunderte ihn so sehr, wie ein großer Stahlspiegel, den man ihm vorhielt. »Der Riese, der von diesem Möbel nicht die geringste Ahnung hatte und sein Gesicht höchst wahrscheinlich zum ersten Male sah, wich davor so entsetzt zurück, daß er vier unserer Leute, die hinter ihm standen, zu Boden riß.« Reich beschenkt, brachte man ihn wieder an's Land, wo der ihm widerfahrene wohlwollende Empfang achtzehn seiner Landsleute – dreizehn Männer und fünf Frauen – veranlaßte, auch einmal an Bord zu gehen. Groß von Gestalt, mit breitem, bis auf einen mehr gelblichen Ring um die Augen, fast kupferrothem Gesicht, die Haare künstlich gebleicht, waren sie mit ungeheuren Pelzmänteln bekleidet und trugen jene großen Lederschuhe, nach denen sie den Namen Großfüße oder Patagonier bekamen. Immerhin war ihre Größe nicht eine so außergewöhnliche, wie sie unserem naiven Gewährsmanne erschien, denn sie variirt etwa zwischen 1,72 bis 1,92 Meter, was freilich die mittlere Größe der Europäer

etwas übertrifft. Als Waffen führten sie einen kurzen, sehr festen Bogen und Pfeile von Rosenholz mit einem scharfen Kiesel an der Spitze.

Um zwei jener Wilden, die er mit nach Europa nehmen wollte, zurück zu behalten, bediente sich der Kapitän einer List, die wir heute zwar als häßlich bezeichnen würden, aber im 16. Jahrhundert nicht auffällig erschien, da man überall Neger und Indianer nur als eine Art Thiere zu betrachten pflegte. Er bot den Beiden nämlich reichliche Geschenke an, und als er sie darüber höchst erfreut sah, brachte er auch noch Eisenringe, von der Art, wie sie für zu fesselnde Verbrecher gebraucht werden, herbei. Da sie das Eisen über Alles hochschätzten, wollten sie diese zwar gern mitnehmen, doch hatten sie die Hände nicht mehr frei. Man schlug also vor, ihnen dieselben an den Beinen zu befestigen, worauf sie ohne Mißtrauen eingingen. Die Matrosen schlossen sodann die Ringe, so daß die Wilden sich plötzlich gefesselt sahen. Nichts vermag aber eine Vorstellung

von ihrer Wuth zu geben, als sie dieses, eher Wilden als civilisirten Menschen zuzutrauende Verfahren wahrnahmen. Vergebens versuchte man auch noch mehrerer habhaft zu werden, und bei dieser Hetzjagd wurde einer der Spanier von einem vergifteten Pfeile verletzt, der ihn fast augenblicklich tödtete. Als unerschrockene Jäger betreiben diese Völkerschaften sehr begierig die Verfolgung der Guanaquis und anderen Wildes, denn sie sind so gefräßig, daß, »was für zwanzig Matrosen zur Sättigung hinreichen würde, nur für sieben oder acht der Ihrigen genügt«.

Magellan ordnete nun, in der Voraussicht eines sich länger hinziehenden Aufenthaltes und in der Erkenntnis, daß das Land nur spärliche Hilfsmittel darbot, die vorsichtige Eintheilung der Nahrung an, wobei die Leute nur bestimmte Rationen erhielten, um den Frühling abwarten zu können, ohne geradezu Noth zu leiden, und dann nach wildreicherer Gegend weiter zu ziehen.

Unzufrieden mit der Unfruchtbarkeit der Umgebung, der langen Dauer und der Strenge des Winters, begannen die Spanier schon zu murren. Dieses Land schien sich, wie sie sagten, bis zum Südpole hin zu erstrecken und eine Meerenge in demselben nirgends vorhanden zu sein; schon waren Einzelne der harten Strapazen erlegen; mit einem Worte, sie hielten es für die höchste Zeit, wieder nach Spanien umzukehren, wenn der Commandant hier nicht seine gesammte Mannschaft umkommen sehen wollte.

Magellan, entschlossen zu sterben, oder sein Unternehmen zu Ende zu führen, antwortete, ihm habe der Kaiser die einzuhaltende Route vorgeschrieben, von der er weder abweichen dürfe noch wolle, und daß er demnach geraden Weges weiter segeln werde, bis er entweder das Ende dieses Landes oder eine dasselbe durchschneidende Meerenge gefunden habe. Wenn die Mannschaften an Nahrungsmitteln etwas Mangel leide, so stehe es ihnen ja frei, zu fischen und zu

jagen so viel sie wollten. Magellan glaubte, eine so bestimmte Erklärung werde die Unzufriedenen zum Schweigen bringen und ihm nichts mehr von Entbehrungen zu Ohren kommen, welche ihn übrigens nicht weniger strafen als seine Leute.

Wie bitter täuschte er sich hierin! Einige Kapitäne, Juan de Carthagena voran, hatten nämlich offenbar ein Interesse daran, eine Emeute ausbrechen zu sehen.

Sie fingen also an, den Haß der Spanier gegen die Portugiesen auf's Neue zu schüren. Der zu letzteren gehörige General-Kapitän sollte sich, ihrer Behauptung nach, niemals ehrlich dem Banner Spaniens angeschlossen haben. Nur um in sein Vaterland zurückkehren zu dürfen und sein früheres Unrecht vergessen zu machen, wolle er irgend eine Heldenthat ausführen und für Portugal könne es ja nichts Günstigeres geben als den Untergang dieser schönen Flotte. Statt sie nach dem Archipel der Molukken zu bringen, den er wegen seines üppigen Reichthumes so laut

gepriesen habe, wolle er sie nur in die Regionen des ewigen Eises und Schnees verschleppen, wo er ihren Untergang schon herbeizuführen wissen würde; mit Hilfe der auf dem Geschwader dienenden Portugiesen werde er dann mit den Schiffen, deren er sich bemächtigen könne, nach seiner Heimat zurücksegeln.

Derartige Gerüchte und Beschuldigungen verbreiteten die Anhänger Juan's de Carthagena, Luis' de Mendoza und Gaspars de Quesada unter den Matrosen, da berief Magellan am Palmsonntag dem 1. April 1520 Kapitäne, Officiere und Steuerleute zur Anhörung der Messe und zu einem nachfolgenden gemeinsamen Mittagsmahl auf sein Schiff. Alvaro de La Mesquita, ein Vetter des General-Kapitäns, und Antonio de Coca folgten nebst ihren Officieren dieser Einladung; Mendoza und Quesada, sowie natürlich auch Juan de Carthagena, der Gefangene des Letztgenannten, erschienen jedoch nicht. In der folgenden Nacht bestiegen sie mit dreißig Mann von der »Conception« die »Sant Antonio«, um

sich La Mesquita's zu bemächtigen. Der Steuermann Eliorraga empfing bei der Vertheidigung seines Kapitäns vier Dolchstiche in den Arm. Dabei rief Quesada: »Ihr werdet sehen, daß dieser Narr uns noch den ganzen Handel verderben wird!« Die drei Schiffe »Conception«, »Sant Antonio« und »Santiago« fielen den Aufrührern, die unter den Mannschaften verschiedene Helfershelfer hatten, ohne Schwierigkeit in die Hände. Trotz dieses ersten Erfolges wagten die drei Kapitäne doch keinen direkten Angriff auf den General-Kapitän, sondern unterbreiteten ihm nur ihre Vermittlungsvorschläge. Magellan gab zur Antwort, sie möchten an Bord der »Trinidad« kommen, um sich mit ihm zu verständigen, eine Einladung, welche jene rundweg abschlugen. Da ihn nun keine weiteren Rücksichten banden, ließ Magellan das Boot mit den Ueberbringern der letzten Antwort zunächst festhalten, wählte aus seiner Mannschaft sechs handfeste, entschlossene Leute und sandte sie an Bord der »Victoria« unter Führung

des Alguacil Espinosa. Dieser übergab Mendoza noch einen Brief Magellan's, der ihm bedeutete, sich an Bord der »Trinidad« zu verfügen, und da der Empfänger spöttisch lächelte, stieß er ihm seinen Dolch in den Hals, während ihm ein Matrose mit dem Jagdmesser über den Kopf schlug. Inzwischen legte noch ein anderes, von fünfzehn Bewaffneten besetztes Boot an der »Victoria« an, und diese bemächtigten sich des Schiffes jetzt ohne Schwierigkeit, da die verblüfften Matrosen gegenüber diesen schnell durchgeföhrten Maßregeln sich gar nicht zu widersetzen wagten. Am nächsten Tage, dem 3. April, wurden auch die beiden anderen Rebellen-Schiffe, wenn auch nicht ohne Blutvergießen, wiedererobert.

Mendoza's Leichnam ward geviertheilt, während ein Profoß das ihn brandmarkende Urtheil mit lauter Stimme verlas. Drei Tage darauf wurde Quesada enthauptet und durch seinen eigenen Diener in Stücke geschnitten, der sich zu diesem traurigen Geschäfte hergab, um sich das eigene Leben zu retten. Carthagena entging wegen des hohen Ranges, den ihm das königliche

Handscreiben bei dieser Expedition zutheilte, zwar der verdienten Todesstrafe, wurde aber, ebenso wie der Kaplan Gomez de la Reina, am Strande ausgesetzt, wo ihn Estevam Gomez einige Monate später wieder aufnahm. Vierzig der Auflehnung beschuldigte Matrosen erhielten die erbetene Verzeihung nur, weil man ihrer Dienstleistung nothwendig bedurfte. Nach diesen strengen Bestrafungen durfte Magellan wohl voraussetzen, daß der Geist der Meuterei ein- für allemal unterdrückt sei.

Als die Temperatur milder wurde, lichtete man die Anker; das Geschwader ging am 24. August in See, folgte immer der Küste und durchforschte sorgfältig jede Einbiegung derselben, um die so beharrlich gesuchte Meerenge zu entdecken. Auf der Höhe des Caps St. Croix ging eines der Schiffe, die »Santiago«, bei einer heftigen Böe aus Osten auf den Uferfelsen zu Grunde. Glücklicher Weise vermochte man die Mannschaften und Ladung zu retten, ohne zu erwähnen, daß es gelang, auch die

Takelage und Apparate des gescheiterten Schiffes auf den vier übrigen zu bergen.

Endlich, am 21. Oktober nach Pigafetta's, am 27. November nach Maximilians des Siebenbürgen Angabe, drang die Flotte in die enge Oeffnung eines Golfes ein, von dessen Hintergrunde aus sich eine enge Wasserstraße fortsetzte, die, wie man sich bald überzeugte, nach dem »Südmeere« führte. Man nannte jene zuerst die Meerenge der Elftausend Jungfrauen, weil der betreffende Tag diesen geheiligt war. Auf jeder Seite der Meerenge stiegen hohe schneebedeckte Uferberge empor, auf welchen man, vorzüglich an der linken Seite, zahlreiche Feuer wahrnahm, ohne daß es möglich wurde, mit den Eingebornen in Verbindung zu treten.

Pigafetta's und Maximilian's des Siebenbürgen Einzelbeschreibungen der topographischen Anordnung und der Hydrographie der Meerenge sind sehr unklar, und da wir auf diese Fragen gelegentlich der Expedition Bougainville's zurückkommen, halten wir uns jetzt dabei

nicht weiter auf. Nach einer Fahrt von zweiundzwanzig Tagen durch eine Reihe enger Sunde und Meeresarme, von einer bis vier Meilen Breite, die sich in der Länge von vierhundertvierzig Meilen fortsetzte und die den Namen der Magellan-Straße erhalten hat, schaukelte die Flotte wieder auf dem unendlichen, bergetiefen Meere.

Groß war die Freude, als man das Ziel so vieler und so beharrlicher Anstrengungen erreicht sah. Für die Zukunft lag nun die Bahn offen und die kühne Voraussetzung Magellan's hatte ihre Bestätigung gefunden.

Die Reise Magellan's durch den weiten Ocean, in dem er während drei Monaten nicht einen Sturm erlebte, hat kaum ihres Gleichen; aus eben jenem Grunde nannte er ihn auch den »Pacifischen« (friedlichen) Ocean. Die Entbehrungen freilich, welche die Schiffsbesatzungen während dieses langen Zeitraumes zu erdulden hatten, waren recht hart. Der Zwieback bestand nur noch aus einem mit Würmen untermengten Staube und das verdorbene Wasser

verbreitete einen unausstehlichen Geruch. Um nicht Hungers zu sterben, mußte man Mäuse und Baumrinde verzehren und alles Leder kauen, das sich nur vorfand. Wie zu vermuthen, wurde die Mannschaft durch den Scorbust decimirt. Neunzehn Leute starben und gegen dreißig litten wenigstens sehr lange Zeit an den heftigsten Schmerzen in den Armen und Beinen. Nachdem man endlich 4000 Meilen durchmessen in einem Oceane, wo man so viele stark bevölkerte Inselgruppen entdecken sollte, traf das Geschwader auf zwei verlassene und unfruchtbare Inseln, die deshalb den Namen der »Unglücklichen Inseln« erhielten, deren Lage aber so widersprechend angegeben wird, daß es unmöglich ist, sie wieder zu erkennen.

Unter  $12^{\circ}$  nördlicher Breite und  $146^{\circ}$  der Länge (östlich von Greenwich) entdeckten die Seefahrer am Mittwoch den 6. März bald nacheinander drei Inseln, bei denen sie gern gerastet hätten, um Erfrischungen und Lebensmittel einzunehmen; die an Bord gekommenen Eingeborenen aber stahlen

daselbst, ohne daß man es verhindern konnte, so Vieles, daß man auf jene Absicht verzichten mußte. Jene fanden sogar Mittel und Wege, sich eine Schaluppe anzueignen. Magellan, den eine solche Frechheit empörte, ging darauf mit vierzig Bewaffneten an's Land, zerstörte durch Feuer eine Anzahl Hütten und Boote und tödtete sieben Männer. Diese Insulaner besaßen weder einen Häuptling oder König, noch kannten sie irgend eine Religion. Den Kopf mit einer Art Hut aus Palmenblättern bedeckt, trugen sie Bart und Haare sehr lang, so daß letztere bis zum Gürtel herabreichten. Im Allgemeinen von Olivenfarbe, glaubten sie sich zu verschönern, indem sie die Zähne abwechselnd roth und schwarz färbten, während ihr Körper, offenbar zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen, mit Cocosöl eingesalbt war. Ihre eigenthümlich gebauten Boote trugen ein sehr großes Mattensegel, das jene leicht hätte zum Kentern bringen müssen, wenn man nicht bedacht gewesen wäre, ihnen durch ein langes, wiederum mittelst zweier

Querstangen verbundenes und durch diese an das Boot selbst befestigtes Holz, den sogenannten »Balancier«, weit mehr Stabilität zu verleihen. Trotz ihrer Gewerbthätigkeit besaßen die Bewohner dieser Inseln doch einen so ausgesprochenen Hang zum Stehlen, daß ihr Land davon den Namen die Ladronen-(Räuber-) Inseln bekam.

Am 16. März beobachtete man, dreihundert Meilen von den Ladronen, ein hochaufsteigendes Land, das bald als Insel erkannt wurde und heute den Namen Samar führt. Magellan beschloß, seiner erschöpften Mannschaft hier etwas Ruhe zu gewähren und ließ am Lande zwei Zelte für die Kranken errichten. Die Eingeborenen brachten hier sehr bald Cocosnüsse und Fische herbei. Zum Austausch bot man ihnen dafür Spiegel, Kämme, Schellen und ähnliche Kleinigkeiten an. Ein vor allen anderen schätzenswerther Baum, die Cocospalme, lieferte den Einwohnern allein Brod, Wein, Oel und Essig, ohne zu erwähnen, daß sie aus gewissen Theilen

desselben ihre Bekleidung gewinnen, nebst dem nöthigen Holze zum Bau und zur Bedachung ihrer Hütten.

Die Eingebornen befreundeten sich bald mit den Spaniern und erzählten ihnen, daß ihre Inselgruppe Gewürznäglein, Zimmet, Pfeffer, Muscatnüsse, Ingwer und Macisnüsse hervorbringe, und daß man sogar Gold finde. Magellan gab dem Archipel den Namen St. Lazare, der später nach Philipp von Oesterreich, dem Sohne Karl's V., zu dem der Philippinen umgewandelt wurde.

Dieser Archipel besteht aus sehr vielen Inseln, die zwischen  $5^{\circ} 32'$  und  $19^{\circ} 38'$  nördlicher Breite, sowie  $114^{\circ} 56'$  und  $123^{\circ} 43'$  östlicher Länge von Paris verstreut liegen. Die wichtigsten derselben sind: Luzon, Mindaro, Leyte, Ceylon de Pigafetta, Samar, Panay, Negros, Zebu, Bohol, Palauan und Mindanao.

Nachdem sie sich einigermaßen erholt, gingen die Spanier wieder in See, um den

Archipel näher kennen zu lernen. Sie besuchten nach und nach die Inseln Cenalo, Huinaugan Ibusson und Abarien, sowie eine Insel mit Namen Massava, deren König Colambu sich verständlich machen konnte durch einen aus Sumatra gebürtigen Sklaven, den Magellan früher aus Indien mit nach Europa gebracht hatte, und der bei seiner Kenntniß des Malayischen oft die besten Dienste leistete. Mit sechs oder sieben der Ersten seines Volkes kam der König an Bord. Er brachte dem General-Kapitän verschiedene Geschenke mit, für die er eine türkische Weste aus rothem und gelbem Tuche und eine scharlachfarbene Mütze erhielt, während man die Leute seines Gefolges durch kleine Spiegel und Taschenmesser erfreute. Dabei zeigte man ihnen alle Feuerwaffen und schoß in ihrer Gegenwart mehrere Kanonen ab, worüber sie gewaltig erschraken. »Ferner ließ Magellan, sagt Pigafetta, Einen von uns volle Rüstung anlegen und gab drei Mann Befehl, diesen mit Degenhieben und Dolchstößen anzugreifen, um dem Könige zu zeigen, daß nichts einen in dieser Weise

geschützten Mann zu verwunden im Stande sei, was jenen höchst verwunderte. Er wendete sich auch an den Dolmetscher und sagte dem Kapitän, daß ja *ein* solcher Krieger gegen hundert andere kämpfen könne. – Gewiß, erwiderte der Kommandant durch seinen Sklaven, und jedes der drei Schiffe besitzt zweihundert Mann, welche in dieser Weise ausgerüstet und bewaffnet sind.« Erstaunt über Alles, was er gesehen, nahm der König von dem Kapitän mit der Bitte Abschied, ihm zwei der Seinigen mitzugeben, um diesen die Insel etwas näher zu zeigen. Pigafetta ward hierzu erwählt und hatte den ihm zu Theil gewordenen Empfang nur zu loben. Der König sagte ihm. »daß man auf seiner Insel Stücke Gold so groß wie Nüsse und selbst wie Eier mit Erde vermischt finde, welch' letztere man durch ein Sieb reibe, um jene auszuscheiden, und daß alle seine Gefäße und selbst die Zierrathen seines Hauses aus demselben Metalle beständen. Er war nach Landessitte, sehr sauber gekleidet und wirklich der schönste Mann, den ich unter jenen Völkern gefunden habe. Seine langen

Haare fielen ihm auf die Schultern herab; ein seidener Schleier bedeckte seinen Kopf und an den Ohren trug er zwei Ringe. Vom Gürtel bis zu den Knien war er mit einem baumwollenen, seidengestickten Stoffe bekleidet. Auf jedem Zahne trug er drei Goldplättchen, so daß es aussah, als hätte er alle Zähne mittelst dieses Metalles verbunden. Er war mit Storax und Benzoë parfümirt, und seine Haut gemalt, im Grunde aber olivenfarbig«.

Am Auferstehungstage ging man an's Land, um eine Messe abzuhalten, nachdem am Strande aus Segeln und Baumästen eine Art kleiner Kirche errichtet worden war. Auch ein Altar zierte dieselbe, und während der ganzen Dauer der religiösen Ceremonie hörte der König nebst vielem herzugeströmten Volke stillschweigend zu und ahmte die Bewegungen der Spanier nach. Dann wurde auf einem Hügel in der Nähe unter großen Feierlichkeiten ein Kreuz errichtet und man lichtete die Anker, um nach Zebu zu segeln, was für die Verproviantirung der Schiffe und für den

Handel geeigneter erschien. Hier langte man am Sonntag den 7. April an. Magellan schickte sofort einen seiner Officiere in Begleitung des Dolmetschers als Gesandten an's Land und zu dem Könige von Zebu. Der Gesandte erklärte, daß der Chef des Geschwaders unter dem Befehle des mächtigsten Königs der Erde stehe. Das Ziel ihrer Reise seien die Molukken, und der Wunsch, ihm einen Besuch abzustatten und gegen den Austausch verschiedener Waaren einige Erfrischungen zu erhalten, das seien die Gründe, welche sie veranlaßten, an einem Lande zu verweilen, wohin sie als Freunde kämen.

»Sie sollen mir willkommen sein, antwortete der König, doch wenn sie Handel treiben wollen, müssen sie auch eine Steuer entrichten, der alle in meinem Hafen einlaufenden Schiffe unterworfen sind, wie es vor kaum vier Tagen eine Tjonke von Siam gethan hat, welche hierherkam, um Gold und Sklaven aufzukaufen, und wie das noch ein maurischer Kaufmann bezeugen wird, der

in der Stadt zurückgeblieben ist.« Der Spanier erwiderte, sein Herr sei ein zu großer König, um sich derartigen Forderungen zu fügen. Sie wären mit friedlichen Absichten gekommen, wenn man aber mit ihnen Händel suche, so werde man sehen, mit wem man zu thun habe. Der König von Zebu, den der maurische Kaufmann von der Macht Derjenigen, mit denen er unterhandelte und die er für Portugiesen hielt, aufgeklärt hatte, ließ sich endlich bewegen, von seinen Forderungen abzustehen. Noch mehr, der König von Massava, der den Spaniern sozusagen als Lootse gedient hatte, wußte seinen Nebenherrschern so umzustimmen, daß jene für die Insel ein ausschließliches Handelsprivilegium erhielten und ein feierlicher Freundschaftsbund zwischen dem König von Zebu und Magellan abgeschlossen wurde, den man mit Blut, das sich beide Parteien aus dem Arme entnahmen, besiegelte.

Sogleich wurden nun Lebensmittel herbeigeschafft und es entwickelten sich

recht freundliche Verhältnisse. Der Neffe des Königs stattete Magellan einen Besuch auf dessen Schiffe ab. Dieser benutzte die Gelegenheit, ihm die wunderbare Geschichte der Erschaffung der Welt und die Erlösung der Menschheit durch Christum zu erzählen, und redete ihm zu, mit seinem Volke das Christenthum anzunehmen. Niemand widersetzte sich, und am 14. April erhielten der König von Zebu, der von Massava, der maurische Kaufmann und fünfhundert Männer nebst ebenso vielen Frauen, die heilige Taufe. Was aber nur eine Art Modesache war, da man ja nicht sagen konnte, daß die Eingeborenen die Religion kannten, der sie sich zuwandten, oder daß sie von deren Wahrheit überzeugt waren, das wurde zur wahrhaften Wuth nach einer durch Magellan vollbrachten Heilung. Als dieser nämlich vernahm, daß der Vater des Königs seit zwei Jahren krank liege und jeden Augenblick sterben könne, versicherte der General-Kapitän, daß er, wenn er sich taufen lasse und die Eingeborenen ihre Götzenbilder verbrennen würden, wieder

gesunden solle. »Er fügte hinzu, daß er von seinen Worten selbst so überzeugt gewesen sei, berichtet Pigafetta – und es empfiehlt sich bei derlei Gegenständen die Autoren textgetreu zu citiren – daß er seinen Kopf zum Pfande setze, wenn sein Versprechen nicht auf der Stelle in Erfüllung ginge. Wir bildeten nun mit allem möglichen Pompe eine Procession von dem Platze aus, wo wir uns befanden, und zogen vor das Haus des Kranken, den wir allerdings in so traurigem Zustande antrafen, daß er weder reden noch sich bewegen konnte. Wir tauften ihn mit zweien seiner Frauen und zehn Töchtern. Der Kapitän fragte ihn sogleich nach der Ceremonie, wie er sich befindet, und er antwortete auch, daß er sich durch die Gnade des Herrn wohler fühle. Wir Alle waren Zeugen dieses Wunders; vorzüglich der Kapitän lobte laut die Güte Gottes. Er reichte dem Fürsten ein stärkendes Getränk und sandte ihm davon alle Tage zu, bis er wieder ganz hergestellt war. Am fünften Tage fühlte sich der Kranke gänzlich geheilt und verließ sein Lager. Seine erste Sorge war, in Gegenwart des Königs und

des ganzen Volkes ein Götzenbild zu verbrennen, dem er besondere Ehrfurcht gezollt hatte und das einige alte Frauen in seinem Hause sorgsam bewachten. Auch ließ er einige Tempel am Strande des Meeres niederreißen, wo das Volk sofort zusammenlief, um das den alten Gottheiten geweihte Fleisch zu verzehren. Jedermann stimmte diesen Maßnahmen bei und man nahm sich allgemein vor, alle Götzenbilder zu vernichten, sogar die im Hause des Königs, was unter dem fortwährenden Rufe: »Es lebe Castilien!« ausgeführt wurde.«

Nahe der Insel Zebu liegt eine andere Insel, Natan mit Namen, welche zwei Häuptlinge hatte; der eine erkannte die Autorität der Spanier unbedingt an, der andere widersetzte sich dem nach Kräften, und so beschloß Magellan, ihn dazu zu zwingen. Am 26. April, eines Freitags, fuhren drei Schaluppen mit sechzig Mann in Kürassen, Sturmhauben und mit Musketen bewaffnet, nebst etwa dreißig Balangais, auf denen der König von Zebu, sein Schwiegersohn und

eine Menge Krieger Platz nahmen, nach Natan ab. Die Spanier warteten den Tag ab und sprangen dann, neunundvierzig an der Zahl, in's Wasser, denn die Schaluppen konnten wegen Felsen und Untiefen nicht am Ufer selbst anlegen. Hier traten ihnen mehr als eintausendfünfhundert Eingeborne entgegen. Diese warfen sich in drei Abtheilungen sogleich auf jene und griffen sie von vorn und von den Seiten her an. Die Musketiere und Bogenschützen schossen von fern auf die Krieger, ohne denselben viel Schaden zu thun, da sie durch Schilder gedeckt waren. Mit Steinwürfen, Pfeilen, Wurfspießen und Lanzen bestürmt, setzten die Spanier einige Hütten in Brand, um die Eingeborenen dadurch abzuziehen und zu erschrecken. Durch den Anblick der Feuersbrunst verdoppelte sich aber nur deren Wuth und sie bedrängten die Spanier von allen Seiten, so daß diese die größte Mühe hatten, ihnen nur zu widerstehen, als ein unseliger Zufall den Ausgang des Gefechtes entschied. Die Eingeborenen bemerkten nämlich sehr bald, daß alle Schläge, die sie nach dem Körper ihrer

Feinde führten, diese wegen des Panzers, den sie trugen, nicht im mindesten verletzten. Sie änderten also ihre Angriffsweise und schossen alle Pfeile und Wurfspieße nach dem unteren Theile der Spanier ab, wo diese unbedeckt waren. Auch Magellan wurde von einem vergifteten Pfeile im Schenkel getroffen, so daß er den Rückzug befahl, der zwar zuerst in voller Ordnung vor sich ging, bald aber in eine so wilde Flucht ausartete, daß sieben bis acht Spanier allein an der Küste zurückblieben. Mit größter Noth wichen diese kämpfend nach den Schaluppen hin zurück. Schon standen sie bis an die Kniee im Wasser, als sich mehrere Insulaner gleichzeitig auf den auch am Arme verwundeten Magellan stürzten, dem es jetzt unmöglich war, den Degen zu ziehen, und ihm einen so gewaltigen Schlag an das Bein versetzten, daß er sofort in's Wasser zurück sank, wo sie ihm bald den Garaus machten. Seine letzten Getreuen, unter ihnen Pigafetta, wurden zwar Alle angegriffen, entkamen aber glücklich nach den Booten. So starb der berühmte

Magellan am 27. April 1521. »Ihn schmückten alle Tugenden, sagt Pigafetta; selbst im größten Unglück zeigte er unerschütterlichen Gleichmuth. Draußen auf dem Meere ertrug er eher noch mehr Entbehrungen als seine Leute. Mehr als irgend ein Anderer bewandert in der Kenntniß der nautischen Karten, beherrschte er die Schifffahrtskunde vollständig, wovon er durch seine Reise um die Welt, die Keiner vorher gewagt hatte, den glänzendsten Beweis lieferte.«

Diese Leichenrede Pigafetta's mag zwar etwas übertrieben sein, enthält jedoch gewiß viel Wahres. Magellan besaß eine Beharrlichkeit, einen kecken Muth ohne Gleichen, der ihn befähigte, mit Verachtung der Furcht seiner Begleiter, sich nach Gegenden zu wagen, in denen der abergläubische Zeitgeist die phantastischesten Gefahren witterte. Um jene Meerenge am Ende der langen Küste, die mit Recht seinen Namen trägt, zu entdecken, mußte ihm ein besonderer Schatz nautischer Kenntnisse zu Gebote

stehen. Es bedurfte der unausgesetzten strengsten Aufmerksamkeit, um in dem unbekannten Wasser und ohne verlässliche Instrumente einem Unfalle zu entgehen. Wenn eines seiner Schiffe verloren ging, so ist dafür nur der Stolz und der widerspenstige Geist des betreffenden Kapitäns verantwortlich zu machen, nicht etwa die Unerfahrenheit oder ein Mangel an Vorsicht seitens des Generals. Wir sagen gern mit seinem enthusiastischen Bibliographen: »Der Ruhm Magellan's wird seinen Tod in Ewigkeit überdauern!«

Duarte Barbosa, der Schwager Magellan's, und Juan Serrano wurden nun zu Anführern der Spanier erwählt, die noch manch' anderes Unglück erleben sollten.

Der Sklave, der bis dahin als Dolmetscher gedient hatte, war bei dem Gefechte am Arme leicht verletzt worden. Seit dem Tode seines Herrn hielt er sich beiseite, er verweigerte den Spaniern jeden weiteren Dienst und blieb auf seiner Matte ausgestreckt liegen. Nach einigen etwas

lebhaften Vorstellungen Barbosa's, der ihm zu verstehen gab, daß er durch den Tod Magellan's seine Freiheit keineswegs wiedererlangt habe, war er plötzlich verschwunden. Er wußte zu dem jüngst getauften Könige zu gelangen und ihn zu bereden, daß, wenn er die Spanier in eine Falle zu locken und umzubringen im Stande sei, er sich auch in den Besitz ihrer Provisionen und Handelswaaren setzen könne. Barbosa, Serrano und siebenundzwanzig Spanier wurden zu einer feierlichen Zusammenkunft eingeladen, um die für den Kaiser bestimmten Geschenke entgegenzunehmen, bei einem Festmahle aber unerwartet überfallen und Alle ermordet. Serrano allein ward gefesselt an's Ufer des Meeres geführt. Dort flehte er seine Gefährten an, ihn loszukaufen, da er sonst hingemordet würde. Jean Carvalho und die Uebrigen aber, welche eine allgemeine Empörung fürchteten und voraussetzten, daß sie bei den Verhandlungen von einer zahlreichen Flotte angegriffen werden könnten, der sie keinen Widerstand entgegenzusetzen im Stande

wären, hörten nicht auf die Bitte des unglücklichen Serrano. Sie gingen vielmehr unter Segel und erreichten bald die nicht weit entfernte Insel Bohol.

In der Erkenntniß, daß ihre Anzahl jetzt zu gering sei, um drei Schiffe zu bedienen, verbrannten die Spanier die »Conception«, nachdem sie alles Werthvolle von derselben auf die übrigen Fahrzeuge vertheilt hatten. Dann kamen sie nahe der Insel Panilongon vorüber und rasteten vor dem zu Mindanao gehörigen Butuan, einer prächtigen Insel mit vielen Häfen, fischreichen Flüssen, von der Luzon, die umfangreichste des Archipels, in nordöstlicher Richtung liegt. Weiterhin ankerten sie vor Paloan, wo sie zu ihrer Verproviantirung Schweine, Hühner, Bananen verschiedener Sorten, Cocosnüsse, Zuckerrohr und Reis vorfanden. Hier war für sie, wie Pigafetta sich ausdrückt, das gelobte Land. Unter den erwähnenswerthen Dingen führt der italienische Reisende vorzüglich die Hähne an, welche sich die Eingebornen für ihre Hahnenkämpfe hielten, eine

Volksbelustigung, die, nach so vielen Jahren, nach heute im Archipel der Philippinen gebräuchlich ist. Von Paloan aus gelangten die Spanier nach der Insel Borneo, dem Brennpunkte der malayischen Civilisation. Von jetzt ab haben sie es überhaupt nicht mehr mit Naturvölkern auf der niedrigsten Entwicklungsstufe zu thun, sondern mit reichen Volksstämmen, die sie mit einer gewissen Prachtentfaltung empfangen. Die Art und Weise, wie sie hier z. B. der Rajah aufnahm, ist zu merkwürdig, um sie ganz übergehen zu können. Am Landungsplatze fanden sie zwei mit Seide bedeckte Elefanten, die sie nach dem Hause des Gouverneurs der Stadt trugen, während zwölf Männer ihre für den Rajah bestimmten Geschenke nachbrachten. Von dem Hause des Gouverneurs aus, wo sie erst der Ruhe pflegten, waren alle Straßen bis zum Palaste des Herrschers mit wohlbewaffneten Leuten besetzt. Nachdem sie von den Elefanten herabgestiegen, führte man sie in einen von Hofbedienten gefüllten Saal. Von dem einen Ende

dieselben ging man in einen kleineren, mit Goldstoffen geschmückten Salon, in welchem dreihundert mit Dolchen Wohlbewaffnete als Leibwache des Königs standen. Von hier aus konnten sie durch eine weitere Thür endlich den König an einem Tische sitzen sehen, in Gesellschaft eines kleinen, Betel kauenden Kindes. Hinter ihm hielten sich einige seiner Frauen auf.

Die Etikette erforderte, daß ihr Gesuch durch den Mund dreier, in immer höherem Grade stehender Beamten ging, bevor es mittelst eines in der Mauer angebrachten Sprachrohres einem Oberofficier mitgetheilt wurde, der es dem Könige vorzulegen hatte. Darauf kam es zu einem sehr förmlichen Austausch von Geschenken, bis die spanischen Gesandten endlich mit demselben Ceremoniel wie bei der Ankunft nach ihren Schiffen zurückgeleitet wurden. Die Hauptstadt ist im Meere selbst auf Pfählen erbaut; bei der Fluthzeit durchfahren die Lebensmittel-Verkäuferinnen die Straßen auf Barken. Am

29. Juli umringten über hundert Piroguen die beiden Schiffe, während auch mehrere bewaffnete Tjonken die Anker lichteten und sich denselben näherten. Da die Spanier verrätherischer Weise angegriffen zu werden fürchteten, kamen sie jenen zuvor und feuerten eine Artilleriesalve auf die Piroguen ab, durch welche sehr Viele umkamen. Der König beeilte sich, das hier obwaltende unselige Mißverständniß aufzuklären, indem er ihnen sagen ließ, daß die Flotte nicht gegen sie aufgeboten werde, sondern gegen die Heiden, mit denen die Muselmänner täglich zu kämpfen hätten.

Die Insel Borneo erzeugt Arak, d. i. durch Gährung des Reises gewonnener Alkohol, Kampher, Zimmet, Ingwer, Orangen, Citronen, Zuckerrohr, Melonen, neben Rettigen, Zwiebeln u. dergl. Als Tauschartikel dienen Kupfer, Quecksilber, Zinnober, Glas, Wollenstoffe und Leinwand, vorzüglich aber Eisen und Augengläser, nebst Porzellan und Diamanten, die man zuweilen in sehr

großen und höchst kostbaren Exemplaren findet. Einheimische Thiere sind Elefanten, Pferde, Büffel, Schweine, Ziegen und Hühnervögel. Die gebräuchliche Münze besteht aus Bronze und die des Aufreihens wegen durchbohrten Stücke werden Sapekos genannt.

Nach ihrer Abfahrt von Borneo suchten die Seefahrer eine geeignete Oertlichkeit zur Ausbesserung der Schiffe, welche derselben sehr bedürftig sein mochten, denn sie nahm nicht weniger als zweiundvierzig Tage in Anspruch. »Das Merkwürdigste, was ich auf jener Insel fand, erzählt Pigafetta, waren Bäume, deren herabfallende Blätter belebt erschienen. Diese Blätter gleichen denen des Maulberbaumes, nur sind sie ein wenig kürzer; ihr Blattstiel ist kurz und spitzig und an beiden Seiten desselben haben sie je zwei Füße. Berührt man sie, so laufen sie davon, geben aber beim Zerdrücken kein Blut von sich. Ich bewahrte eines derselben neun Tage lang in einer Schachtel auf; wenn ich den Deckel lüftete, spazierte das Blatt in der Schachtel

umher; ich glaube, daß dieselben von der Luft leben.« Diese merkwürdigen Geschöpfe sind heutzutage näher bekannt und werden als »Gespenstheuschrecken« oder »Wandelnde Blätter« bezeichnet. Ihre graubraune Färbung begünstigt eine Verwechslung derselben mit abgestorbenen Blättern, deren Form sie besitzen.

Von jetzt aber verlegte sich die Expedition, die bei Lebzeiten Magellan's immer ihren wissenschaftlichen Charakter bewahrt hatte, mehr und mehr auf gewöhnliche Seeräuberei. So brachte man wiederholt unterwegs getroffene Tjonken in seine Gewalt und erpreßte von deren Besatzung namhafte Lösegelder.

Weiter segelte man durch den Archipel der Sulu-Inseln, dem Schlupfwinkel malayischer Piraten, der erst in neuerer Zeit (1851) unter spanische Oberherrschaft kam, dann nach dem schon früher besuchten Mindanao, denn es war bekannt, daß die so sehsüchtig gesuchten Molukken sich in mehr oder weniger unmittelbarer

Nachbarschaft befinden mußten. Nachdem sie eine Menge Inseln gesehen, deren namentliche Aufzählung für uns zwecklos erscheinen würde, entdeckten die Spanier am Mittwoch dem 6. November den Archipel, über den die Portugiesen so schreckenerregende Fabeln verbreitet hatten, und gingen zwei Tage später in Tidor an's Land. Das eigentliche Ziel ihrer Reise war hiermit erreicht.

Der König kam den Spaniern entgegen und ließ sie in seiner Pirogue Platz nehmen. »Er saß unter einem seidenen Sonnenschirme, der ihn vollständig bedeckte. Vor ihm standen einer seiner Söhne mit dem königlichen Scepter in der Hand, zwei Männer, jeder mit einem goldenen Gefäß mit Wasser zum Waschen der Hände und zwei mit goldenen Beteldosen.« Darauf ersuchten die Spanier jenen, auf die Schiffe zu kommen, wo man ihm mit aller Ehrerbietung begegnete; gleichzeitig machte man ihm und den Leuten seines Gefolges viele Geschenke, die jenen sehr werthvoll erschienen. »Dieser König ist

Maure, d. h. Araber, versichert Pigafetta; er mag gegen fünfundvierzig Jahre zählen und zeichnet sich durch einen wohlgestalteten Körper und ansprechende Gesichtszüge aus. Seine Kleidung bestand aus einem sehr feinen, an den Aermeln goldgestickten Hemd; vom Gürtel bis zu den Füßen umschloß ihn eine lose faltige Hülle; ein seidener Schleier – jedenfalls der Turban – bedeckte seinen Kopf und um jenen rankte sich noch eine Blumenguirlande. Sein Name lautet Rajah-Sultan-Manzor.«

Am folgenden Tage erklärte Manzor bei einer langen Zusammenkunft mit den Spaniern seine Absicht, sich selbst sammt den Inseln Tidor und Termate unter den Schutz des Königs von Spanien zu stellen.

Wir geben hier nach Pigafetta, dessen Bericht wir Schritt für Schritt nach der Bearbeitung Ed. Charton's, der jene mit werthvollen Anmerkungen vermehrte, folgen, einige Einzelheiten über den Archipel der Molukken.

Diesen Archipel bilden eigentlich die Inseln Gilolo, Ternate, Tidor, Mormay, Batchian und Misal, doch hat man unter dem allgemeinen Namen Molukken auch häufig die Inselgruppe von Banda und Amboine verstanden. In der Vorzeit durch wiederholte vulkanische Störungen erschüttert, umschließt dieser Archipel eine große Anzahl feuerspeiender Berge, welche entweder erloschen oder doch seit einer langen Reihe von Jahren unthätig sind. Die Luft ist brennend heiß und würde so gut wie unathembar sein, wenn die Atmosphäre nicht durch häufige Regengüsse etwas erfrischt würde. An Naturproducten sind die Inseln ausnehmend reich. In erster Reihe verdient hier Erwähnung die Sagopalme, deren Mark, der Sago, im Verein mit der Yamswurzel die Brodfrucht des ganzen malayischen Archipels darstellt. Gleich nach dem Fällen des Baumes entnimmt man ihm das Mark, welches dann grob gemahlen und durch ein Sieb getrieben, zuletzt aber zu kleinen Kuchen geformt wird; dazu der Seidenbaum, der Nelken- und Gewürznäglein-, der Muskat-,

Kampher- und Pfefferbaum und überhaupt alle Gewürzbäume, und Früchte der Tropenzone.

Die Wälder des Archipels enthalten kostbare Holzarten, wie den Ebenholz-, Eiseneichen- und Teakholzbaum, deren letzterer sich durch Festigkeit seines Holzes auszeichnet, das man zu allen Luxusbauwerken anwendet; ferner den Calilaban-Lorbeer, der ein sehr gesuchtes ätherisches Oel liefert. Haustiere gab es zu jener Zeit auf den Molukken nur wenige, unter den wilden aber die merkwürdigsten Arten, z. B. den Babirussa (Hornschwein), einen gewaltigen Eber mit gebogenen Hauern; das Opossum, eine Art Beutelthier, das unser Eichhörnchen an Größe etwas übertrifft; das Gliederthier, eine Art Gürtelthier, das den Aufenthalt in dichten dunklen Wäldern liebt, wo es sich von Blättern und Früchten ernährt; ferner den Tarsier, eine Art indisches Kaninchen, ein kleines, sehr graziöses unschuldiges Thierchen mit röhlichem Fell, das an Größe kaum einer Ratte gleichkommt, an

Körperbildung aber merkwürdiger Weise an den Affen erinnert. Unter den Vögeln nennen wir die Papageien und Cacadus, die Paradiesvögel, von welchen man glaubte, daß sie keine Füße hätten, Taucherenten und Casuare, die an Größe fast die Strauße erreichen.

Seit langer Zeit schon war ein Portugiese Namens de Lorosa auf den Molukken ansäßig; die Spanier ließen ihm ein Schreiben zugehen in der Hoffnung, daß er sein Vaterland verrathen und sich Spanien anschließen werde. Sie erhielten von ihm die merkwürdigsten Nachrichten von den Expeditionen, die der König von Portugal nach dem Cap der Guten Hoffnung, dem Rio de la Plata und bis zu den Molukken entsendet haben sollte; gewisse Umstände erwiesen jedoch mit Sicherheit, daß diese letzteren gar nicht stattgefunden haben konnten. Er selbst befand sich in diesem Archipel seit sechzehn Jahren, und die seit zehn Jahren hier wohnenden anderen Portugiesen bewahrten darüber das strengste Geheimniß. Als er die

Vorbereitung zur Abreise seitens der Spanier sah, begab sich Lorosa mit seiner Frau und seinen Habseligkeiten an Bord, um nach Europa zurückzukehren. Am 12. November wurden alle zum Tauschhandel bestimmten Waaren ausgeschifft, welche zum größten Theil von den vier Tjonken herrührten, deren man sich in Borneo bemächtigt hatte. Gewiß machten die Spanier ein vortheilhaftes Geschäft, doch nicht in dem Umfange, wie das wohl möglich gewesen wäre, wenn sie ihre Rückkehr nach Spanien nicht gar zu sehr übereilt hätten. Von Gilola und Bachian kamen ebenfalls Boote herbei, um mit ihnen zu handeln, und wenige Tage später erhielten sie vom Könige von Tidor eine beträchtliche Sendung Gewürznäglein. Der König lud sie dabei auch zu einem Festmahle ein, das er, wie er sagte, zu veranstalten gewohnt sei, wenn ein Schiff oder eine Tjonke die ersten Gewürznäglein verlud. Die Spanier erinnerten sich jedoch zu gut, was ihnen auf den Philippinen widerfahren war, und schlugen unter vielen Entschuldigungen an den König die

Einladung aus. Gleich nach der Einnahme der vollen Fracht gingen sie unter Segel.

Kaum trieb die »Trinidad« auf dem Meere, als man bemerkte, daß sie ein bedeutendes Leck habe, so daß man sich beeilen mußte, Tidor wieder zu erreichen. Da selbst die gewandten Taucher, welche der König den Spaniern zur Verfügung stellte, dasselbe nicht aufzufinden vermochten, sah man sich gezwungen, das Schiff theilweise zu entladen, um die Reparatur vornehmen zu können. Die Besatzung der »Victoria« wollte auf ihre Gefährten nicht so lange warten, und da es ziemlich auf der Hand lag, daß die »Trinidad« niemals werde nach Spanien wieder zurücksegeln können, beschlossen die Befehlshaber, sie solle nur Darien zu erreichen suchen, wo ihre werthvolle Ladung gelöscht und über die Landenge geschafft werden sollte, um im Atlantischen Ocean auf einem anderen Schiffe untergebracht zu werden. Das unglückliche Fahrzeug und nicht minder seine Insassen sollten aber auch das nicht auszuführen im Stande sein. Geführt von

dem Alguazil Gonzalo Gomez de Espinosa, der Juan de Carvalho als Steuermann hatte, mußte die »Trinidad« ihrer Seeuntüchtigkeit wegen bald nach der Abfahrt von Tidor schon bei Termate, in dem Hafen von Talagomi wieder vor Anker gehen, wo die aus siebzehn Mann bestehende Mannschaft von den Portugiesen sofort gefangen gesetzt wurde. Auf Espinosa's Beschwerden antwortete man mit der Drohung, ihn an der ersten besten Raae aufzuknüpfen, und zuletzt ward der arme Alguazil, den man erst nach Cochin brachte, nach Portugal geschickt und schmachtete dort in Gesellschaft zweier Spanier, den letzten Uebriggebliebenen von der Mannschaft der »Trinidad«, sieben Monate lang in dem Gefängniß von Limoeiro.

Was die »Victoria« betrifft, so verließ diese, reich beladen, Tidor unter dem Commando Juan Sebastians del Cano, der, nachdem er auf einem Schiffe Magellan's einfacher Steuermann gewesen war, am 27. April 1521 die Führung der »Conception«

übernahm und Juan Lopez de Carvalho folgte, als diesem seiner Unfähigkeit wegen das Commando abgenommen worden war. Seine Mannschaft bestand aus dreiundfünfzig Europäern und dreizehn Indianern; vierundfünfzig Europäer blieben damals in Tidor auf der »Trinidad« zurück.

Nachdem sie zwischen den Inseln Caivan, Laigoma, Sigo, Giofi, Cafi, Laboan, Toliman, Bachian, Mata und Batutiga hingegsegelt war, ließ die »Victoria« die letztere im Westen liegen, steuerte nach Westsüdwest und verweilte während der Nacht bei der Insel Sula oder Xula. Zehn Meilen von hier ankerten die Spanier vor Buru, Bougainville's Boëro, wo sie frischen Proviant faßten. Fünfunddreißig Meilen weiter hielten sie dann in Banda an, wo man Macis- und Muscatnüsse findet; ferner in Solor, einem Hafenplatze für den Handel mit weißem Sandelholz. Hier rasteten sie vierzehn Tage behufs Ausbesserung ihres Schiffes, das mehrfache Beschädigungen erlitten hatte, und versorgten sich mit reichlichen Mengen von Wachs und Pfeffer;

später ankerten sie bei Timor, wo sie sich nur dadurch neue Lebensmittel verschaffen konnten, daß sie einen mit seinem Sohne an Bord gekommenen Häuptling eines Dorfes daselbst zurückbehielten. Nach dieser Insel kamen viele Tjonken von Luzon und »Praos« aus Malakka und Java, welche hier mit Sandelholz und Pfeffer ziemlich umfänglichen Handel trieben. Auf der weiteren Fahrt berührten die Spanier Java, wo zu jener Zeit, wie es scheint, die »Sutties« schon gebräuchlich waren, welche man auch heutzutage in Indien noch wiederfindet.

Unter den Erzählungen, welche Pigafetta, ohne selbst recht daran zu glauben, einflicht, ist eine besonders wunderbar. Sie handelt von einem riesigen Vogel, dem Epyornis, von dem man noch im Jahre 1850 auf Madagaskar Knochen und ungeheuer große Eier gefunden hat. Es beweist das, wie vorsichtig man damit sein muß, eine Menge jener uns fabelhaft erscheinender Legenden ohne Weiteres in das Bereich

erfundener Wunder zu verweisen, da ihr Kern nicht selten etwas Wahres enthält.

»Im Norden von Groß-Java, berichtet Pigafetta, giebt es am chinesischen Golfe einen gewaltigen Baum, Campanganghi nannte man ihn, wo sich gewisse Vögel, die Garulas, aufhalten, welche so groß und so stark find, daß sie einen Büffel und selbst einen Elefanten aufheben und ihn fliegend nach einem Theile des Baumes bringen, der als Puzathaer bezeichnet wird.« Diese Legende erhält sich bei den Persern und Arabern seit dem neunten Jahrhundert und jener Vogel spielt in den Erzählungen der Letzteren unter dem Namen »Rock« eine sehr hervorragende Rolle. Es darf also gar nicht allzu sehr auffallen, wenn Pigafetta bei den Malayen einer ähnlichen Tradition begegnete.

Von Groß-Java aus umschiffte die »Victoria« die Halbinsel Malakka, welche von dem großen Albuquerque schon seit zehn Jahren unterworfen war. In deren Nähe befand sich Siam und Cambodje,

sowie Chiempa, wo der Rhabarber heimisch ist. Diese Substanz findet man auf folgende Art und Weise: »Eine Gesellschaft von zwanzig bis fünfundzwanzig Mann begiebt sich in den Wald und verbringt die Nacht auf Bäumen, um sich gegen die Löwen – man erinnere sich, daß es hier gar keine Löwen giebt – und andere wilde Thiere zu sichern und gleichzeitig den Duft vom Rhabarber besser wahrzunehmen, den der Wind mit sich führt. Gegen Morgen gehen die Leute nach der Richtung hin, von der der Geruch herkam, und suchen da nach Rhabarber, bis sie denselben auffinden. Der Rhabarber ist das vermoderte Holz eines großen Baumes, dessen Geruch von der Fäulniß selbst herrührt; der werthvollste Theil des Baumes ist die Wurzel, doch hat der Stamm, den man »Calama« nennt, die nämlichen medicinischen Eigenschaften.«

Dieses Pröbchen beweist, daß wir für unsere botanischen Kenntnisse bei Pigafetta eine Erweiterung nicht suchen dürfen; wir liefen zu ernstlich Gefahr, die Märchen für Wahrheit zu nehmen, die ihm ein Maure,

bei dem jener seine Erkundigungen einzog, erzählte. So schildert der lombardische Reisende mit größtem Ernste die phantastischsten Einzelheiten von China und verfällt in die schwersten Irrthümer, welche dagegen sein Zeitgenosse Duarte Barbosa glücklich vermieden hat. Durch diesen Letzteren wissen wir auch, daß der Handel mit »Anfian«, d. i. Opium, schon zu jener Zeit blühte.

Als die »Victoria« die Gegend von Malakka verlassen, trug Sebastian del Cano dafür Sorge, die Küste von Zanguebar zu meiden, wo die Portugiesen schon seit Anfang des Jahrhunderts ansäßig waren. Er segelte vielmehr bis zum 42. Grad südlicher Breite über das hohe Meer, mußte aber gegenüber dem Cap in Folge unaufhörlicher West- und Nordwestwinde, die mit einem furchtbaren Sturm endeten, fast neun Wochen lang hin und her laviren. Von Seite des Kapitäns gehörte hierzu ebensoviel Ausdauer als Muth und Lust, dieses Unternehmen zu Ende zu führen. Das Schiff hatte mehrere schadhafte Stellen und viele Matrosen

verlangten in Mozambique anzulegen, da die Besatzung, nachdem das ungesalzene Fleisch vollständig verdorben war, nur noch Reis und Wasser zum Essen und Trinken besaß. Am 6. Mai endlich wurde das Cap der Stürme umschifft und man konnte nun wohl auf einen glücklichen Ausgang der Reise rechnen. Dennoch sollten die Seefahrer noch mancherlei Schwierigkeiten zu bekämpfen haben. Binnen zwei Monaten starben einundzwanzig Mann, fast ebensoviel Europäer als Indianer, in Folge der Entbehrungen, und wäre das Schiff nicht am 9. Juli in Santiago am Grünen Vorgebirge vor Anker gegangen, so wären wohl Alle Hungers gestorben. Da dieser Archipel den Portugiesen gehörte, gab man hier an, von Amerika zu kommen, und verheimlichte sorgsam den von Magellan entdeckten Weg. Einer der Matrosen beging jedoch die Unklugheit, auszusprechen, die »Victoria« sei das einzige Schiff von dem Geschwader Magellan's, das nach Europa zurückkehre. Darauf hin verhafteten die Portugiesen sofort die Mannschaft einer Schaluppe und machten sich sogar schon

fertig, das spanische Schiff anzugreifen. Del Cano aber überwachte jeden Augenblick die Bewegungen der Portugiesen. Da er nun aus gewissen Anzeichen den Verdacht schöpfte, daß jene sich der »Victoria« bemächtigen wollten, ging er eiligst unter Segel und ließ dreizehn von seinen Leuten in den Händen der Portugiesen zurück. Maximilian der Siebenbürge legt dieser Landung an den Inseln des Grünen Vorgebirges ein anderes Motiv zu Grunde, als Pigafetta. Er behauptet, daß die durch lange Entbehrungen erschöpften Matrosen, welche dabei noch fortwährend an den Pumpen arbeiten mußten, den Kapitänen bestimmt hätten, vor Anker zu gehen, um einige Sklaven einzukaufen, welche hierbei behilflich sein sollten. Da es ihnen hierzu an Geld fehlte, hätten die Spanier in Gewürzen bezahlt, wodurch den Portugiesen die Augen geöffnet worden wären.

»Um zu erfahren, ob unsere Tagebücher in Ordnung geführt worden seien, erzählt

Pigafetta, fragten wir am Lande nach, welchen Wochentag man habe. Die Antwort lautete, es sei Donnerstag, was uns nicht wenig verwunderte, da wir erst bei dem Mittwoch waren. Wir konnten nicht glauben, uns um einen Tag getäuscht zu haben; mein Erstaunen war vielleicht noch größer als das der Anderen, da ich mein Tagebuch immer in größter Ordnung gehalten und ohne Unterbrechung alle Wochentage und Monatsdaten eingetragen hatte. Bald sahen wir denn auch ein, daß hier kein Rechenfehler die Schuld trug, denn da wir immer dem Laufe der Sonne folgend von Osten nach Westen gesegelt und jetzt nach demselben Punkt zurückgekehrt waren, mußten wir ja gegenüber Denjenigen, die an ein und demselben Punkte blieben, vierundzwanzig Stunden gewonnen haben; es bedarf ja nur einiges Nachdenkens, um das einzusehen.«

Sebastian del Cano suchte nun schnell die Küste Spaniens zu erreichen und lief am 5. September mit einer fast durchwegs kranken Besatzung von siebzehn Mann in

San-Lucar de Barrameda ein. Zwei Tage später ging er am Molo von Sevilla vor Anker, womit die erste vollständige Reise um die Erde zu Ende geführt war.

Gleich nach der Ankunft begab sich Sebastian del Cano nach Valladolid, wo sich der Hof eben aufhielt, und fand dort bei Karl V. einen der glücklichen Ueberwindung so unendlicher Schwierigkeiten entsprechenden Empfang. Man wies dem kühnen Seemann eine jährliche Pension von fünfhundert Ducaten an und gab ihm die Erlaubniß, eine Erdkugel im Wappen zu führen mit der Devise: *Primus circumdedisti me*. Die kostbare Last der »Victoria« veranlaßt den Kaiser, eine zweite Flotte nach den Molukken zu senden. Den Oberbefehl über diese erhielt Sebastian del Cano jedoch nicht, sondern ein gewisser Garcia de Loaisa, der keinen anderen Titel als seinen großen Namen besaß. Die Flotte hatte jedoch kaum die Magellan-Straße erreicht, als del Cano nach dem Tode des Ober-Commandanten doch den Oberbefehl

übernehmen mußte, den er indeß auch nur ganz kurze Zeit führte, weil ihn schon sechs Tage später der Tod ereilte.

Die berühmt gewordene »Victoria« ward sehr lange Zeit im Hafen von Sevilla aufbewahrt, ging aber trotz aller darauf verwendeten Sorgfalt doch endlich in Stücke.



# **Drittes Capitel.Die Polar- Expeditionen und die Aufsuchung der Nordwestpassage**

## **I.**

Die Normannen. – Erik der Rothe. – Die  
Zeni. – Jean Cahot. – Cortereal. – Sebastian  
Cabot. – Willoughon. – Chancellor.

---

Durch die Entdeckung Islands, dem Thule  
der Sage und jenes »cronischen« Oceans,  
dessen Untiefen und Eis die Schifffahrt so  
gefährlich machen, wo die Nächte so hell  
sind wie bei uns die Dämmerung, hatte  
Pytheas den Skandinaven den Weg nach  
Norden eröffnet. Die Ueberlieferung der  
von den Alten ausgeführten Reisen bis zu

den Arkaden, den Färöer und Island lebte bei den irländischen Mönchen fort, diesen gelehrten und muthigen Männern, von deren Unternehmungsgeiste die von ihnen auf allen Inseln gegründeten Niederlassungen Zeugniß geben. Sie waren gleichsam die Piloten der »Normannen«, ein Name mit dem man im Allgemeinen die skandinavischen, d. h. die norwegischen und dänischen Seeräuber bezeichnet, welche sich im Mittelalter dem gesammten Europa so furchtbar machten. Sind auch alle Nachrichten der Alten, der Griechen und Römer, über diese hyperboräischen Länder nur sehr unbestimmt und sozusagen fabelhaft, so ist das nicht der Fall bezüglich der abenteuerlichen Fahrten jener »Männer des Nordens«. Die »Sagas« – so hießen die isländischen und dänischen Volkslieder mit historischem Inhalt – sind verlässlicher, als man zuerst annehmen möchte, und die zahlreichen Ueberlieferungen, welche wir ihnen verdanken, werden noch tagtäglich durch archäologische Entdeckungen in Grönland, Island, Norwegen und Dänemark bestätigt. Hier bietet sich eine lange Zeit

unbekannte, und jedenfalls nicht ausgenutzte Quelle der werthvollsten Aufschlüsse, deren Eröffnung man dem gelehrten Dänen C. C. Rafn verdankt und die uns über die vorcolumbische Entdeckung des amerikanischen Continentes authentische Thatsachen von höchstem Interesse mittheilt.

Norwegen war ein armes, aber stark bevölkertes Land; dieser Umstand veranlaßte eine fortwährende Auswanderung, welche es einem nicht geringen Theil der Bewohner erlaubte, in gesegneteren Landstrichen die nothwendige Nahrung zu suchen, die der eisige Boden des Vaterlandes nicht gedeihen ließ. Hatten die Auswanderer dann ein reicheres Land gefunden, das ihnen eine hinlängliche Beute lieferte, so zogen sie nach der Heimat zurück und mit dem nächsten Frühlinge wieder hinaus in Begleitung vieler Solcher, welche das Verlangen nach Gewinn und die Liebe zu einem leichten, kämpfereichen Leben mit hinauslockte.

Unerschrockene Jäger und Fischer,  
gewöhnt an die Gefahren der Schifffahrt  
zwischen dem Festlande und jener  
Anhäufung von Inseln und Felsen, welche  
jenes umgürten, als wollten sie es gegen  
den Andrang des Meeres vertheidigen,  
durch jene engen und tiefen Fjorde, die von  
einem Riesenschwerte in das Land  
geschnitten erscheinen, fuhren sie auf  
Eichen-Schiffen hinaus und setzten die  
Anwohner der Nordsee und des Canals  
schon durch ihre Erscheinung in Furcht und  
Schrecken. Ihre Fahrzeuge besaßen oft  
nicht einmal ein Verdeck, waren groß oder  
klein, lang oder kurz gebaut, liefen am  
Vordertheile aber meist in einen ungeheuren  
Sporn aus, über den sich der Steven hoch  
aufbaute, so daß daraus etwa die Form  
eines s entstand. Die »Hällristningar« –  
so nannte man gewisse graphische  
Darstellungen, die sich an den Strandfelsen  
Norwegens und Schwedens vielfach  
vorfinden – geben uns eine genaue  
Vorstellung von jenen schnellen  
Fahrzeugen, welche oft eine starke  
Besatzung trugen, wie z. B. von der

»langen Schlange« Olaf Trygyvason's, welche zweiunddreißig Ruderbänke und neunzig Mann Besatzung hatte, dem Schiffe Kanut's mit sechzig und den beiden Schiffen Olaf des Heiligen mit einer Mannschaft von zweihundert Köpfen. Die Könige des Meeres, wie man diese Abenteurer häufig nannte, lebten fast ausschließlich auf dem Ocean, siedelten sich niemals auf dem Lande an, zogen von der Plünderung eines Schlosses nur zur Einäscherung eines Klosters weiter, verwüsteten die Gestade Frankreichs, segelten die Flüsse hinauf, vorzüglich die Seine bis nach Paris, durchstreiften das Mittelmeer bis Konstantinopel, verweilten später bei Sicilien und ließen überall in der bekannten Welt die Spuren ihrer Raubzüge und ihres Aufenthaltes kennbar zurück.

Diese Seeräuber wurden damals, statt wie heute, vom Gesetze unerbittlich bestraft zu werden, unter jener barbarischen oder halbcivilisirten Gesellschaft nicht allein ermuthigt, sondern sogar von den »Skalden« besungen, welche jene

ritterlichen Kämpfe, Abenteurerzüge und die Aeußerungen urwüchsiger Kraft mit enthusiastischen Lobpreisungen feierten. Vom 8. Jahrhundert ab besuchten diese furchtbaren Seehelden die Orkaden, die Hebriden, die Shetlands-Inseln und die Färöer, wo sie irische Mönche antrafen, die sich daselbst schon seit einem Jahrhundert niedergelassen hatten, um die heidnischen Urbewohner zu bekehren.

Gegen 861 wurde ein norwegischer Pirat, Namens Naddod, vom Sturm nach einer schneebedeckten Insel verschlagen, die er Snöland (Schneeland) taufte, ein Name, der in späterer Zeit in Island (Eisland) umgeändert wurde. Auch hier begegneten die Normannen in den Bezirken von Papeya und Popili den irischen Mönchen, welche man Papis nannte.

Wenige Jahre später kam Ingolf in das Land und gründete Reikiawik. Im Jahre 885 unterwarf Harold Haarfager ganz Norwegen seinen Waffen und sandte eine zahlreiche Flotte mit vielen Unzufriedenen

nach Island. Hier bildete sich allmälig eine republikanische Regierung aus, welche im Mutterlande eben gestürzt worden war, und bestand auch bis 1261, zu welcher Zeit Island unter die Herrschaft der norwegischen Könige kam.

Kaum hatten sich jene abenteuerlustigen und durch Jagd auf Robben und Walrosse an weite Fahrten gewöhnten Leute in Island eingebürgert, als sie auch schon wieder ihre Irrfahrten anfingen und weit hinaus nach Westen segelten, wobei Gnombjörn, nur drei Jahre nach der Ankunft Ingolf's, die weißglänzenden Gebirgsspitzen Grönlands entdeckte. Fünf Jahre später fand Erik der Rothe, der von Island eines Mordes wegen verbannt worden war, unter 64 Grad nördlicher Breite die Küsten des von Gnombjörn gesehenen Landes wieder. Die Unfruchtbarkeit des Landes und die hier aufgethürmten Eismassen bestimmten ihn jedoch, weiter im Süden ein milderes Klima und offeneres, wildreicheres Land aufzusuchen. Er umschiffte also das Cap Farewell an der unteren Spitze Grönlands,

ließ sich auf der Ostküste desselben nieder und errichtete hier für sich und seine Gefährten sehr geräumige Wohnstätten, deren Ueberreste von Jörgensen in unseren Tagen wieder aufgefunden wurden. Die Landschaft hier mochte wohl mit Recht den Namen »Grünes Land« (Grönland) verdienen, den ihm die Normannen beilegten; seitdem freilich hat die jährlich beträchtliche Zunahme der Gletscher aus der ganzen Landschaft eine traurige Einöde gemacht.

Erik ging einmal nach Island, um seine Freunde aufzusuchen; im Jahre seiner Rückkehr nach Brattahalida (so hieß seine Niederlassung) schlossen sich ihm vierzehn Schiffe mit Auswanderern an. Das war ein wahrer Auszug, der etwa in das Jahr 1000 zu setzen sein wird. In gleichem Schritt mit der Erweiterung der Hilfsquellen nahm auch die Bevölkerung Grönlands zu, und im Jahre 1121 wurde Gardar, die Hauptstadt des Landes, der Sitz eines Bischofs, der bis nach Columbus' Entdeckung der Antillen hier residirte.

Im Jahre 986 kam Björn Herjulfsson von Norwegen nach Island, um hier den Winter in Gesellschaft seines Vaters zu verbringen, stach aber, als er hörte, daß dieser mit Erik dem Rothen nach Grönland fortgezogen sei, sofort wieder in's Meer. Auf gut Glück hin suchte der junge Mann nun ein Land, dessen Lage er nicht einmal genau kannte, und die Strömungen trugen ihn nach Gestaden hin, welche man für Neu-Schottland oder Maine hält. Endlich gelangte er doch nach Grönland, wo ihm Erik, der mächtige, normannische »Jarl«, ernstliche Vorwürfe darüber machte, daß er die Länder, nach welchen ihn ein glücklicher Zufall geführt, nicht näher erforscht habe.

Erik hatte eben seinen Sohn Leif an den norwegischen Hof gesendet, ein Beweis, daß zwischen der Hauptstadt und den Kolonien ziemlich lebhafte Verbindungen bestanden haben mögen. Der König, der sich inzwischen zum Christenthum bekannt, hatte eben eine Gesandtschaft nach Island abgeschickt, um den Odin-

Cultus aufzuheben. Auch Leif gab er mehrere Priester mit, welche die Grönländer belehren und in den Grundwahrheiten des Christenthums unterrichten sollten; kaum in sein Vaterland zurückgekehrt, ließ der junge Abenteurer die frommen Männer unbekümmert an der Erfüllung ihres Auftrages arbeiten, setzte, als er von Björn's Entdeckung hörte, seine Schiffe wieder in Stand und zog zur Aufsuchung der von diesem gesehenen Länder aus. Er landet nacheinander an einer steinigten, trostlosen Ebene, der er den Namen Helluland gab und worin man ohne Schwierigkeit New-Foundland wiedererkennt, ferner an einer niedrigen, sandigen Küste, hinter der sich ein Saum dunkler, aber durch den Gesang unzähliger Vögel belebter Wälder hinstreckte. Zum dritten Male geht er in See und erreicht, nach Süden steuernd, die Bai von Rhode-Island, mit mildem Klima, deren Wasser so sehr von Lachsen wimmelte, daß er sich hier länger niederließ und aus Brettern und Planken große Gebäude errichtete, die er Leifsbudir (Leifs Haus) nannte. Hierauf

beorderte er einige seiner Leute, die Umgegend in Augenschein zu nehmen, und diese kamen mit der frohen Botschaft zurück, daß im Innern des Landes der wilde Weinstock gedeihe, weshalb jenes den Namen »Vinland« erhielt. Im Frühlinge des Jahres 1001 fuhr Leif dann, nachdem er seine Schiffe mit Fellen, Trauben, Holz und anderen Erzeugnissen des Landes reich beladen, nach Grönland zurück und hatte inzwischen auch beobachtet, daß der kürzeste Tag in Vinland noch neun Stunden währte, wodurch es möglich geworden ist, die Lage von Leifsbudir unter  $41^{\circ} 24' 10''$  zu bestimmen. Dieser glückliche Entdeckungszug, sowie die Rettung einer norwegischen Barke mit fünfzehn Mann erwarb dem Sohne Erik's den Beinamen des Glücklichen.

Seine Expedition erregte allgemeines Aufsehen und die Erzählungen von den Wundern des Landes, in dem Leif verweilt hatte, veranlaßt seinen Bruder Thorwald, mit dreißig Mann dahin abzusegeln. Nachdem er den Winter in Leifsbudir

zugebracht, untersuchte Thorwald die Küsten weiter nach Süden, kehrte im Herbst nach Vinland zurück und segelte im folgenden Jahre, 1004, längs des Ufers von Leifsbudir nach Norden. Während der Rückkehr trafen die Normannen zum ersten Male mit Eskimos zusammen, welche sie ohne Veranlassung unbarmherzig ermordeten. In der darauf folgenden Nacht sahen sie sich aber plötzlich von einer zahlreichen Flottile von Kayacs umringt, aus der eine Wolke von Pfeilen auf sie zuflog. Thorwald, der Führer der Expedition, wurde allein tödtlich verwundet, und seine Gefährten begruben ihn auf einem Vorgebirge, dem sie den Namen »das Vorgebirge des Kreuzes« gaben.

Am Golf von Boston fand man im 18. Jahrhundert ein ausgemauertes Grab mit Gebeinen und einem *eisernen* Säbelgefäß; da die Indianer dieses Metall nicht kannten, konnte dieses Skelet ihrem Stamme nicht angehören; ebenso konnte es sich hier nicht um die Ueberreste eines im 16. Jahrhundert

gelandeten Europäers handeln, deren Säbel nicht diese so charakteristische Form hatten. Man hat darin vielmehr das Grab eines Skandinaven wiedererkennen wollen, wenn auch nicht gerade das Thorwald's, des Sohnes Erik's des Rothen.

Im Frühjahr 1007 verließen drei Schiffe mit hundertsechzig Mann und vielen Thieren den Eriksfjord, um eine dauernde Niederlassung zu begründen. Die Auswanderer bekamen Helluland, Markland und Vinland zu Gesicht und landeten an einer Insel, wo sie Baracken errichteten und schon die Bearbeitung des Bodens begannen. Man muß jedoch annehmen, daß sie hierbei nicht mit der nöthigen Umsicht und Vorsicht zu Werke gegangen seien, denn der Winter überraschte sie ohne Lebensmittelvorräthe, so daß sie arg vom Hunger litten. Zum Glück kamen sie auf den Gedanken, einstweilen nach dem Festlande zurückzukehren, wo sie das Ende des Winters in leidlichen Verhältnissen abwarten konnten.

Zu Anfang des Jahres 1008 zogen sie wieder zur Aufsuchung von Leifsbudir aus und ließen sich an der Mount-Hope-Bai, und zwar an dem, Leif's früherer Ansiedlung gegenüberliegenden Ufer nieder. Hier wurden zuerst einige Verbindungen mit den in den Sagas »Skrellings« genannten Eingeborenen angeknüpft, unter welch' Letzteren man die Eskimos ohne Schwierigkeit wiedererkennt. Die erste Begegnung mit denselben verlief ganz friedlich und es entwickelte sich ein beide Theile zufriedenstellender Tauschhandel bis zu dem Tage, da das Verlangen der Eskimos nach eisernen Aexten, deren Auslieferung die Norwegen stets verweigert hatten, jene zu feindlichen Angriffen und Gewaltthätigkeiten trieb, welche die neuen Ansiedler nach dreijährigem Aufenthalt zur Rückkehr in ihr Vaterland veranlaßten, ohne von ihrer Niederlassung auf amerikanischem Boden auch nur eine Spur zu hinterlassen.

Wir können hier begreiflicher Weise nicht die Expeditionen alle einzeln aufzählen, die

von Grönland aus nach den Küsten Labradors und der Vereinigten Staaten ausgeführt wurden. Diejenigen unserer Leser, welche sich hierüber eingehender zu unterrichten wünschen, verweisen wir auf die interessante Arbeit Gabriel Gravier's, dessen vollständigstem Werke über diesen Gegenstand wir auch selbst alles auf die Fahrten der Normannen Bezügliche entlehnen.

In demselben Jahre, wo Erik der Rothe nach Grönland kam, also 983, wurde ein gewisser Hari Marson durch Sturm von der gewöhnlichen Schiffsstraße nach einem Lande verschlagen, das den Namen des Landes der weißen Menschen führt und sich, nach Rafn, von der Cheasapeak-Bai bis Florida erstreckte.

Woher stammte wohl dieser Name? Wohnten etwa hier Landsleute Marson's schon früher? Nach den Worten der Chronik sollte man das fast voraussetzen. Es hätte offenbar ein großes Interesse, die Nationalität dieser ersten Ansiedler

bestimmen zu können. Noch haben die Sagas ja nicht alle ihre Geheimnisse offenbart. Gewiß sind noch manche derselben unbekannt, und da die bis jetzt aufgefundenen alle vorher angenommenen Thatsachen bestätigt haben, darf man wohl die Hoffnung hegen, daß unsere Kenntnisse der isländischen Seezüge sich nach und nach vervollständigen werden.

Eine andere, zum Theil freilich sehr romantische Legende, welche aber jedenfalls einen Kern von Wahrheit enthält, erzählt, daß ein gewisser Björn, der in Folge einer unglücklichen Leidenschaft Island verlassen mußte, bis über Vinland hinaus geflüchtet sei, wo man im Jahr 1027 noch einige seiner Begleiter wiedergefunden habe.

Bei einer anderen Expedition im Jahre 1051 wurde eine isländische Frau von den Skrellings erschlagen, und im Jahre 1867 hat man ein Grab mit Runeninschrift eröffnet, in dem sich Gebeine und einzelne Toilettegegenstände vorfanden, welche jetzt

im Museum zu Washington aufbewahrt werden. Diesen Fund machte man übrigens genau an derselben Stelle, welche eine, diese Vorfälle behandelnde Sage, die man 1863 entdeckte, bezeichnet hatte.

Die in Island und Grönland hausenden Normannen waren indessen auch um das Jahr 1000 nicht die einzigen Besucher der amerikanischen Küsten, wie das der Name Groß-Irland – die andere Bezeichnung für das Land der weißen Menschen – darthut. Die Geschichte Madoc-op-Owens weist nach, daß hier Irländer und Gallier Kolonien angelegt hatten, über die wir freilich nur mehr spärliche Nachrichten besitzen. Trotz aller Ungewißheit stimmen aber d'Avezai und Gaffarel über die Wahrscheinlichkeit derselben vollkommen überein.

Von der Erwähnung dieser Züge und Ansiedlungsversuche der Normannen in Labrador, Vinland und den noch südlicheren Gegenden kehren wir nun nach dem Norden zurück. Die zuerst in der Nähe

des Cap Farewell gegründeten Niederlassungen verbreiteten sich bald längs der Nordküste, welche damals beiweitem nicht einen so trostlosen Charakter hatte als heute, bis in hohe Breitengrade hinauf, zu denen man erst in unseren Tagen wieder vorgedrungen ist. Zu jener Zeit betrieb man den Robben-, Walrosse- und Walfischfang noch in der Bai von Discö, und man zählte hundertneunzig Städte in der Westerbygd neben sechsundneunzig Städten in der Esterbygd. Heute erreicht die Anzahl der Niederlassungen an jenen eisigen Küsten jene frühere nicht im mindesten.

Wahrscheinlich bestanden diese Städte allerdings nur aus kleinen Gruppen von hölzernen und steinernen Häusern, deren Ruinen man vom Cap Farewell bis Uppernavik unter  $72^{\circ} 50'$  nördlicher Breite noch vielfach wiederfindet. Eine Menge Runeninschriften, deren Entzifferung später gelungen ist, hat jetzt über die so lange Zeit vergessenen Thatsachen völlig Licht verbreitet. Wie viele solche Spuren der

Vergangenheit mögen aber noch immer zu entdecken sein! Wie viele werthvolle Zeugnisse von der Kühnheit und dem Unternehmungsgeiste der skandinavischen Race mögen wohl für immer unter den Gletscher-Riesen begraben liegen!

Man hat auch angenommen, daß selbst das Christenthum in Amerika und vorzüglich in Grönland schon Fuß gefaßt hatte. In letzterem Lande fanden auf Anordnung Papst Gregor's IX. regelmäßige Kirchenvisitationen statt, um die neubekehrten Normannen im Glauben zu stärken und die Indianer- und Eskimostämme dem Christenthume zu gewinnen. Noch mehr; im Jahre 1865 hat Riant unwiderleglich bewiesen, daß in Grönland, vorzüglich im Bisthum Gardar, sowie auf den Inseln und in den benachbarten Ländern die Kreuzzüge gepredigt worden sind und daß Grönland bis zum Jahre 1418 dem päpstlichen Stuhl einen Zehent und den gewöhnlichen Peterspfennig bezahlte, der für das

genannte Jahr aus 2600 Pfund  
Walroßzähnen bestand.

Die norwegischen Kolonien verdanken  
ihren Zerfall und ihren Untergang  
verschiedenen Ursachen, wie der ungemein  
schnellen Ausdehnung der Gletscher –  
Hayes hat z. B. nachgewiesen, daß der  
Bruder »Johann«-Gletscher jährlich um 30  
Meter zunahm –; der schlechten Politik des  
Mutterlandes, welche die Auswanderung  
nach den Kolonien einschränkte; der  
schwarzen Pest, die Grönlands  
Bevölkerung von 1347-1351 decimirte;  
endlich den Verwüstungen fremder  
Seeräuber, welche im Jahre 1418 die schon  
heruntergekommenen Ansiedlungen  
überfielen und in welchen man Bewohner  
der Orkaden und der Färöer, von denen  
später die Rede sein soll, zu erkennen  
geglaubt hat.

Einer der Genossen Wilhelm's des  
Eroberers, Saint-Clair oder Sinclair mit  
Namen, der sich durch den ihm zufallenden  
Antheil an Land nicht nach Verdienst

belohnt hielt, zog nach Schottland auf Abenteuer aus und erwarb sich hier bald Ehren und Reichthümer. In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts kamen die Orkaden unter die Herrschaft seiner Nachfolger.

Im Jahre 1390 litt ein gewisser Nicolo Zeno, der Sproß einer der ältesten und vornehmsten Familien Venedigs, der auf seine Kosten ein Fahrzeug ausgerüstet hatte, nur um England und Flandern kennen zu lernen, im Archipel der Orkaden Schiffbruch. Schon war er in Gefahr, von den Bewohnern elend hingemordet zu werden, als ihn Graf Sinclair noch rechtzeitig in seinen Schutz nahm. Die Geschichte dieses Schiffbruchs, der Abenteuer und Entdeckungen, welche dessen Folge waren und deren auch Ramusio in seiner Sammlung Erwähnung thut, beschrieb, nach dem Zeugnisse des gelehrten Geographen Clemens Markham, das sich in seinen »Zugängen nach den ungekannten Ländern« findet, zuerst Antonio Zeno. Leider zerriß ein im Jahre

1515 geborner Nachkömmling desselben, Namens Nicolas Zeno, als Kind diese Papiere, deren Werth er ja nicht zu begreifen verstand. Da noch einige Blätter erhalten blieben, vermochte er diesen Bericht später wieder zu ergänzen, und dieser spätere ist es, den wir jetzt in einem aus Venedig stammenden Drucke besitzen. In dem Palaste der Familie fand sich auch eine durch das Alter schon halb vermoderte Karte, welche jene Reise vor Augen führte. Er stellte von dieser eine Copie her, wobei er sie leider nach dem Texte seines Berichtes vervollständigte, was er für das Verständniß derselben für nothwendig erachtete. Da er aber hierbei in sehr unbesonnener Weise zu Werke ging und ohne die eingehenden geographischen Kenntnisse, die uns heute zu entscheiden erlauben, wo er sich irrte, so brachte er in das Ganze eine bedauernswerthe Unklarheit, während diejenigen Theile der Karte, die einer solchen Verstümmelung entgingen und noch das alte Original erkennen lassen, sich durch eine, selbst über die geographischen Kenntnisse der

Zeit Nicolas Zeno's des Jüngerent weit hinausreichende Genauigkeit auszeichnen und die Lage der alten Kolonie von Grönland ganz unzweifelhaft feststellen. Es erklären sich hierdurch nicht allein die vielen, über diesen Gegenstand geführten Discussionen, sondern es wird damit auch die Authenticität des Berichtes selbst unwiderleglich dargethan, denn Nicolas Zeno der Jüngere war doch nicht im Stande, eine Geschichte zu erfinden, deren Wahrheit er gegenüber den Angaben der Karte aus Unkenntniß entstellt hätte.

Der Name Zichmin, unter welchem zeitgenössische Schriftsteller und unter ihnen vor Allem H. Major, der diese Ereignisse dem Bereiche der bloßen Fabeln entrückt hat, den Namen Sinclair's verstehen, scheint sich in der That nur auf diesen Beherrcher der Orkaden zu beziehen.

Zu dieser Zeit wurden die nördlichen Meere Europas vielfach von skandinavischen Seeräubern unsicher gemacht. Sinclair, der

in Zeno bald einen geschickten Seemann erkannte, verbündete sich deshalb mit diesem zur Eroberung von Frisland, dem Neste der Seeräuber, die den ganzen Norden Schottlands verwüsteten. In den Hafenbüchern vom Ausgange des 15. Jahrhunderts und den Seekarten von Anfang des 16. Jahrhunderts bezeichnet dieser Name die Gruppe der Färöer, was höchst wahrscheinlich richtig ist, denn Buache hat in den heutigen Namen der Häfen und Inseln dieses Archipels eine ziemliche Menge der von Zeno angeführten alten Namen wiedererkannt. Dazu erweisen sich die Angaben des venetianischen Seehelden über die fischreichen Gewässer und die gefährlichen Untiefen zwischen den einzelnen Inseln auch noch heutzutage zutreffend.

Zufrieden mit seiner Lage, schrieb Zeno an seinen Bruder Antonio und lud diesen zu sich ein. Während nun Sinclair mit der Eroberung der Färöer beschäftigt war, plünderten norwegische Piraten die Shetlands-Inseln, welche damals übrigens

Eastland hießen. Nicolo ging unter Segel, um jenen eine Schlacht zu liefern, mußte aber vor ihrer weit stärkeren Flotte entfliehen und suchte auf einer kleinen Insel an der Küste von Island Schutz.

Nachdem er hier überwintert, soll Zeno im folgenden Jahre nach der Ostküste von Grönland abgesegelt und unter dem 69. Breitengrade gelandet sein, wo sich »ein Kloster des Ordens der Prediger von St. Thomas und eine zugehörige Kirche befanden. Die Klosterzellen wurden hier durch eine heiße Quelle erwärmt, welche die Mönche auch zur Zubereitung ihrer Speisen und zum Backen des Brotes benutzten. Die Mönche besaßen auch Gärten, die während des Winters überdeckt und auf die nämliche Weise geheizt waren, so daß sie Blumen, Früchte und Kräuter ziehen konnten, als lebten sie in einem weit milderen Klima«. Diese Erzählung erhält eine merkwürdige Bestätigung dadurch, daß ein Kapitän der dänischen Marine in den Jahren 1828-1830 unter dem neunundsechzigsten Grade der Breite eine

aus 600 Köpfen bestehende Bevölkerung von durchweg europäischem Typus antraf.

Die abenteuerliche Fahrt in Gegenden, deren Klima dem Venedigs so wenig gleichkam, wurde für Zeno jedoch verderblich und er starb kurz nach seiner Rückkehr von Frisland.

Ein alter mit dem Venetianer zurückgekehrter Seemann, der, wie er sagte, in den Ländern des äußersten Westens lange Jahre als Gefangener zugebracht hatte, beschrieb Sinclair jene Länder so schön und fruchtbar, daß dieser den Entschluß faßte, dieselben mit Hilfe Antonio Zeno's, der inzwischen der Einladung seines Bruders gefolgt war, zu erobern. Die Einwohner derselben erwiesen sich aber so feindselig und setzten der Landung der Fremden einen so heftigen Widerstand entgegen, daß Sinclair nach einer langen, gefährlichen Fahrt unverrichteter Dinge nach Frisland umkehren mußte.

Das ist Alles, was von jenen Ereignissen noch auf uns gekommen ist, und wir haben es gewiß sehr zu bedauern, daß Antonio Zeno's Briefe an seinen Vater verloren gegangen sind, welche hierüber sicher weitere Aufschlüsse und auch Nachrichten über ein Land lieferten, das Forster und Malte-Brun mit Neufundland identificiren.

Wer weiß, ob Columbus nicht bei Gelegenheit seiner Reisen nach England und seiner Züge bis nach dem fernen Thule von diesen vorhergegangenen Fahrten der Normannen und der Zenis reden hörte, und ob ihm nicht ebendieselben lückenhaften Nachrichten seine Theorien bestätigten und seine Ideen bestärkten, zu deren Durchführung er den König von England um Unterstützung anging?

Aus Allem, was wir hier kurz mitgetheilt haben, geht doch unzweifelhaft hervor, daß Amerika schon vor Columbus den Europäern bekannt und an einzelnen Stellen sogar kolonisiert war. In Folge verschiedener Umstände, in deren erster Reihe die

Seltenheit der Verbindungen zu nennen ist, welche die Bevölkerungen des nördlichen Europas mit denen im Süden unterhielten, gelangten von den Entdeckungen der Normannen gewiß nur sehr spärliche und unzuverlässige Nachrichten bis nach Spanien und Portugal. Allem Anschein nach wissen wir heutzutage hiervon weit mehr als die Zeitgenossen Columbus'. Kamen dem genuesischen Seemann derlei Gerüchte zu Ohren, so stellte er sie jedenfalls mit den Anzeichen zusammen, die ihm bei den Inseln des Grünen Vorgebirges in die Augen fielen, und er verband sie wohl auch mit seinen classischen Erinnerungen von der fabelhaften Insel Antilia und der Atlantis Plato's. Die Uebereinstimmung solcher Andeutungen von den verschiedensten Seiten erzeugte in ihm jedenfalls die Gewißheit, daß man den Orient auch auf dem Wege nach Westen werde erreichen können. Doch wie dem auch sei, sein Ruhm bleibt ungeschmälert; er ist der eigentliche Entdecker von Amerika, nicht Jene, die der Zufall oder Sturm dahin verschlug, ohne

die Absicht nach den Küsten Asiens zu gelangen, wie der große Columbus, dem Amerika nur den vorausgeahnten Weg versperrte.

Die Nachrichten, welche wir über die Familie Cortereal zu geben vermögen, sind, wenn auch weit vollständiger als die Angaben der biographischen Lexica, doch noch immer sehr oberflächlich und unbestimmt. Wir müssen uns jedoch damit begnügen, denn bis jetzt hat die Geschichtsforschung noch nicht mehr über dieses kühne Seefahrer-Geschlecht zu Tage gefördert.

Joao Vaz Cortereal war der Bastard eines Edelmannes Namens Vasco Annes da Costa, der wegen des prahlischen Aufwandes seines Hauses und seiner Dienerschaft vom Könige von Portugal den Spottnamen Cortereal erhalten hatte. Wie so viele andere Edelleute seiner Zeit abenteuerlichen Seereisen zugethan, soll Joao Vaz in Galicien ein junges Mädchen,

Namens Maria de Abarea, entführt haben,  
mit der er sich vermaßte.

Nachdem er längere Zeit eine Anstellung  
als Hussier des Infanten Don Fernand  
gehabt, schickte ihn der König mit Alvaro  
Martins Homem auf den nördlichen  
Atlantischen Ocean hinaus. Die beiden  
Seefahrer sollen da in Sicht einer Insel  
gekommen sein, welche seit jener Zeit mit  
dem Namen Terra das Bacalhaos, d. i.  
Stockfischland, bezeichnet wurde, und  
welche wahrscheinlich zu Neufundland  
gehörte. Die Zeit dieser Entdeckung ist  
wenigstens annähernd dadurch  
festzustellen, daß sie bei der Rückkehr in  
Terceira landeten, und, da die dortige  
Statthalterschaft durch Jacome de Bruges'  
Ableben gerade erledigt war, bei der  
Infantin Doña Brites, der Witwe des  
Infanten Don Fernand, um diese Stelle  
anhielten, welche sie ihnen unter der  
Bedingung verlieh, daß Beide dieselbe  
gemeinschaftlich einnahmen, eine  
Thatsache, die noch durch eine

Schenkungsurkunde aus Evora vom 2. April 1464 bestätigt wird.

Ohne die Authenticität dieser Entdeckung Amerikas verbürgen zu können, steht doch so viel fest, daß sich die Fahrt Cortereal's durch irgend ein besonderes Vorkommniß ausgezeichnet haben muß. Man pflegte mit großartigen Schenkungen nur Diejenigen zu belohnen, welche der Krone hervorragende Dienste geleistet hatten.

Nach seiner Niederlassung in Terceira ließ sich Vaz Cortereal in der Zeit von 1490 bis 1497 in der Stadt Angra einen prachtvollen Palast erbauen, den er mit seinen drei Kindern bewohnte. Gaspard, sein dritter Sohn, der zuerst im Dienste des Königs Emanuel stand, als dieser noch Herzog von Beja war, fühlte sich schon in frühen Jahren zu denselben wagehalsigen Unternehmungen hingezogen, welche den Ruhm seines Vaters begründet hatten. Durch einen aus Cintra vom 12. März 1500 datirten Erlaß machte der König Emanuel Gaspard Cortereal die Inseln und das

Festland zum Geschenk, die er werde entdecken können, wobei der König noch sonderbarer Weise hinzufügte, daß »er jene schon früher auf seine eigenen Kosten aufzufinden versucht habe«.

Höchst wahrscheinlich beabsichtigte er seine Untersuchungen in der Richtung hin vorzunehmen, wo sein Vater die Stockfischinsel aufgefunden hatte. Er rüstete also, wenn auch mit der Hilfe des Königs, doch in der Hauptsache auf eigene Kosten zu Anfang des Sommers 1500 zwei Schiffe aus, lief zuerst in den Hafen von Terceira ein und segelte von hier aus nach Nordwesten. Zuerst entdeckte er ein Land, dessen pflanzenreiches, frischgrünes Aussehen ihn sehr bestochen haben mag. Es war das Canada. Er fand hier einen großen Strom, der Eisschollen herabwälzte, den St.-Lorenzo, den einige seiner Begleiter für einen Meeresarm hielten und dem er den Namen Rio-Nevado gab. »Der Ausfluß desselben ist so beträchtlich, daß dieses Land gewiß keine Insel sein kann, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, daß jenes eine

sehr starke Schneedecke tragen muß, um eine solchen gewaltigen Wasserlauf speisen zu können.«

Die Häuser in der Nähe waren aus Holz erbaut und mit Fellen und Häuten bedeckt. Das Eisen kannten die Bewohner derselben nicht, sondern bedienten sich als Hiebwaffen scharfkantiger Steine, während ihre Pfeile mit spitzigen Fischknochen oder ähnlich geformten Steinen bewehrt erschienen. Groß von Gestalt und wohl gebaut, hatten sie Gesicht und Körper mit bunten Farben bemalt, trugen Armbänder aus Gold oder Kupfer und eine Kleidung aus Pelzfellen.

Cortereal setzte seine Fahrt weiter fort und gelangte zum Cap der »Bacalhaos«, »einer Fischart, die sich hier in so beträchtlicher Menge tummelte, daß die Caravellen kaum vorwärts kommen konnten«. Dann folgte er der Küste in einer Ausdehnung von zweihundert Meilen, vom 56. bis zum 60. Breitegrade und vielleicht noch höher hinauf, und bezeichnete die Inseln, Ufer und

Golfe, die er fand, wie Terra do Labrador, Bahia de Conceiçao u. s. w., wobei er wiederholt an's Land ging und sich mit den Ureinwohnern in Verbindung setzte. Die sehr strenge Kälte und ein Strom ungeheurer Eismassen verhinderten das Geschwader, noch höhere Breiten zu erreichen, und so kehrte es, mit siebenundfünfzig Eingeborenen an Bord, nach Portugal zurück.

Sobald er heimgekommen, erhielt Gaspard Cortereal, auf einen vom 15. April 1501 datirten Befehl, neuen Proviant und verließ Lissabon schon wieder am 15. Mai 1501, in der Hoffnung, den Kreis seiner Entdeckungen noch zu erweitern. Von dieser Zeit ab hörte man jedoch von ihm niemals wieder. Sein Bruder, Michel Cortereal, der erste Huissier des Königs, erhielt dann auf seine Bitte die Erlaubniß, nach jenem zu suchen und sein Unternehmen weiter zu führen. Durch ein Handschreiben vom 15. Januar 1502 wurde ihm die Hälfte der Inseln und des festen Landes, die sein Bruder entdeckt haben

könnte, als Geschenk zugesichert. Am 10. Mai lichteten Michel Cortereal's drei Schiffe die Anker. Der Führer gelangte mit denselben glücklich nach Neufundland, wo er sein kleines Geschwader theilte, damit jedes Schiff für sich Nachforschungen anstellen könne, und bestimmte auch einen Punkt als Stelldichein. Zur festgesetzten Zeit erschien er selbst hier aber nicht, und so schlugen die beiden anderen Schiffe, nachdem sie ihn bis zum 20. August vergeblich erwartet, den Rückweg nach Portugal ein.

Im Jahre 1503 schickte der König nochmals zwei Caravellen aus, um Auskunft über die beiden Brüder zu erlangen; ihre Nachforschungen blieben jedoch erfolglos und sie kamen zurück, ohne das mindeste erfahren zu haben.

Auf diese traurige Nachricht hin beschloß der letzte der Gebrüder Cortereal, Vasco Annes, welcher Kapitän, Statthalter der Inseln St. Georg und Terceira und Alcalde der Stadt Tavilla war, auf seine Kosten ein

Schiff auszurüsten und zur Aufsuchung seiner Brüder auszuziehen. Dem widersetzte sich aber der König aus Furcht, auch den Letzten des Hauses, das ihm so hervorragende Staatsdiener gegeben, bei einem solchen Unternehmen einzubüßen.

Auf den Karten jener Zeit findet man Canada oft mit dem Namen Terra des Cortereales bezeichnet, ein Name, der nicht selten auch für weit tieferliegende Gebiete angewendet wird und dann einen großen Theil Nordamerikas umfaßt.

Alle Nachrichten über Johann und Sebastian Cabot lagen noch bis auf die neueste Zeit sehr im Dunkel, das auch jetzt noch nicht völlig zerstreut ist, trotz der gewissenhaftesten Studien des Amerikaners Biddle, 1831, des Franzosen Avezac und des Engländer Nicholls, 1869, der unter Benutzung alles dessen, was er den Archiven Englands, Spaniens und Venedigs entlehnte, eine zwar hervorragende, doch nach manchen Seiten hin anfechtbare Arbeit geliefert hat. Den Werken der beiden

Letztgenannten entnehmen wir auch die Unterlagen zu dieser kurzen Darstellung, vorzüglich aber der Arbeit Nicholls', der unter Benutzung des Avezac'schen Buches das ganze Leben Sebastian Cabot's schildert.

Man ist weder über den Namen, noch über die Nationalität Johann Cabot's einig, noch weniger über das richtige Datum seiner Geburt. Johann Cabota, Caboto oder Cabot soll, wenn nicht in Genua selbst, wie Avezac behauptet, doch in der Nähe dieser Stadt, vielleicht in Castiglione, etwa zu Ende des ersten Viertels im 15. Jahrhundert geboren sein. Einige Geschichtsschreiber machen aus ihm allerdings einen Engländer, und die nationale Eigenliebe hat wohl ihren Theil daran, wenn Nicholls sich dieser Meinung anschloß, wenigstens scheint das aus den von ihm gebrauchten Ausdrücken hervorzugehen. Unzweifelhaft weiß man nur, daß Johann Cabot nach London kam, um Handelsgeschäfte zu betreiben, und sich bald darauf in Bristol, damals der zweiten Stadt des Königreichs, und zwar in einer

der Vorstädte niederließ, welche den Namen Cathay (China) erhalten hatte, gewiß wegen der vielen Venetianer, welche darin wohnten, und wegen der Handelsbeziehungen, die diese mit den Ländern des fernsten Ostens unterhielten. Hier wären dann auch die beiden letzten Kinder Cabot's, Sebastian und Sanche, geboren worden, wenn man dem alten Chronisten Eden glauben darf, was er darüber äußert: »Sebastian Cabot sagte mir, daß er in Bristol geboren, im Alter von vier Jahren mit seinem Vater nach Venedig gekommen und wenige Jahre später mit ihm wieder nach England zurückgekehrt sei, weshalb man vielfach Venedig für seine Vaterstadt gehalten habe.« Im Jahre 1476 befand sich Johann Cabot bestimmt abermals in Venedig und erhielt daselbst am 29. März ein Naturalisations-Patent, wodurch bewiesen wird, daß er nicht aus derselben Stadt gebürtig sein konnte und diese Ehre wahrscheinlich durch wichtige Dienste zum Nutzen der Republik verdient haben möchte. Avezac neigt sich zu der Annahme, daß jener zuerst Kosmographie

und Schifffahrtskunde getrieben habe,  
vielleicht gar zusammen mit dem  
berühmten Florentiner Paul Toscanelli, von  
dem er dann die damalige Theorie von der  
Vertheilung der Länder und Meere auf der  
Erdkugel kennen gelernt hätte. Dabei  
konnte er wohl auch von den im  
Atlantischen Ocean gelegenen Inseln,  
Namens Antilia, das Siebenstädteland oder  
Brasilien, reden gehört haben. Beglaubigter  
ist aber, daß seine Handelsgeschäfte ihn  
nach der Levante, man sagt sogar bis  
Mekka führten, und daß er dort nähere  
Kunde von den Ländern erhielt, aus denen  
die Gewürze, damals der wichtigste  
Handelsartikel Venedigs, herstammten.

Wie dem nun auch sei, jedenfalls  
begründete Cabot in Bristol ein sehr großes  
Handelshaus. Sein Sohn Sebastian, der  
durch die ersten Reisen schon am Seeleben  
Geschmack gewann, unterrichtete sich  
emsig in allen Zweigen der  
Schifffahrtskunde und machte einige  
Fahrten über den Ocean, um seine  
erworbenen theoretischen Kenntnisse durch

praktische Erfahrungen zu vervollständigen. »Seit sieben Jahren schon, schreibt der spanische Gesandte in einer Depesche vom 25. Juli 1498 bei Gelegenheit einer von Cabot geführten Expedition, rüsten diese Kaufleute aus Bristol zwei, drei auch vier Caravellen aus, um nach der Insel Brasilien oder den Sieben Städten, je nach dem Gutdünken jener Genuesen, zu segeln.« Zu jener Zeit erregten Columbus' großartige Entdeckungen eben das gewaltigste Aufsehen in ganz Europa. »Da regte sich in mir, sagt Sebastian Cabot in einem von Ramusio überlieferten Schriftstücke, der lebhafteste Wunsch, ja, ein brennendes Verlangen, mich durch etwas Ähnliches hervorzuthun, und da ich von der Anordnung unserer Erdkugel her wußte, daß ich nach Westen segelnd schneller als auf dem bisherigen Wege nach Indien gelangen müßte, legte ich Sr. Majestät meine Pläne vor und erfreute mich der schmeichelhaftesten Anerkennung.« Der König, an den sich Cabot wendete, war derselbe Heinrich VII., der wenige Jahre

früher Christoph Columbus jede  
Unterstützung verweigert hatte. Es liegt auf  
der Hand, daß er das Project Johann und  
Sebastian Cabot's jetzt günstiger aufnahm,  
denn wenn Sebastian auch in dem oben  
citirten Fragmenten allein die Ehre von  
dieser Unternehmung für sich zu  
beanspruchen scheint, so steht doch außer  
Zweifel, daß sein Vater der erste geistige  
Urheber derselben war, wie es auch das  
nachfolgende Patent, das wir im Auszuge  
mittheilen, hinlänglich beweist: »Wir,  
Heinrich ... gestatten hiermit unserem  
lieben, getreuen Jehan Cabot, Bürger der  
Stadt Venedig, und seinen Söhnen Louis,  
Sebastian und Sanche unter unserer Flagge  
und mit fünf Fahrzeugen, deren  
Tonnengehalt und Mannschaft sie nach  
bestem Ermessen bestimmen mögen, auf  
eigene Kosten und Gefahr zur Entdeckung  
neuer Länder auszuziehen ... wir  
ermächtigen und bestätigen sie, sowie ihre  
Nachkommen und Rechtsnachfolger, zur  
Eroberung und im Besitze derselben ...  
unter der Bedingung, uns von den  
Erträgnissen, Vortheilen und Beneficien,

welche sie durch dieses Unternehmen erlangen, in Gold oder Waaren ein Fünftel zu zahlen, und das auch von jeder späteren Reise, wenn sie nach dem Hafen von Bristol – welchen Hafen sie stets zuerst anzulaufen verpflichtet sein sollen – zurückkehren ... versprechen und versichern ihnen, daß sie, ihre Erben und Rechtsnachfolger für immer von allen Zöllen befreit bleiben werden für die Waaren, die sie aus den neuentdeckten Ländern heimbringen ... verordnen und befehlen allen unserren Unterthanen zu Wasser und zu Lande, genannten Johann und seinen Söhnen bereitwillig Hilfe zu leisten ... Gegeben in ... am 5. März 1495.«

So lautet das Patent, welches für Johann Cabot und seine Söhne bei ihrer Rückkehr von Amerika, nicht, wie verschiedene Schriftsteller wollen, vor dieser Reise ausgefertigt wurde. Sobald die Nachricht von Columbus' glücklicher Entdeckung nach England drang, d. h. wahrscheinlich 1493, rüsteten Johann und Sebastian Cabot auf eigene Unkosten eine Expedition aus

und segelten zu Anfang des Jahres 1494 mit der Absicht ab, Cathay und von da aus Indien zu erreichen. Es kann hierüber kein Zweifel obwalten, denn in der National-Bibliothek zu Paris wird noch jetzt das einzige Exemplar einer im Jahre 1544, also noch zu Lebzeiten Sebastian Cabot's gestochenen Karte aufbewahrt, welche über diese Reise und das bestimmte Datum der Entdeckung des Cap Breton Aufschluß giebt.

Wahrscheinlich verschuldeten die Winkelzüge des spanischen Gesandten die Verzögerung der Expedition Cabot's, denn das Jahr 1496 verlief vollständig, ohne daß jene zu Stande kam.

Erst im folgenden Jahre reiste derselbe zu Anfang des Sommers ab. Nachdem er die Terra Prima-Vista zu Gesicht bekommen, segelte er längs der Küste weiter, die er zu seinem großen Bedauern immer nach Norden verlaufen sah. »Vergeblich folgte ich derselben weiter, um vielleicht eine Durchfahrt aufzufinden, und gelangte dabei

bis zum 56. Grade der Breite. Hier sprang das Land gar nach Osten zu vor, so daß ich an meinem Vorhaben verzweifelte. Ich drehte nun um und steuerte nach dem Wendekreise zu, um die Küste nach dieser Seite hin zu erforschen und vielleicht hier einen offenen Seeweg nach Indien zu finden; dabei gelangte ich zu dem Lande, das man jetzt Florida nennt, mußte mich nun aber, wegen beginnenden Mangels an Nahrungsmitteln zur Rückkehr nach England entschließen.« Den Bericht, dessen Anfang wir im Obigen mittheilten, erstattete Cabot an Fracastor erst vierzig bis fünfzig Jahre nach den Ereignissen selbst. Es erscheint deshalb auch weniger erstaunlich, ihn hierbei zwei Fahrten, die von 1494 mit der von 1497, vermengen zu sehen. Fügen wir zu diesem Berichte noch einige Anmerkungen hinzu: Das zuerst gesehene Land war ohne Zweifel das Cap Nord, an der nördlichen Spitze der Insel Cap Breton, und die gegenüberliegende Insel die Prinz Eduards-Insel, welche auch lange Zeit hindurch St. Johann hieß. Cabot drang wahrscheinlich in die Mündung des

St.-Lorenzo, den er für einen Meeresarm hielt, bis in die Nähe des heutigen Quebec ein und folgte der Nordküste des Golfes, so daß er die nach Osten verlaufenden Gestade Labradors wohl gar nicht gesehen hat. Er hielt Terra Nova (d. i. Neufundland) für eine Inselgruppe und setzte seinen Weg nach Süden nicht bis Florida, wie er selbst sagt – denn die Dauer der Fahrt widerspricht schon allein einer solchen Annahme – sondern nur bis zu Cheasapeake-Bai fort. Die Länder in diesen Breiten nämlich sind es, welche die Spanier später »Terra de Estevam Gomez« nannten.

Am 3. Februar 1489 unterzeichnete König Heinrich VII. in Westminster neue Patentbriefe. Er autorisierte Johann Cabot oder seinen gebührend bevollmächtigten Stellvertreter, in den Häfen Englands sechs Fahrzeuge von je 200 Tonnen auszuwählen, Seeleute, Schiffsjungen und Hilfspersonal zu heuern, so viele eben sich freiwillig entschließen würden, ihm nach den unentdeckten Ländern und Inseln zu folgen, und die nöthigsten Ausrüstungsgegenstände

für den nämlichen Preis wie die Krone einzukaufen. Johann Cabot bestritt selbst die Kosten für zwei Fahrzeuge, während drei andere mit den Kapitalien der Kaufleute von Bristol fertig gestellt wurden.

Aller Wahrscheinlichkeit hinderte Johann Cabot ein unerwarteter, plötzlicher Tod die Führung der Expedition zu übernehmen. Sein Sohn Sebastian befehligte also die Flotte, welche dreihundert Mann und Lebensmittel für die Zeit eines Jahres mitnahm. Nachdem er unter dem 45. Grade in Sicht des Landes gekommen, folgte Sebastian Cabot der Küste bis zum 58. Breitengrade und vielleicht noch höher hinauf; dann wurde es aber so kalt und man begegnete so vielem Treibeisse, daß es sich von selbst verbot, weiter nach Norden vorzudringen. Die Tage daselbst waren sehr lang und die Nächte auffallend hell, eine wegen der Bestimmung der Breite interessante Angabe, denn wir wissen, daß unter dem 60. Breitengrade die längsten Tage achtzehn Stunden dauern. Die eben

angeführten Gründe bestimmten also Sebastian Cabot zu wenden und er berührte bald die Bacalhaos-Inseln, deren mit Thierfellen bekleidete Bewohner Bögen und Pfeile, Lanzen, Wurfspieße und hölzerne Schwerter als Waffen führten. Die Seefahrer fingen hier eine große Menge Stockfische, welche, einem alten Berichte nach, so zahlreich vorhanden sein sollten, daß sie ein Schiff im Laufe aufhielten. Nach Untersuchung der amerikanischen Gestade bis herab zum 38. Grade, schlug Cabot den Weg nach England wieder ein, wo er Anfangs Herbst anlangte.

Diese Expedition verfolgte zwar den dreifachen Zweck der Länderentdeckung, des Handels und der Kolonisation, wie es aus der Zahl der Schiffe und der Stärke der Besatzung hervorgeht. Es scheint jedoch nicht so, als habe Cabot irgend Jemand ausgeschifft oder einen Niederlassungsversuch in Labrador oder der Hudsons-Bai gemacht, die er im Jahre 1517, unter der Regierung Heinrich's VIII. eingehender kennen lernen sollte, noch

auch im Süden von den Bacalhaos-Inseln,  
welche Gebiete man im Allgemeinen als  
Neufundland bezeichnet.

Nach dieser fast vollständig fruchtlosen  
Expedition verlieren wir Sebastian Cabot  
bis zum Jahre 1517, wenn auch nicht ganz,  
doch soweit aus dem Gesicht, daß die  
Nachrichten über seine Thaten und Reisen  
nur sehr spärlich fließen. Im Mai 1499 hatte  
Hojeda, dessen verschiedene  
Unternehmungen wir schon früher  
schilderten, Spanien verlassen. Wir wissen,  
daß er auf dieser Reise in Caquibaco an der  
Küste Amerikas einem Engländer  
begegnete. Sollte das Cabot gewesen sein?  
Es herrscht über diese Frage zwar völlige  
Unsicherheit, und doch muß man wohl  
glauben, daß jener nicht müßig gelegen,  
sondern gewiß eine neue Reise  
unternommen haben wird. Wir wissen nur,  
daß der König von England, ohne  
Rücksicht auf die gegen Cabot  
eingegangenen feierlichen Verpflichtungen,  
mehreren Portugiesen und einigen  
Kaufleuten von Bristol in den von jenem

entdeckten Ländern gewisse Handelsprivilegien zugestand. Diese unedle Art und Weise, geleistete Dienste zu belohnen, verletzten unseren Seefahrer und bestimmten ihn, die wiederholten Anerbietungen, in spanische Dienste zu treten, nun anzunehmen. Seit dem Ableben Vespucci's, im Jahre 1512, war Cabot zweifelsohne der berühmteste Reisende. Um ihn an sich zu fesseln, schrieb Ferdinand also am 13. September 1512 an Lord Willoughby, den Befehlshaber der nach Italien übergeführten Truppen, und beauftragte diesen, mit dem Venetianer zu verhandeln.

Bei seiner Ankunft in Castilien erhielt Cabot durch ein Handschreiben vom 20. October 1512 den Grad eines Kapitäns mit 5000 Maravedis Gehalt. Als Wohnsitz ward ihm Sevilla angewiesen, bis sich Gelegenheit bieten würde, seine Kenntnisse und reichen Erfahrungen zu verwenden. Er sollte eben den Oberbefehl einer bedeutenden Expedition übernehmen, als Ferdinand der Katholische am 21. Januar

1516 mit Tod abging. Cabot kehrte sofort nach England zurück, wahrscheinlich nachdem er einen regelrechten Urlaub empfangen hatte.

Eden theilt mit, daß Cabot im folgenden Jahre mit Sir Thomas Pert das Commando einer Flotte erhalten habe, welche auf nordwestlichem Wege nach China segeln sollte.

Am 11. Juni befand er sich in der Hudsons-Bai unter  $67\frac{1}{2}^{\circ}$  nördlicher Breite; das eisfreie Meer erstreckte sich so weit hinaus, daß eine glückliche Durchführung des Unternehmens in Aussicht schien, als die Furchtsamkeit seines Mitbefehlshabers und die Feigheit und Meuterei der Mannschaften, welche weiter zu segeln verweigerten, ihn nöthigten, nach England umzukehren. In seinem *Theatrum orbis terrarum* bringt Ortelius eine Karte der Hudsons-Bai, welche deren Gestalt ganz richtig wiedergiebt und an ihrem nördlichen Ende eine nach Norden verlaufende Meerenge andeutet. Woher besaß der

Geograph die hierzu nöthigen genauen Unterlagen? Wer anders, sagt Nicholls, soll ihm dieselben geliefert haben, wenn nicht Cabot?

Bei seiner Rückkehr nach England fand Cabot dieses von einer furchtbaren Pest verwüstet, welche alle Handelstätigkeit lahm legte. Mochte nun sein Urlaub verstrichen sein oder er der gefährlichen Geisel entfliehen wollen, oder rief man ihn endlich nach Spanien zurück, jedenfalls traf er bald wieder in diesem Lande ein. Am 5. Februar 1518 wurde Cabot zum Piloto Major ernannt, mit einem Gehalte, der unter Hinzurechnung seiner übrigen Einkünfte 125.000 Maravedis oder gegen 7500 Mark erreichte. Sein eigentliches Amt übte er jedoch erst aus nach der Rückkehr Karl's V. von England. Es lag ihm nämlich ob, die Piloten zu prüfen, denen man nicht gestattete, nach Indien zu gehen, bevor sie nicht dieses Examen abgelegt hatten.

Großen Seeunternehmungen war die Zeit nicht günstig. Der zwischen Spanien und

Frankreich ausgebrochene Krieg verzehrte beiden Ländern alle Hilfsquellen an Menschen und Geldmitteln. Cabot, dessen eigentliche Heimat vielmehr die Wissenschaft war, als irgend ein bestimmtes Land, wendete sich jetzt deshalb an den Gesandten Venedigs, Contarini, mit dem Angebote, bei der Flotte der Republik einzutreten; als hierauf jedoch die zustimmende Antwort des Rathes der Zehn eintraf, hatte er schon andere Pläne im Kopfe und ließ also die frühere Absicht fallen.

Im April 1524 führte Cabot den Vorsitz bei einer Versammlung von Seeleuten und Kosmographen, welche in Bajadoz zur Entscheidung der Frage zusammenrat, ob in Folge des berühmten Vertrages von Tordesillas die Molukken Spanien oder Portugal angehörten. Am 31. Mai wurde entschieden, daß die Molukken zwanzig Grade innerhalb der Grenze der spanischen Gewässer lägen. Vielleicht beeinflußte dieser Ausspruch der Junta, der Spanien einen großen Theil des Gewürzhandels

überwies, den bald darauf veröffentlichten Beschuß des Rethes für Indien, in Folge dessen im September des nämlichen Jahres Cabot mit dem Titel eines General-Kapitäns der Befehl über drei Schiffe von je 100 Tonnen und eine kleine Caravelle, mit zusammen 150 Mann Besatzung übertragen wurde.

Der ausgesprochene Zweck der Reise ging dahin, durch die Magellan-Straße zu fahren, die Westküsten Amerikas sorgfältig aufzunehmen und nach den Molukken zu segeln, wo man für die Rückfahrt eine Ladung Gewürze einnehmen sollte. Schon im August 1525 sollte die Abreise stattfinden, die Intrigen Portugals wußten dieselbe jedoch bis zum April 1526 zu verzögern.

Verschiedene Umstände traten beim Antritt der Fahrt als schlimme Vorzeichen derselben auf. Cabot besaß nur eine nominelle Autorität, und der Verein von Kaufleuten, der die Unkosten der Ausrüstung getragen und ihn nicht aus

freiem Willen zum Anführer bestellt hatte, wußte Mittel zu finden, alle Pläne des venetianischen Seefahrers zu kreuzen. So drängte man ihm z. B. an Stelle Desjenigen, den er als Unterbefehlshaber auswählte, einen Anderen auf und händigte jedem Kapitäne Instructionen ein, deren Siegel erst auf offenem Meere gelöst werden durften. Sie enthielten unter Anderem auch die wahnwitzige Bestimmung, daß den General-Kapitänen im Falle seines Todes elf Individuen der Reihe nach ersetzen sollten. Glich diese Vorschrift nicht geradezu einer Ermunterung zum Meuchelmord?

Kaum verlor man das Land aus dem Gesicht, als sich die Unzufriedenheit schon zeigte. Es entstand das Gerücht, der Kapitänen sei diesem Unternehmen nicht gewachsen; da man bald einsah, daß ihn derlei Verleumdungen nicht berührten, behauptete man, auf der Flotte herrsche Knappheit an Proviant. Die Meuterei kam zum offenen Ausbruche, als man wieder an's Land kam; Cabot war aber nicht der Mann dazu, sich kleinmüthig einschüchtern

und unterdrücken zu lassen; er hatte von der verächtlichen Handlungsweise Thomas Pert's zu schwer gelitten, um jetzt eine Mißachtung seiner Autorität zu dulden. Um das Uebel an der Wurzel zu fassen, bemächtigte er sich der meuterischen Kapitäne und ließ sie, trotz ihres großen Namens und früher geleisteter Dienste, am Lande aussetzen. Vier Monate später erst glückte es ihnen, von einer portugiesischen Expedition wieder aufgenommen zu werden, welche ausgesandt schien, die Absichten Cabot's zu vereiteln.

Der venetianische Seefahrer drang hierauf in den Rio de la Plata ein, dessen Untersuchung sein Vorgänger de Solis als Piloto Major begonnen hatte. Die Expedition bestand jetzt nur noch aus zwei Schiffen, da eines während der Reise verloren gegangen war. Cabot segelte den »Silberstrom« hinauf und entdeckte eine Insel, welche er Franz Gabriel nannte und auf der er ein Fort erbaute, in dem Antonio de Grajeda das Commando übernahm. Mit einer seiner Caravellen, von der der Kiel

entfernt worden war, begab sich Cabot, gezogen von den Booten, auf den Parana, errichtete am Zusammenflusse des Carcarama und Terceiro ein zweites Fort und drang, nachdem er sich auf diese Weise seine Rückzugslinie gesichert, weiter in die genannten Wasserläufe ein. Bei der Vereinigung des Parana und Paraguay angelangt, folgte er dem zweiten, dessen Richtung seiner Absicht, nach dem Westen, der Produktionsgegend des Silbers, zu gelangen, besser zu entsprechen schien. Inzwischen veränderte das Land sein Aussehen ebenso wie die Bewohner ihre bisherige Haltungsweise. Früher waren sie immer nur, erstaunt über den Anblick der Schiffe, zusammengelaufen; an den cultivirteren Ufern des Paraguay aber widersetzen sie sich entschlossen jeder Landung der Fremdlinge, und als drei Spanier versucht hatten, Früchte von einer Palme herabzuholen, kam es zu einem ernsthaften Kampfe, in dem dreihundert Eingeborne das Leben einbüßten, während auch fünfundzwanzig Spanier kampfunfähig gemacht wurden. Das war

Cabot zu viel; schnell brachte er seine Verwundeten im Fort San Spirito unter und zog sich, unter Abwehrung immer wiederholter Angriffe, vorsichtig zurück.

Cabot hatte schon zwei seiner Untergebenen an den Kaiser geschickt, um diesem von der Widerstandsfähigkeit seiner Kapitäne und von den Gründen Meldung zu machen, die ihn gezwungen hatten, seine Reiseroute zu ändern, während er ihn gleichzeitig um Unterstützung durch Nachschub von Mannschaften und Lebensmitteln ersuchte. Endlich traf die Antwort ein. Der Kaiser billigte Cabot's Maßnahmen, befahl ihm, das Land, in dem er sich aufhielt, zu kolonisieren, sandte aber weder einen Mann, noch einen Maravedi zur Hilfe. Cabot versuchte nun, sich im Lande selbst die nöthigsten Hilfsquellen zu erschließen, und machte einige schüchterne Anfänge zur Cultur des Bodens. Um seine Truppen in Athem zu erhalten, unterwarf er sich die benachbarten Volksstämme, legte verschiedene Befestigungen an und zog in's Land hinein bis Potosie und zu den

Wasserläufen der Anden, welche das Atlantische Becken speisen. Endlich traf er Vorbereitungen, bis Peru vorzudringen, von woher das Gold und Silber stammte, das er im Besitz der Eingebornen sah; zur Eroberung so ausgedehnter Gebiete bedurfte er jedoch einer stärkeren Truppenmacht, als er zusammenbringen konnte. Auch der Kaiser war freilich außer Stande, mehr Soldaten zu senden. Die Kriege in Europa erschöpften seine Hilfsquellen, die Cortez verweigerten weitere Geldmittel und die Molukken hatte sich gar Portugal schon angeeignet. Nachdem er unter so mißlichen Umständen fünf Jahre hindurch im Lande ausgehalten, immer in Erwartung der Hilfe, welche niemals eintreffen sollte, ließ Cabot seine Niederlassungen zum Theil räumen und kehrte mit der größeren Anzahl seiner Leute nach Spanien zurück. Der Rest, nämlich hundertfünfundzwanzig Mann, der zur Bewachung des Forts San-Spirito zurückgeblieben war, kam nach vielen Wechsselfällen, deren Erzählung uns hier zu weit führen würde, entweder von der Hand

der Indianer um oder mußte sich nach der Küste Brasiliens in die portugiesischen Niederlassungen flüchten. Von den Pferden, welche Cabot mitgebracht hatte, stammt die ausgezeichnete wilde Pferde-Race her, die heute in zahlreichen Heerden die Pampas von La Plata durchschwärmt, das ist aber auch das einzige dauernde Resultat dieser Expedition.

Bald nach seinem Wiedereintreffen in Spanien verzichtete Cabot auf seine Stellung und ließ sich wieder in Bristol nieder, gegen 1548, d. h. zu Anfang der Regierung Eduard's VI. Was die Veranlassung zu diesem Wechsel gewesen, ob Cabot unwillig darüber geworden, daß man ihn während obiger Expedition ganz auf seine eigenen Kräfte beschränkt gelassen hatte, oder er sich durch die Art und Weise, seine Dienste zu belohnen, beleidigt gefühlt, davon wissen wir nichts Zuverlässiges. Karl V. benutzte jedoch eiligst die Abreise Cabot's, um dessen Pension zu streichen, die Eduard VI. jenem allerdings ersetzte, indem er ihm jährlich

250 Mark, gleich etwas über 116 Pfund Sterling, eine für jene Zeit recht ansehnliche Summe, aussetzte.

Der Stellung nach, welche Cabot in England einnahm, kann man ihn nur etwa als Marine-Intendanten bezeichnen, denn er hatte unter Autorität des Königs und des Staatsrathes die Aufsicht über Alles, was das Seewesen betraf. Er ertheilt Urlaub, examinirt die Piloten, setzt Instructionen für die Schiffer auf und entwirft die Seekarten, gewiß eine vielseitige Beschäftigung, für welche er, was ja selten Vorkommen dürfte, die erforderlichen theoretischen und praktischen Kenntnisse wirklich besaß. Gleichzeitig unterrichtete er den jungen König in der Kosmographie, erläuterte ihm die Abweichung des Kompasses und wußte ihn für das Seewesen und den Ruhm zu gewinnen, der durch maritime Entdeckungen zu erwerben sei. Er nahm also eine hervorragende, in ihrer Art einzig dastehende Stellung ein. Cabot benutzte dieselbe zur Ausführung eines Projekts, das ihm schon lange am Herzen lag.

Jener Zeit gab es in England so gut wie gar keinen Welthandel. Die Hansestädte Antwerpen, Hamburg, Bremen u. s. w. beherrschten gänzlich den Verkehr. Diese Handelsgesellschaften hatten wiederholt für sich beträchtlich niedrigere Eingangszölle zu erlangen gewußt, bis sie den Handel Englands endlich ganz monopolisirten. Cabot meinte nun, die Engländer besäßen so gut wie jene das Zeug dazu, Fabrikanten zu werden, und die schon mächtige Marine des Landes werde ausgezeichnete Dienste leisten können, die Erzeugnisse des Bodens und der Gewerbthätigkeit auszuführen. Weshalb zu Fremden seine Zuflucht nehmen, wenn man sich selbst genug war? War es auch noch nicht gelungen, China und Indien auf nordwestlichem Wege zu erreichen, warum sollte man diesen Versuch nicht auf nordöstlichem Wege wagen? Und selbst, wenn dieser nicht zum gewünschten Ziele führte, konnte man dabei nicht vielleicht auf weit handelsthätigere, civilisirtere Völkerschaften treffen, als jene elenden Eskimos der Gestade von Labrador und Neufundland? Cabot rief in London

eine Versammlung der hervorragendsten Kaufleute zusammen, welche sich nach Anhörung seiner Pläne zu einer Gesellschaft vereinigten und ihn am 14. December 1551 zum lebenslänglichen Vorsitzenden derselben ernannten.

Gleichzeitig suchte er eifrig auf den König einzuwirken und setzte auch, als er ihm die Nachtheile des Handelsmonopoles der Ausländer für seine eigenen Unterthanen klar dargelegt, am 23. Februar 1552 die Aufhebung desselben durch, womit er die Praxis des Freihandels eigentlich in's Leben rief.

Die Gesellschaft der englischen Händler, welche den Namen der »Abenteuer-Fahrer« annahm, beeilte sich nun, Schiffe bauen zu lassen, die für die schwierigere Fahrt in den arktischen Meeren geeignet waren. Die erste von Cabot eingeführte Verbesserung der englischen Marine bestand in der Verdoppelung des Kieles, ein Verfahren, das er in Spanien gesehen, das sich in England aber noch nicht verbreitet hatte.

In Deptford vereinigte man eine Flotte von drei Fahrzeugen. Es waren das die »Buona-Speranza«, deren Führung Sir Hugh Willoughby, einem unerschrockenen kriegsgeübten Edelmann, anvertraut wurde; die »Buona-Confidencia«, Kapitän Corvil Durforth, und die »Buonaventure«, Kapitän Richard Chancellor, ein gewandter Seemann und specieller Freund Cabot's, der den Titel des Ober-Steuermannes erhielt. Segelmeister der »Buonaventure« war Stefan Burrough, ein durchgebildeter Seefahrer, der noch viele Male die nordischen Meere besuchen und später General-Pilot Englands werden sollte.

Wenn das vorgerückte Lebensalter und seine wichtigen Aemter Cabot verhinderten, sich selbst an die Spitze der Expedition zu stellen, so ließ er es sich doch angelegen sein, alle Details der Ausrüstung zu überwachen. Er entwarf sogar Instructionen, die sich bis auf unsere Tage erhalten haben und die Klugheit und Geschicklichkeit dieses hervorragenden Seefahrers erkennen lassen. Er empfiehlt

den Gebrauch des Logs, eines Instrumentes zur Messung der Fahrgeschwindigkeit eines Schiffes, und verlangt vor Allem die regelmäßige Führung eines Tagebuches über alle Vorkommnisse auf dem Meere, und dringt darauf, alle Nachrichten über den Charakter, die Sitten, Gewohnheiten und Hilfsquellen der etwa besuchten Völker und die Erzeugnisse der fremden Länder schriftlich niederzulegen. Den Eingeborenen sollte man nicht gewalthätig, sondern stets zuvorkommend begegnen. Alles Fluchen und Schwören ebenso wie Trunkenheit ist streng zu bestrafen. Die Religionsübungen sind genau vorgeschrieben; Morgens und Abends soll ein Gebet abgehalten, einmal des Tages die heilige Schrift gelesen werden. Schließlich legt er Allen Frieden und Eintracht besonders an's Herz, erinnert die Kapitäne an die große Bedeutung ihres Unternehmens und die Ehre, welche es ihnen zu bringen verspricht, unter der Versicherung, daß er sein Gebet für den glücklichen Ausgang des gemeinschaftlichen Werkes mit dem ihrigen vereinigen werde.

Am 20. Mai 1553 ging das Geschwader unter Segel, im Beisein des Hofes, der in Greenwich, wohin große Volksmassen zusammengelaufen waren, zusammenkam, während der König selbst an den vorhergehenden Festen und Lustbarkeiten kränklichkeitshalber nicht theilnehmen konnte. Nahe den Lofoten, an der Küste Norwegens und etwa in der Höhe von Wardhöüs wurde das Geschwader von der »Buonaventure« getrennt. Vom Sturme fortgetrieben, gelangten Willoughby's beide Schiffe jedenfalls bis Nowaja-Semlja, wurden hier aber durch Eismassen genöthigt, nach Süden hin umzukehren. Am 18. September liefen sie in einen von der Mündung des Argina-Flusses gebildeten Hafen des östlichen Lapplands ein. Noch etwas später riß ein anderer Sturm auch die »Buona Confidencia« von Willoughby's Seite und jene kehrte nach England zurück; den letzteren fanden russische Schiffer im folgenden Jahre mitten im Eise. Die gesammte Besatzung war vor Kälte umgekommen. Diese Annahme erweckt wenigstens das, von dem unglücklichen

Willoughby bis Januar 1554 geführte  
Schiffsjournal.

Chancellor, der die beiden Schwesterschiffe  
vergeblich an dem für den Fall einer  
unfreiwilligen Trennung vorher als  
Sammelplatz bestimmten Punkte erwartet  
hatte, glaubte von ihnen überholt zu sein,  
segelte nun, nach Umschiffung des  
Nordcaps, in einen weiten Golf hinein, der  
kein anderer als das Weiße Meer ist, und  
landete an der Mündung der Dwina, nahe  
dem Kloster Sanct-Nikolaus, etwa an der  
Stelle, wo sich später die Stadt Archangel  
erheben sollte. Die Bewohner dieser öden  
Gebiete theilten ihm mit, daß ihr Land unter  
der Herrschaft des Großfürsten von  
Rußland stehe. Er beschloß sofort, sich,  
trotz der ungeheuren Entfernung, selbst  
nach Moskau zu begeben. Den Thron hatte  
damals der Czar Ivan IV. Wassiliewitch, mit  
dem Beinamen »der Schreckliche«, inne.  
Seit einiger Zeit hatten die Russen schon  
das Joch der Tataren abgeschüttelt und es  
war Ivan gelungen, die verschiedenen  
kleinen Herrschaften zu einem Staatskörper

zusammenzufassen, dessen Macht sich schon recht ansehnlich entwickelte. Die ausschließlich kontinentale Lage Rußlands, die Entfernung von jedem Meere, die Abgeschiedenheit von dem übrigen Europa, zu dem es kaum gehörte – so vererbte sich in seinen Sitten und Gewohnheiten die asiatische Herkunft – versprachen Chancellor den besten Erfolg. Der Czar, der die europäischen Waaren nur auf dem Wege über Polen beziehen konnte und seine Herrschaft gern bis zu den deutschen Meeren ausgestreckt hätte, sah sehr gerne den Versuch einer Handelsanknüpfung seitens der Engländer, welche beiden Theilen zum Nutzen gereichen mußte. Er empfing Chancellor nicht nur mit großer Höflichkeit, sondern machte ihm auch die vortheilhaftesten Anerbietungen, bewilligte ihm ausgedehnte Privilegien und ermuthigte ihn durch die größte Leutseligkeit, seine Reise zu wiederholen. Chancellor verkaufte seine Waaren mit Gewinn, nahm dafür eine Ladung Pelzwaaren, Robbenöl, Leberthran, Kupfer und andere Producte ein und kehrte mit

einem Briefe des Czar nach England zurück. Der Gewinn, den diese erste Reise der Gesellschaft der Abenteuer-Fahrer einbrachte, ermunterte sie, eine zweite zu versuchen. Chancellor segelte also im folgenden Jahre nochmals nach Archangel und nahm dabei nach Rußland zwei Agenten der Gesellschaft mit, die mit dem Czar einen vortheilhaften Vertrag abschlossen. Auf dem Rückwege nach England brachte er dagegen einen von Ivan nach Großbritannien geschickten Gesandten neben dessen Gefolge mit. Von den vier Schiffen seiner damaligen Flotte ging eines an der Küste Norwegens zu Grunde, ein anderes beim Auslaufen aus Drontheim, und die »Buonaventure«, welche Chancellor selbst nebst dem Gesandten trug, versank in der Bai von Pitsligo an der Ostküste Schottlands am 10. November 1556. Chancellor ertrank bei diesem Schiffbruche, während es dem moskowitischen Gesandten gelang, sich zu retten; die Geschenke und Waaren, welche er nach England brachte, gingen jedoch alle verloren.

Das sind die Anfänge der englisch-russischen Handelscompagnie. Im Laufe der Zeit wurden sehr viele Fahrten nach denselben Stellen ausgeführt, doch liegt deren Aufzählung außerhalb des Rahmens unserer Aufgabe. Wir kehren also zu Cabot zurück.

Marie, die Königin von England, hatte bekanntlich Philipp II., König von Spanien, geheiratet. Als Letzterer nach England kam, zeigte er sich sehr übel gestimmt gegen Cabot, weil dieser den spanischen Dienst verlassen und jetzt England zu einer Handelsthätigkeit verhalf, welche die schon ansehnliche Seemacht des Landes bald merkbar zu verstärken versprach. Es ist also nicht zu verwundern, daß Cabot schon acht Tage nach der Landung des Königs von Spanien gezwungen ward, auf seine Stellung und Pension zu verzichten, die ihm früher von Eduard VI. lebenslänglich zugesichert worden waren. An seine Stelle wurde Worthington berufen. Nicholls glaubt, dieser nicht besonders ehrenfeste Mann, der mit den Gerichten schon

mehrfach in Berührung gekommen war, habe den heimlichen Auftrag erhalten, aus den Plänen, Karten, Instructionen und Projecten Cabot's Alles auszuscheiden, was für Spanien nützlich sein zu können schien. Thatsächlich sind diese Dokumente bis heute verloren, wenn sie sich nicht in den Archiven von Simancas wiederfinden sollten.

Von diesem Zeitpunkt ab verliert die Geschichte den alten Seemann gänzlich aus den Augen. Dasselbe Geheimniß, welches über seine Geburt waltet, verschleiert auch den Ort und die Zeit seines Todes. Seine großartigen Entdeckungen aber, seine kosmographischen Arbeiten, die Studien über die Abweichung der Magnetnadel, seine Gelehrsamkeit, Menschlichkeit und fleckenlose Ehrenhaftigkeit sichern Sebastian Cabot jedoch für immer eine hervorragende Stelle unter den Entdeckungsfahrern aller Zeiten. Während sein Bild bis in unsere Tage von dem Dunkel und der Woge der Legende verhüllt blieb, verdankt es Cabot seinen Biographen

Biddle, Avezar und Nicholls, besser erkannt und geschützt und überhaupt in das rechte Licht gestellt worden zu sein.

## II.

Jean Verrazano. – Jacques Cartier und seine drei Reisen nach Canada. – Die Stadt Hochelaga. – Der Rauchtabak. – Der Scorbut. – Roberval's Reise. – Martin Frobisher und seine Fahrten. – John Davis. – Barentz und Heemskerke. – Der Spitzberg. – Ueberwinterung in Novaja-Semlja. – Rückkehr nach Europa. – Ueberreste von der Expedition.

---

Von 1492-1524 hatte sich Frankreich, wenigstens officiell, von allen Entdeckungs- und Kolonisationsversuchen fern gehalten. Franz I. konnte aber unmöglich mit ruhigem Auge den Zuwachs an Macht seines Nebenbuhlers Karl's V. mit

ansehen, der jenem durch die Eroberung Mexicos zu Theil ward. Er beauftragte also den Venetianer Jean Verrazano, der in seinen Diensten stand, eine Entdeckungsreise zu unternehmen. Wir verweilen hierbei ein wenig länger, obwohl die gelegentlich dieser Fahrt berührten Orte schon früher mannigfach besucht worden waren, weil jetzt die Flagge Frankreichs zum ersten Male an der Küste der Neuen Welt entfaltet wurde. Diese Expedition gab übrigens auch Veranlassung zu den Fahrten Jacques Cartier's und Champlain's nach Canada. ebenso wie zu Jean Ribaut's und Laudonnière's unglücklichen Kolonisationsversuchen in Florida, nebst Gonugues' blutigem Rachezuge und Villegagnon's Niederlassung in Brasilien.

Von dem früheren Leben Verrazano's weiß man so gut wie gar nichts. Wie er in französische Dienste kam, welche Titel er bei Uebernahme des Befehls über jene Expedition besaß – nichts ist von dem venetianischen Reisenden bekannt, da man von ihm nur die in Ramusio's Sammlung

befindliche italienische Uebersetzung seines Berichtes an Franz I. besitzt. Eine französische Rückübersetzung dieser italienischen Uebersetzung findet sich auszugsweise allerdings in der Arbeit Lescarbot's über Neu-Frankreich und in der »Geschichte der Reisenden«. Wir benutzen im Nachfolgenden den italienischen Text Ramusio's, bis auf einige Stellen, wo die Uebersetzung Lescarbot's glänzende Proben der reichen, originellen und wunderbar modulirten Sprache des 16. Jahrhunderts enthält.

Nach der Abfahrt in den Ocean, um neue Länder zu entdecken, sagt Verrazano in einem vom 8. Juli 1524 herrührenden Brief aus Dieppe an Franz I., sah er sich genöthigt, eines Sturmes wegen mit zweien seiner vier Fahrzeuge, der »Dauphine« und der »Normandie«, in der Bretagne Zuflucht zu suchen, wo die erlittenen Havarien ausgebessert wurden. Von hier aus segelte er nach den Küsten Spaniens, wo er auch auf einige spanische Schiffe Jagd gemacht zu haben scheint. Weiter sehen wir ihn am

17. Januar 1524 mit der »Dauphine« allein eine kleine unbewohnte Insel in der Nähe von Madeira verlassen und mit einer, für acht Monate mit Munition und Lebensmitteln reichlich versehenen Mannschaft von einundfünfzig Mann in den Ocean hinaussteuern.

Fünfundzwanzig Tage später hat er fünfhundert Meilen nach Westen zurückgelegt, wo ihn wiederum ein entsetzlicher Sturm überfällt, und nach weiteren fünfundzwanzig Tagen, also am 8. oder 9. März, entdeckt er nach Zurücklegung einer ferneren Strecke von ziemlich vierhundert Meilen unter dem 30. Grade ein Land, das er für bisher unbekannt hielt. »Anfangs erschien es uns sehr niedrig und verlassen, als wir uns ihm aber bis auf eine Viertelmeile näherten, sahen wir an den großen Feuern längs der Häfen und des Strandes, daß es bewohnt war, und da es unmöglich erschien, hier an's Ufer zu gehen, segelten wir etwa fünfzig Meilen weiter und verließen die Küste erst, um wiederum zurückzukehren, als wir

erkannten, daß sie sich nach Süden hin unbegrenzt fortsetzte.« Sobald die Franzosen eine geeignete Landungsstelle fanden, sahen sie eine große Menge Eingeborner herzu strömen, welche aber Alle die Flucht ergriffen, als jene Anstalt machten, an's Land zu gehen. Den Franzosen gelang es, sie durch Zeichen und durch ein friedliches Auftreten bald wieder heranzulocken, wobei jene sich am meisten erstaunt geberdeten über die Kleidung der Fremden, über deren Gesicht und die weiße Farbe der Haut.

Die Eingeborenen gingen vollständig nackt bis auf die Mitte des Körpers, die sie mit Marderfellen, welche an einem gewebten Gürtel hingen, bedeckt trugen und die mit den Schwänzen anderer Thiere geschmückt bis zum Knie herabfielen. Einige hatten eine Art Krone von Vogelfedern auf dem Kopfe. »Sie sind braun von Hautfarbe, sagt der Bericht, und ähneln in vielen Stücken den Sarazenen; ihre Haare sind schwarz, doch nicht sehr lang, und werden hinter dem Kopfe in Form eines kleinen Zopfes

vereinigt. Sie haben recht wohlgestaltete Glieder bei mittelmäßiger Größe, welche die unsrige indeß ein wenig übertrifft, und man findet an ihnen eigentlich keinen anderen Fehler als ein zu breites Gesicht; ohne stark zu sein, zeichnen sie sich doch durch besondere Gewandtheit und die Fähigkeit, schnell laufen zu können, auffallend aus.« Es gelang Verrazano nicht, sich bei der Kürze seines Aufenthaltes näher über die Sitten und Lebensweise dieser Völker zu unterrichten. An der betreffenden Stelle bestand das Ufer aus feinem Sande und erhielt da und dort durch einige Dünen ein wellenförmiges Aussehen; hinter diesen Landanhäufungen aber erhoben sich »dichte Gebüsche und herrliche Wälder, so lieblich anzuschauen, daß es ein Wunder war«. In dem Lande gab es, so weit man das zu beurtheilen vermochte, einen wahren Ueberfluß an Hirschen, Dammwild und Hasen, Seen und Teichen mit schönem klaren Wasser und großen Mengen von Vögeln.

Dieses Land liegt unter dem 34. Grade. Es entspricht also demjenigen Theile der Vereinigten Staaten, der heutzutage Carolina heißt. Die Luft ist hier rein und gesund, das Klima gemäßigt, das Meer überall ohne Riffe und bietet trotz des Mangels an Häfen den Seefahrern keine Schwierigkeiten.

Während des ganzen Monats März segelten die Franzosen längs der Küste weiter, die ihnen von zahlreichen Volksstämmen bewohnt schien. Wassermangel nöthigte sie wiederholt, an's Land zu gehen, und sie überzeugten sich dabei, daß die meisten Wilden auf Spiegel, Schellen, Messer und Papierstückchen den höchsten Werth legten. Eines Tages sandten sie eine Schaluppe mit fünfundzwanzig Mann an's Ufer. Ein junger Seemann sprang in's Wasser, »da man wegen der Strömung nicht bis an's Land heran konnte, um den Eingeborenen, denen man etwas mißtraute, von fern her einige kleine Geschenke zuzuwerfen, wurde aber von den Wogen ergriffen und an den Strand getrieben. Als die Indianer das bemerkten,

liefen sie auf ihn zu und schleppten ihn, zum großen Entsetzen des armen Matrosen, der nun hingeschlachtet zu werden fürchtete, weit von den Schiffen weg. Sie brachten ihn nach dem Fuße eines Hügels, setzten ihn in den vollen Sonnenschein und zogen ihm alle Kleider aus, um die Weiße seiner Haut anzustauen; dann zündeten sie ein großes Feuer an und gestatteten ihm, sich zu pflegen und zu erholen, gerade deswegen aber glaubten jetzt sowohl der arme junge Mann, als die auf dem Schiffe Zurückgebliebenen, daß die Indianer ihn nun tödten und opfern, sein Fleisch über dem Feuer rösten und nach Art der Kannibalen aufzehren würden. Es sollte aber ganz anders kommen; denn als er den Wunsch zu erkennen gab, nach dem Schiffe zurückzukehren, führten sie ihn an den Strand, küßten ihn sehr zärtlich und zogen sich nach einer benachbarten Höhe zurück, um ihn in das Boot wieder einsteigen zu sehen.«

Während sie nun der Küste nach Norden hin etwa fünfzig Meilen weiter folgten,

erreichten die Franzosen ein Land, das mit dichten Wäldern bedeckt, einen verlockenderen Anblick darbot. Zwanzig Mann von dem Schiffe drangen mehr als zwei Meilen in diese Wälder hinein und kehrten nur zurück, weil sie sich zu verirren fürchteten. Als sie bei dieser Wanderung zwei Frauen, einer jungen und einer alten mit einigen Kindern begegneten, bemächtigten sie sich eines der letzteren, das etwa acht Jahre zählen mochte, um es mit nach Frankreich zu nehmen; die junge Frau konnten sie indeß nicht erhaschen, denn diese rief ihre Landsleute, die im Walde verborgen waren, aus Leibeskräften um Hilfe an. Die Wilden hier erschienen weißer als Alle, denen man bisher begegnet war, sie fingen Vögel mit Schlingen und bedienten sich eines Bogens aus sehr hartem Holze, während an den Spitzen ihrer Pfeile Fischknochen befestigt waren. Ihre gegen zwanzig Fuß langen und vier Fuß breiten Canots bestanden aus einem einzigen mittelst Feuer ausgehöhlten Baumstamme. Der wilde Wein wucherte hier sehr üppig und hing in langen Ranken

von Baum zu Baum oder an diesen herunter, wie man es in der Lombardei sieht. Bei einiger Cultur mußte derselbe einen ausgezeichneten Wein geben, »denn seine Früchte schmeckten jetzt schon angenehm und mild, fast wie die unsrigen, auch schien es, als ob die Einwohner Kenner und Liebhaber derselben seien, denn wo der Wein sich nur emporgerankt hatte, trugen sie Sorge, die Baumzweige hoch zu binden, so daß die Trauben in die Sonne kamen und leichter reifen konnten«. Wilde Rosen, Lilien, Veilchen und allerlei wohlriechende, den Europäern bisher unbekannte Pflanzen und Blumen bedeckten den Boden und erfüllten die Luft mit ihren balsamischen Düften.

Nach dreitägigem Aufenthalte an diesem entzückenden Orte setzten die Franzosen ihre Fahrt längs der nördlichen Küste weiter fort, segelten während des Tages und gingen in der Nacht vor Anker. Da das Land nun nach Osten zu abbog, legten sie noch fünfzig Meilen in dieser Richtung zurück und entdeckten eine dreieckige, vom

Festlande gegen zehn Meilen entfernte Insel in der Größe der Insel Rhodus, der sie den Namen der Mutter Franz I., Louise von Savoyen, beilegten. Dann erreichten sie eine andere, etwa fünfzehn Meilen entfernte Insel mit herrlichen Häfen, deren Bewohner sich in Menge zum Besuche der fremden Schiffe herandrängten. Zwei Könige derselben zeichneten sich vorzüglich durch ihre Gestalt und ein wirklich schönes Gesicht aus.

Mit Hirschfellen bekleidet, den Kopf entblößt, das Haar zurückgestrichen und in einen kunststreichen Knoten gebunden, trugen sie am Halse eine breite Kette mit farbigen Steinen. »Die Frauen entwickelten viel natürliche Grazie, heißt es in Ramusio's Berichte. Einige derselben trugen Wolfshirschfelle auf dem Arme; das Haar flochten sie in lange Zöpfe, die ihnen auf beiden Seiten über die Brust herabfielen, Andere erschienen in Haartouren, welche an die Frauen Egyptens und Indiens erinnerten; die älteren und verheirateten Frauen erkannte man an ihren schön

gearbeiteten kupfernen Ohrgehängen. – Dieses Land liegt unter der Parallele von Rom, also unter  $41^{\circ} 40'$  der Breite, doch ist das Klima hier viel rauher. « Am 5. Mai verließ Verrazano den Hafen und segelte hundertfünfzig Meilen längs der Küste weiter. Endlich kam er nach einem Lande, dessen Bewohner den früher gesehenen Eingeborenen kaum noch ähnlich erschienen. Sie geberdeten sich so wild, daß es unmöglich war, mit ihnen einen Tauschhandel einzuleiten oder einigermaßen dauernde Beziehungen zu unterhalten. Den meisten Werth schienen dieselben noch auf Angelhaken, Messer und andere metallene Gegenstände zu legen, während sie alle die Kleinigkeiten, welche bis jetzt als Tauschhandelsartikel gedient hatten, offenbar verachteten.

Fünfundzwanzig bewaffnete Leute gingen an's Land und wagten sich auf zwei bis drei Meilen in das Innere hinein. Die Eingeborenen empfingen sie mit einem Hagel von Pfeilen und zogen sich dann in die ungeheuren Wälder zurück, welche die ganze Umgegend zu bedecken schienen.

Fünfzig Meilen weiter, breitete sich ein umfangreicher Archipel aus, der aus zweiunddreißig Inseln besteht, welche alle nahe dem Lande liegen, durch enge Wasserstraßen von einander getrennt sind und den venetianischen Seefahrer an die Inselgruppen erinnerten, die im Adriatischen Meere vor den Gestaden Slavoniens und Dalmatiens lagern. Endlich noch hundertfünfzig Meilen weiter hinauf, unter dem 50. Grade der Breite, gelangten die Franzosen nach den schon früher von den Bretagnern entdeckten Ländern. Da sich jetzt etwas Mangel an Nahrungsmitteln zeigte und sie die amerikanische Küste in einer Ausdehnung von siebenhundert Meilen in Augenschein genommen hatten, segelten sie nun nach Frankreich zurück, wo sie im Juli 1524 glücklich im Hafen von Dieppe landeten.

Einige Geschichtsschreiber erzählen, Verrazano sei in Labrador von den wilden Eingeborenen gefangen und aufgezehrt worden. Es erscheint das schon deswegen unmöglich, weil der Genannte von Dieppe

aus an Franz I. einen Bericht über die eben erzählte Reise absendete. Uebrigens sind die Indianer dieser Gegenden keine Menschenfresser. Andere Autoren erzählen, wir wissen nicht, auf Grund welcher Documente oder unter welchen Umständen, daß Verrazano den Spaniern in die Hände gefallen und nach Spanien gebracht worden sei, wo man ihn zuletzt gehenkt hätte. Das Richtigste ist wohl, einfach einzugestehen, daß wir von den späteren Verhältnissen Verrazano's nichts wissen und auch von der Anerkennung nichts erfahren haben, die ihm eine so ausgedehnte Reise erwerben mußte. Vielleicht findet einmal noch ein Gelehrter, wenn er unsere noch keineswegs erschöpften Archive durchsucht, weitere zuverlässige Documente; für setzt bleibt Ramusio's Bericht die einzige brauchbare Quelle.

Zehn Jahre später faßte ein Kapitän aus St. Malo, Namens Jacques Cartier und geboren am 21. December 1484, den Plan, in den nördlichen Theilen Amerikas eine Niederlassung zu gründen. Freundlich

empfangen von dem Admiral Philippe de Cabot und Franz I., welcher den Artikel des Testamentes von Adam zu sehen wünschte, der ihn bezüglich der Neuen Welt zu Gunsten der Könige von Spanien und Portugal enterbte, verließ Cartier Saint-Malo am 20. April 1534. Das Schiff, welches ihn trug, maß nicht mehr als sechzig Tonnen und hatte einundsechzig Mann Besatzung. Nach ungemein glücklicher Seefahrt von nur zwanzig Tagen gelangte Cartier bei Belle-Vue nach Neufundland; darauf segelte er nach Norden bis zur Insel der Vögel weiter, die er von zersprungenem und halbgeschmolzenem Eise umgeben fand, wo es ihm jedoch gelang, fünf bis sechs Tonnen Proviant an Taucherenten, Mönchstauchern und Pinguins zu sammeln, ohne das zu rechnen, was in frischem Zustande verzehrt wurde. Er untersuchte dabei das ganze Ufer der Insel, welche jener Zeit noch eine Menge bretonischer Namen aufwies, ein Beweis, daß bretagnische Schiffe diese gewiß mehrfach besucht haben müssen. Ferner drang Cartier

in den Sund von Belle-Isle ein, der den Continent von der Insel Neufundland trennt, und gelangte in den Golf des St. Lorenzo. An der ganzen Küste fanden sich treffliche Häfen. »Wenn das Land selbst so gut wäre wie die Häfen, sagt der Seefahrer aus St. Malo, so wäre das wirklich ein Glück; man darf es aber kaum ein »Land« nennen; es besteht in der Hauptsache aus Strandkieseln und wildzerklüfteten Felsen, welche höchstens wilden Thieren zum Aufenthalt dienen könnten; soweit der Blick nach Norden reichte, hab' ich nicht so viel Erde gesehen, um damit einen Schubkarren anfüllen zu können.« Nachdem er das Festland an mehreren Stellen angelaufen, wurde Cartier durch einen Sturm nach der Westküste von Neufundland zurückverschlagen, von wo aus er die Caps Royal, de Lait, die Columbaren, das Cap St. Jean, die Madelaine-Inseln, die Mirannichi-Bai am Continente besuchte.

Hier traten sie in einige Beziehungen zu den Eingeborenen, welche »eine große

Freude zu erkennen gaben, Eisenwaaren und andere Dinge zu erhalten, und immer tanzten und verschiedene Ceremonien beobachteten, indem sie sich z. B. mit den Händen Meerwasser über den Kopf schütteten; sie gaben uns Alles, was sie hatten, und behielten gar nichts für sich.« Am nächsten Tage stellte sich noch eine weit größere Menge Wilder ein und die französischen Seeleute erwarben sich viele Pelze und Thierfelle. Nachdem er die Bai der Wärme untersucht, langte Cartier bei dem Anfang der Mündung des St. Lorenzo an, wo er Eingeborne zu Gesicht bekam, welche den früher Gesehenen weder der Gestalt noch der Sprache nach ähnelten. »Diese verdienten mit Recht den Namen Wilder, wenigstens dürften sich ärmere Leute in der ganzen Welt nicht wiederfinden, ja, ich glaube, sie besaßen Alle zusammen nicht den Werth von fünf Sous, wenn man von ihren Booten und Netzen absieht. Den Kopf tragen sie vollständig glatt geschoren bis auf einen Büschel Haare auf dem Schädel, den sie so lang wie einen Pferdeschwanz wachsen

lassen und am Hinterhaupte mit Senkeln aus Leder befestigen. Sie kennen keine andere Wohnung als unter ihren Booten, welche sie dazu umkehren und sich darunter auf der Erde ohne irgend welche Decke ausstrecken.« Nachdem Jacques Cartier an dieser Stelle ein großes Kreuz errichtet, erhielt er die Zustimmung des Häuptlings der Wilden, zwei Kinder mitzunehmen, die er bei der nächsten Reise wiederzubringen versprach. Dann steuerte er den Kurs nach Frankreich und lief am 5. September 1534 in St. Malo ein.

Im folgenden Jahre verließ Cartier am 19. Mai Saint-Malo an der Spitze eines bewaffneten Geschwaders von drei Fahrzeugen, welche die »Grande« und die »Petite Hermine« und die »Emerillon« hießen, auf welchen sich auch mehrere gebildete Edelleute mit eingeschifft hatten, von denen wenigstens Charles de la Pomineraye und Claude de Pont-Briant, Sohn des Freiherrn von Moncevelles und Mundschenk des Dauphins, besonders erwähnt zu werden verdienen. Gleich zu

Anfang ward das Geschwader zerstreut und konnte sich erst bei Neufundland wieder zusammenfinden. Nachdem er an der Insel der Vögel und im Hafen Blanc-Sablon an der Bai des Chateaux gelandet war, fuhr Cartier nochmals in die Mündung des San-Lorenzo ein. Hierin entdeckte er die Insel Nasticotex, welche wir Anticoste nennen, und segelte in einen großen Fluß, Namens Hochelaga, der nach Canada führt. An den Ufern dieses Flusses liegt das Gebiet von Saguenay, woher das rothe Kupfer stammt, das die beiden bei der ersten Reise mitgenommenen Wilden Caquetdaze nannten. Bevor er jedoch den San-Lorenzo selbst weiter hinaufsegelte, wollte er den ganzen Golf eingehender in Augenschein nehmen, um sich Gewißheit darüber zu verschaffen, ob er nicht eine Passage nach Norden zu böte. Darauf kehrte er nach der Bai der Sieben Inseln zurück, fuhr in den Fluß ein und erreichte bald das Ufer des Saguenay, der sich von Norden her in den San-Lorenzo ergießt. Als er etwas weiter hin an vierzehn Inseln vorübergekommen war, gelangte er nach dem Gebiete von

Canada, das vor ihm noch kein Reisender besucht hatte. Am nächsten Tage schon kam der Beherrscher von Canada, Namens Donnaconna, mit zwölf Barken und begleitet von sechzehn Leuten in die Nähe der Schiffe. Er begann zuerst vor dem kleinsten derselben eine lange Rede oder Predigt, wie sie hier Sitte sein mochte, wobei er den Rumpf und die Gliedmaßen wahrhaft wunderbar verrenkte, was ein Ausdruck der Freude und Befriedigung sein sollte. Als er an das Schiff des Anführers gekommen war, auf dem sich auch die beiden aus Frankreich mit zurückgekehrten Indianer befanden, sprach der Fürst auf sie und sie wieder auf ihn. Sie begannen zu erzählen, was sie in Frankreich gesehen, und lobten die gute, ihnen zu Theil gewordene Behandlung, worüber sich der Fürst ausnehmend freute und den Kapitänen bat, ihm seine Arme zu geben, um diese zu küssen und an sich zu drücken, wodurch man in genanntem Lande seiner Zärtlichkeit Ausdruck verleiht. Der Boden von Stadacone oder St. Charles ist fruchtbar und voller schöner Bäume, etwa von

denselben Arten, wie die in Frankreich, z. B. Eichen, Ulmen, Pflaumenbäume, Taxus, Cedern, Weinstöcke und Hagedorn, welche Früchte tragen, so groß wie Reine-Clauden, und noch andere Bäume, unter denen ein ebenso schöner Hanf wächst wie in Frankreich.« Mit den Barken und der Gallion gelangte Cartier endlich bis zu der Stelle, an der das heutige Richelieu liegt, ferner noch einen von dem Strom gebildeten großen See, den See Saint-Pierre, und endlich nach Hochelaga oder Montreal, d. h. bis in eine Entfernung von zweihundert Meilen von der Mündung des San-Lorenzo. Hier fand man »bearbeitete Ländereien und viel herrliche, mit einheimischem Weizen bestandene Felder, der der Hirse von Brasilien ähnlich und ebenso groß, wenn nicht größer wie Erbsen ist, von dem sie ebenso leben wie wir von unserem Getreide. Mitten in diesen Feldern liegt die schon genannte Stadt Hochelaga neben und an einem sie völlig umschließenden Hügel, der trefflich angebaut, und zwar nicht hoch ist, aber

doch eine sehr ausgedehnte Fernsicht bietet.  
Wir tauften diesen Berg Mont-Royal.«

Der Empfang, den Jacques Cartier fand, gestaltete sich so herzlich wie möglich. Der Häuptling oder Aguhamha, der an allen Gliedern gelähmt war, bat den Kapitänen, ihn zu berühren, als erwartete er davon eine Heilung seines Gebrechens. Ferner drängten sich Blinde, Einäugige, Lahme und Geschwächte in Jacques Cartier's Nähe, um sich von ihm anrühren zu lassen, als glaubten sie, in ihm sei ein Gott herabgekommen, der sie müsse heilen können. »Als der Kapitän die Frömmigkeit und Gläubigkeit des Volkes sah, las er das Evangelium St. Johannes, *In principis u. s. w.*, zum Theil vor, machte über die armen Kranken das Zeichen des Kreuzes und flehte zu Gott, daß er ihnen die Erkenntniß unseres heiligen Glaubens verleihen und sie der Gnade der christlichen Gemeinschaft und der Taufe theilhaftig werden lassen möge. Dann ergriff der Kapitän ein Horenbuch und las daraus die Passionsgeschichte Unseres Herrn und

Heilandes laut und so ergreifend vor, daß ihn Alle verstehen konnten, denn das arme Volk verhielt sich dabei ganz still, blickte gen Himmel und ahmte dieselben Ceremonien nach, die es uns vornehmen sah.« Nach Besichtigung des Landes, das man bis dreißig Meilen im Umkreis von der Höhe des Mont-Royal überschauen konnte, und nach Einholung einiger Kenntniß über die Fälle und Stromschnellen des St.

Lorenzo, begab sich Jacques Cartier nach Canada zurück, wo er bald wieder bei seinen Schiffen eintraf. Wir verdanken ihm die ersten Nachrichten über den Rauchtabak, der nicht im ganzen Gebiete der Neuen Welt in Gebrauch gewesen zu sein scheint. »Sie haben ein Kraut, sagt er, von dem sie den Sommer über für den Winter eine große Menge ansammeln; sie schätzen dasselbe hoch und die Männer machen davon in folgender Weise Gebrauch: sie lassen es an der Sonne trocknen, und tragen es in einem kleinen Lederbeutel am Halse mit einer Art Horn aus Stein oder Holz; dann zerkleinern sie das betreffendedürre Kraut zu Pulver und

bringen dasselbe in das eine Ende jenes Hörnchens; nachher legen sie eine glühende Kohle darauf und saugen durch das andere Ende, wobei sie den ganzen Körper mit Rauch erfüllen, so daß er ihnen aus Mund und Nase, wie aus Schornsteinöffnungen, wieder herausdringt. Wir haben genannten Rauch auch versucht, uns schien er jedoch, wenn wir davon etwas im Munde hatten, als wäre Pfeffer darin, so brennend kam er uns vor.« Im December wurden die Eingeborenen von Stadacone von einer ansteckenden Krankheit befallen, nämlich vom Scorbust. »Genannte Krankheit gewann gegen Mitte Februar auf unserem Schiffe eine solche Verbreitung, daß unter dem Bestand von hundertzehn Mann kaum zehn noch gesund waren.« Weder Bitten und Gebete, noch Gelübde zu Notre-Dame de Roquamadour brachten die ersehnte Erleichterung. Bis zum 18. April starben fünfundzwanzig Franzosen, und nicht Vier gab es, welche von der Krankheit überhaupt niemals ergriffen worden waren. Da belehrte ein Häuptling der Wilden aber Jacques Cartier, daß die Abkochung und der

Saft eines gewissen Baumes, unter dem man die kanadische Weide oder Berberitze zu erkennen geglaubt hat, sich hierin sehr heilsam erwiesen habe. Sobald Zwei oder Drei die wohlthätigen Wirkungen dieses Mittels an sich erprobt hatten, »entstand ein so heftiges Verlangen nach dieser Arznei, daß man sich fast umbrachte, nur um zuerst davon zu erhalten; so daß ein Baum, der an Größe und Dicke alle übertraf, die mir jemals vor Augen gekommen sind, binnen acht Tagen aufgebraucht war, und eine so unbestreitbare Wirkung äußerte, daß, wenn alle Aerzte von Louvain und Montpellier mit allen Droguen Alexandriens bei der Hand gewesen wären, sie nicht so viel in einem Jahre ausgerichtet hätten, wie genannter Baum in acht Tagen.«

Als Cartier einige Zeit darauf zu bemerken glaubte, daß Donnaconna einen Aufstand gegen die Franzosen anzuzetteln suchte, ließ er diesen nebst neun anderen Wilden ergreifen, um sie nach Frankreich zu bringen, wo sie jedoch bald starben. Am 6. Mai ging er im Hafen von St. Croix unter

Segel, fuhr den San-Lorenzo hinab und langte nach einer durch keinerlei Zwischenfälle gestörten Seefahrt am 16. Juli 1536 in St. Malo an.

Franz I. beschloß in Folge des Berichtes, den ihm der Kapitän von seiner Reise erstattete, das Land tatsächlich in Besitz zu nehmen. Nach Ernennung Fran ois de la Roque's, Freiherrn von Roberval, zum Vicek onig von Canada, r stete er f nf Schiffe mit Proviant und Schie bedarf f r zwei Jahre aus, welche Roberval und eine gewisse Zahl Soldaten, Handwerker und Edelleute nach der neuen Kolonie  berf hren sollten. Am 23. Mai 1541 lichtete das Geschwader die Anker, brauchte aber in Folge widriger Winde drei volle Monate, um nach Neufundland zu gelangen. Cartier erreichte den Hafen von St. Croix am 23. August. Sobald er seine Ladung gel scht, schickte er zwei seiner Schiffe nach Frankreich mit einem Briefe an den K onig zur ck, der diesem meldete, was bis jetzt geschehen, da  der Freiherr von Roberval noch nicht angekommen und

man nicht wisse, was ihm widerfahren sei. Dann ging er daran, einiges Land urbar machen zu lassen, erbaute ein Fort und legte den Grundstein zu der Stadt Quebec. Nachher brach er in Begleitung Martin de Painpont's und einiger Edelleute auf, zog nach Hochelaga und nahm die drei Fälle von St. Marie, von China und von St. Louis näher in Augenschein. Bei der Rückkehr nach St. Croix traf er Roberval, der inzwischen angekommen war, und segelte im Oktober 1542 wieder nach St. Malo heim, wo er wahrscheinlich zehn Jahre später mit Tod abging. Die neue Kolonie fristete, als Roberval bei einer zweiten Reise umgekommen war, mühselig das Leben und bestand eigentlich nur aus einem Handelscomptoir bis zum Jahre 1608, der Zeit der Gründung Quebecs durch de Champlain, dessen Thaten und Entdeckungen wir im Weiteren erzählen werden.

Wir sahen eben, wie Cartier, der zuerst zur Aufsuchung einer Nordwest-Passage ausgezogen war, dazu kam, das Land, in

dem er sich befand, in Besitz zu nehmen und die Anfänge der Kolonie von Canada in's Leben zu rufen. In England entstand eine ähnliche Bewegung durch die Schriften Sir Humphrey Gilbert's und Richard Will's. Diese gewannen zuletzt die öffentliche Meinung und suchten darzuthun, daß es nicht schwieriger sei, jene Passage zu finden, als die Magellan-Straße zu entdecken. Einer der thätigsten Eiferer für die Aufsuchung derselben war ein kühner Seemann, Namens Martin Frobisher, der, nachdem er sich vorher vergeblich an viele reiche Rheder gewendet hatte, endlich in Ambroise Dudley, Graf von Warwik und Günstling der Königin Elisabeth einen Protector fand, dessen pecuniäre Unterstützung ihn in den Stand setzte, eine Pinasse und zwei erbärmliche Barken von zwanzig bis fünfundzwanzig Tonnen auszurüsten. Mit so schwachen Mitteln wollte der unerschrockene Seeheld dem Eise jener Gegenden trotzen, welche seit der Normannen-Zeit Niemand besucht hatte. Von Deptford am 8. Juli 1576 abgefahren, kam er nach dem südlichen

Theile Grönlands, das er für Zeno's Frisland ansah. Bald sah er sich durch Eismassen aufgehalten, mußte bis Labrador zurückweichen, ohne daselbst landen zu können, und segelte durch die Hudson-Straße. Nach Berührung der Inseln Savage und Resolution, drang er in den Sund ein, der seinen Namen erhalten hat, von einigen Geographen aber auch die Lunley-Straße genannt wird. Er betrat das Gestade von Cumberland, ergriff im Namen der Königin Elisabeth Besitz von dem Lande und knüpfte mit den Eingeborenen einige Verbindungen an. Bei der schnellen Zunahme der Kälte mußte er nach England umkehren. Frobisher's Ausbeute an wissenschaftlicher und geographischer Erkenntniß der von ihm besuchten Länder war nur von sehr zweifelhaftem Werthe; einen höchst schmeichelhaften Empfang erwarb er sich aber doch durch Vorweisung eines schwarzen und sehr schweren Steines, in welchem man etwas Gold fand. Wie schnell erregte das die Phantasie des Volkes! Mehrere Große, ja die Königin selbst, steuerten die Kosten für ein neues

Geschwader zusammen, das aus einem Schiffe von 200 Tonnen und 100 Mann Besatzung, nebst zwei kleineren Barken bestehen sollte, welche für sechs Monate Kriegs- und Mundvorräthe mitnahmen. Martin hatte erfahrene Seeleute unter sich, wie Fenton, Jork, Georges Beste und C. Hall. Am 31. Mai 1577 ging die Expedition unter Segel, lief Grönland an, dessen Berge sich mit Schnee bedeckt zeigten und dessen Ufer ein breiter Eisrand umschloß. Das Wetter war schlecht. Außerordentlich dichte Nebel, so dick wie Erbsenbrei, würden englische Matrosen sagen, Eisinseln von einer halben Meile Umfang, schwimmende Berge, welche siebzig bis achtzig Faden tief in's Meer tauchten, das waren die Hindernisse, welche es Frobisher unmöglich machten, den von ihm bei der vorigen Reise entdeckten Sund vor dem 9. August zu erreichen. Man nahm nun von dem Lande Besitz und verfolgte zu Wasser wie zu Lande einige arme Eskimos, welche »bei diesen Kämpfen verwundet, in ihrer Verzweiflung von hohen Felsen in's Meer sprangen, sagt Förster in seinen »Reisen im

Norden», was nicht nöthig gewesen wäre, wenn sie sich etwas unterwürfiger gezeigt oder wir ihnen hätten begreiflich machen können, daß wir ja gar nicht eigentlich als Feinde zu ihnen kämen». Bald fand man eine große Menge solcher Steine, deren Proben in England so angestaunt worden waren. Diese gehörten zu einer Gold-Wismuthart und man beeilte sich, davon zweihundert Tonnen zu verladen. In ihrer Freude errichteten die englischen Seeleute eine Erinnerungssäule auf einem spitzen Hügel, dem sie den Namen Warwick-Moum beilegten, während sie jene mit besonderen Feierlichkeiten einweihten. Frobisher steuerte nun in demselben Sunde noch etwa dreißig Meilen hinauf bis zu einer kleinen Insel, welche den Namen Smith's Island erhielt. Hier fanden die Engländer zwei Frauen, deren eine sie sammt ihrem Kinde mit sich nahmen, die andere aber ihrer wirklich abschreckenden Häßlichkeit wegen unbehelligt laufen ließen. Eine Folge des damals herrschenden Aberglaubens und der entsetzlichen Unkenntniß, glaubten sie, die Frau habe Spaltfüße. Sie mußte also

ihre Fußbekleidung ablegen, um jene zu überzeugen, daß sie ganz ebenso gestaltete Füße habe wie andere Menschen. Da die Kälte noch weiter zunahm und Frobisher seine vermeintlichen Schätze nicht gefährden wollte, verzichtete er für diesmal darauf, die Nordwest-Passage noch länger zu suchen. Er segelte also nach England zurück, wo er nach einem Sturme, der seine Schiffe voneinander riß, gegen Ende September eintraf. Der Mann, die Frau und das Kind, deren man sich bemächtigt, wurden der Königin vorgestellt. Man erzählt bei dieser Gelegenheit auch, daß der Wilde, als er in Bristol Frobisher's Trompeter zu Pferde erblickte, es diesem habe nachthun wollen und sich mit dem Gesicht nach dem Schwanz des Thieres auf ein Pferd geschwungen habe. Mit großer Neugier betrachtet, erhielten die Wilden von der Königin die Erlaubnis, auf und an der Themse allerhand Vögel zu fangen und unter Anderem auch sogar Schwäne, was sonst Jedermann bei schwerer Strafe verboten war. Uebrigens

lebten sie nicht lange und starben, bevor das Kind fünfzehn Monate zählte.

Man hatte sich bald nochmals überzeugt, daß die von Frobisher mitgebrachten Steine in der That Gold enthielten. Ein Fieber, ja ein wahres Delirium erfaßte nun die ganze Nation, vorzüglich die oberen Classen. Man hatte ein Peru, ein Eldorado gefunden! Trotz ihres sonst so nüchtern-praktischen Sinnes gab auch die Königin Elisabeth dem Strome der öffentlichen Meinung nach. Sie beschloß zunächst, in dem neu entdeckten Lande ein Fort zu errichten, für das sie den Namen *Meta incognita* (unbekannte Grenze) bestimmte, und dorthin neben hundert Mann Besatzung unter dem Befehle der Kapitäne Fenton, Beste und Filpot, drei Schiffe zu entsenden, welche jene kostbaren Steine als Fracht einnehmen sollten. Jene hundert Mann wurden mit großer Sorgfalt ausgewählt; es waren das Fleischer, Zimmerleute, Maurer, Goldraffineure, während Andere verschiedenen Gewerken zugehörten. Die ganze Flotte bestand aus fünfzehn Schiffen,

welche Harvich am 31. Mai 1578 verließen. Zwanzig Tage später bekam man die Ostküsten Frislands zu Gesicht. In zahlloser Gesellschaft schwärmt die Walfische rings um die Fahrzeuge. Man erzählt sogar, daß ein von recht günstigen Winden getriebenes Schiff so heftig gegen einen Walfisch stieß, daß es plötzlich still stand, während jener, nachdem er einen lauten Schrei ausgestoßen, aus dem Wasser emporgeschnellt und dann in der Tiefe verschwunden sei. Zwei Tage später traf die Flotte einen todten Walfisch an, und man glaubte allgemein, es sei der, an welchen die »Salamandre« angestoßen hatte. Als Frobisher vor dem, seinen Namen führenden Sunde angelangt war, sah er diesen von Eisschollen bedeckt. Die Barke »Dennis« von 100 Tonnen, sagt Georges Beste's alter Bericht, »erhielt von einer solchen Scholle einen derartigen Stoß, daß sie angesichts der ganzen Flotte in kürzester Zeit versank«. Bald nach diesem Unfall »erhob sich unerwartet ein heftiger Sturm aus Südosten, die Schiffe wurden von allen Seiten von Eis umschlossen, kamen zwar

an vielen Schollen vorüber, sahen aber immer noch mehr vor sich, durch welche sie unmöglich hindurchdringen konnten. Einige, welche vielleicht einen etwas freieren Weg und offenes Wasser gefunden hatten, setzten dann Segel bei und suchten dieser gefährlichen Stelle zu entfliehen; Andere hielten einfach an und gingen an einer größeren Eisscholle vor Anker. Diese letzteren wurden aber so schnell durch eine Unzahl von Eisinseln und Treibeis-Bruchstücken eingeschlossen, daß die Engländer sich gezwungen sahen, sich und ihre Schiffe auf gut Glück dem Eise zu überlassen, während sie die Seiten der Fahrzeuge noch mit Tauen, Kiffen, Masten, Planken und allerlei anderen Gegenständen zu schützen versuchten, die man an denselben herabhängen ließ, um die fürchterlichen Stöße desandrängenden Eises wenigstens zu schwächen.

»Frobisher selbst wurde aus seinem Kurse geworfen. Da es ihm unmöglich war, sein Geschwader wieder zu treffen, fuhr er an der Küste Grönlands weiter durch die

Straße, welche später den Namen Davis-Straße erhielt, und drang bis nach der Bai Comtesse-Warwik vor. Nachdem er seine Schiffe mit dem eigentlich zur Erbauung von Wohnhäusern bestimmten Holze ausgebessert, lud er fünfhundert Tonnen solcher Steine, wie er schon früher mit heimgebracht hatte. Da er nun aber die Jahreszeit schon zu vorgeschritten hielt und auch die Wahrnehmung machte, daß der Mundvorrath theils aufgezehrt, theils mit der »Dennis« verloren, das Holz zu etwaigen Wohnungen bei der Reparatur der Fahrzeuge aber verbraucht worden war und er überdies vierzig Mann verloren hatte, schlug er am 31. August den Weg nach England wieder ein. Unwetter und Stürme begleiteten ihn bis zum Gestade der Heimat.« An neuen Entdeckungen lieferte diese Expedition allerdings nicht das geringste Ergebniß, und auch die mit so großer Gefahr erlangten Gesteine erwiesen sich als werthlos.

Das war die letzte arktische Reise  
Frobisher's Im Jahre 1585 finden wir ihn als

Viceadmiral Drake's wieder; 1588 zeichnete er sich gegen die unbezwingliche Armada aus; 1590 begleitet er die Flotte Walter Raleigh's nach den Küsten von Spanien; endlich wird er bei einer Landung in Frankreich verwundet und stirbt, noch bevor er im Stande ist, sein Geschwader nach Portsmouth zurückzuführen.

Leitete die Reisen Frobisher's nur die Sucht nach Gewinn, so darf man nicht den Seefahrer, sondern muß dafür den Geist der Zeit verantwortlich machen. Jedenfalls hat er unter schwierigen Umständen und mit Hilfsmitteln, deren Unzulänglichkeit uns nur ein Lächeln abnöthigt, achtungswerte Proben von Muth, Gewandtheit und Ausdauer abgelegt. Ohne Zweifel gebührt Frobisher der Ruhm, seinen Landsleuten den Weg gezeigt und die ersten Entdeckungen in jenen Theilen der Erde gemacht zu haben, in denen England sich später noch so ehrenvoll auszeichnen sollte.

Mußte man auch auf die Hoffnung verzichten, in den Polargebieten ebenso

goldreiche Gegenden wie etwa Peru aufzufinden, so war das doch noch kein Grund, die Aufsuchung einer Nordwest-Passage nach China aufzugeben. Die erfahrensten Seeleute theilten diese Anschauung, welche unter den Kaufleuten Londons stets viel Anhänger zählte. Mit Unterstützung mehrerer hoher Persönlichkeiten wurden also wiederum zwei Schiffe, die »Sunshine« von 50 Tonnen mit dreiundzwanzig Mann Besatzung, und die »Moonshine« von 35 Tonnen ausgerüstet, welche Portsmuth am 7. Juni 1585 unter der Führung John Davis' verließen.

Dieser entdeckte den Eingang zu der Meerenge, die seinen Namen erhielt, und segelte mitten durch ungeheure Eisfelder, doch erst nachdem sich seine durch die Stöße der Schollen und das Krachen der Eisblöcke erschreckte Mannschaft daran ein wenig gewöhnt hatte. Am 20. Juli bekam Davis Desolationsland zu Gesicht, ohne hier anlaufen zu können. Neun Tage später begab er sich nach der Gilbert-Bai, wo er

mit der sehr friedlichen Bevölkerung gegen einige Kleinigkeiten Seekalbhäute und Pelzfelle eintauschte. Diese Eingebornen strömten wenige Tage später in so großer Anzahl herbei, daß nicht weniger als siebenunddreißig Canots die Schiffe Davis' umschwärmten. Hier beobachtete der Seemann auch ansehnliche Mengen schwimmenden Holzes, darunter einen ganzen Baum von sechzig Fuß Länge. Am 6. August ging er in der Nähe eines goldfarbigen Berges in der Tottneß-Bai, dem er den Namen Raleigh gab, vor Anker; gleichzeitig taufte er zwei Caps des Festlandes von Cumberland, welchen er die Namen Dyer- und Walsingham-Cap beilegte.

Noch elf Tage lang segelte Davis in einem eisfreien, ausgedehnten Meere, dessen Wasser die Farbe der Oceanwellen hatte, nach Norden weiter. Schon glaubte er in dem Meere zu sein, das mit dem Pacificischen Ocean communicirte, als die Witterung plötzlich umschlug und so trüb und dunstig wurde, daß er sich zur

Rückkehr nach Narmvuth gezwungen sah,  
wo er am 30. September landete.

Davis besaß das Geschick, seine Rheder mit derselben Hoffnung zu erfüllen, die ihn selbst beseelte. Am 7. Mai des folgenden Jahres (1586) reiste er auch wiederum mit den beiden Schiffen ab, welche zur vorigen Expedition gedient hatten; zu diesen traten jedoch noch die »Mermaid« von 120 Tonnen und die Pinasse »North-Star« hinzu. Als er die Südspitze Grönlands am 25. Juni erreichte, beorderte Davis die »Sunshine« und »North-Star« nach Norden zu gehen, um an der Ostküste eine Durchfahrt zu suchen, während er denselben Weg wie im verwichenen Jahre einschlug und in die Meerenge eindrang, die bis zum 69. Grade der Breite seinen Namen führt. Dieses Mal zeigte sich aber viel mehr Eis, und am 17. Juli begegnete die Expedition einem Eisfelde von solcher Größe, daß sie dreizehn Tage längs des Randes desselben hinsegelte. Der Wind wurde, wenn er über diese Eiszüste strich, so kalt, daß Tauwerk und Segel gefroren

und die Matrosen sich weigerten, noch weiter zu gehen. Er mußte nach Südsüdosten umkehren. Hier untersuchte Davis ganz Cumberland, ohne die gesuchte Durchfahrt zu finden, und schlug nach einem Scharmützel mit den Eskimos, das ihm drei Todte und zwei Verwundete kostete, wieder den Weg nach England ein.

Obwohl seine Bemühungen auch diesmal nicht von Erfolg gekrönt wurden, verlor Davis dennoch die Hoffnung nicht, wie ein von ihm an die »Compagnie« gerichteter Brief beweist, in welchem er sich äußert, daß er die Möglichkeit einer Durchfahrt fast bis zur Gewißheit erprobt habe. In der Voraussicht, daß es dennoch schwer halten würde, die Absendung einer neuen Expedition durchzusetzen, fügte er hinzu, daß die Kosten des Unternehmens reichlich durch die Ausbeute an Walrossen, Robben und Walfischen gedeckt werden würden, welche Thiere hier in so großer Zahl vorkämen, als hätten sie in diesen Gewässern ihre Quartiere aufgeschlagen. Wirklich ging er am 15. Mai 1587 noch

einmal mit der »Sunshine« und der »Elisabeth« von Darmouth und der »Helene« von London unter Segel. Dieses Mal gelangte er noch höher hinauf als je vorher, denn er erreichte  $72^{\circ} 12'$  nördliche Breite, d. h. etwa die Breite von Uppernavik, und bekam auch Handerson's Hope in Sicht. Vom Eise aufgehalten, mußte er nun rückwärts steuern, wobei er durch den Frobisher-Sund segelte und nach Durchmessung eines weiten Golfes unter  $61^{\circ} 10'$  in Sicht eines Caps kam, dem er den Namen Chudleigh gab. Dieses Vorgebirge gehört übrigens zur Küste von Labrador und bildet den südlichen Eingang der Hudsons-Bai. Nachdem er längs des Gestades Amerikas bis herab zum 62. Grade gekommen, schlug Davis den Weg nach England ein, wo er am 15. September glücklich wieder eintraf.

War das eigentliche Problem aller dieser Fahrten auch nicht gelöst worden, so hatte man doch sehr wichtige Resultate erzielt, denen man damals freilich keinen so hohen Werth beilegte. Fast die Hälfte der Baffins-

Bai ward erforscht und man erlangte verlässliche Kenntnisse über deren Ufer und die Völkerschaften, welche daselbst wohnten. Vom geographischen Gesichtspunkte aus darf man diese Ergebnisse gewiß nicht gering anschlagen, wenn sie die Kaufleute der City auch erklärlicher Weise nicht besonders befriedigten. Die Engländer stellten deshalb alle weiteren Versuche, durch den Nordosten vorzudringen, ziemlich lange Zeit gänzlich ein.

Jetzt trat ein neues Volk auf den Schauplatz. Kaum von dem Juche Spaniens befreit, inauguirirten die Holländer ihre geschickte Handelspolitik, die ihrem Vaterlande ungeahnte Macht und Wohlstand verleihen sollte, durch wiederholt abgesendete Expeditionen, welche nach Nordosten segelnd einen Weg nach China aufsuchen sollten; dasselbe Project also, das auch Cabot schon früher aufgestellt und das England den russischen Handel eröffnet hatte. Mit ihrem praktischen Instinct wußten sich die Holländer bezüglich des

englischen Seewesens stets auf dem Laufenden zu erhalten, sie hatten in Kola und Archangel sogar Comptoirs errichtet, doch sie wollten noch weiter gehen und neue Absatzwege suchen. Da das Karische Meer ihnen zu viel Schwierigkeiten zu bieten schien, beschlossen sie auf den Rath des Kosmographen Plancius, nördlich von Nowaja-Semlja einen Weg aufzusuchen. Die Kaufleute Amsterdams wendeten sich also an einen erfahrenen Seemann, den auf der Insel Terschelling, in der Nähe von Texel geborenen Wilhelm Barentz. Dieser segelte im Jahre 1594 von Texel mit der »Mercure« ab, umschiffte das Nordcap, kam an der Insel Waigatz vorüber und befand sich am 4. Juli in Sicht der Küste von Nowaja-Semlja unter  $73^{\circ} 25'$  der Breite. Er fuhr längs der Küste weiter, ging am 10. Juli um das Cap Nassau und traf drei Tage später auf das erste Eis. Bis zum 3. August versuchte er sich Bahn zu brechen, indem er von den verschiedensten Seiten gegen das Eis anfuhr, und bis zu den Orange-Inseln am Ende von Nowaja-Semlja zurückwich, wobei er unter

einundneunzigmaliger Veränderung seines Kurses 1700 Meilen zurücklegte.

Kaum jemals dürfte wohl ein Seefahrer eine solche Ausdauer bewiesen haben. Hierzu kommt noch, daß er bei diesen langen Kreuz- und Querzügen die Breiten vieler einzelner Punkte astronomisch mit merkwürdiger Genauigkeit bestimmte. Endlich verlangte die, dieses unfruchtbaren Kampfes müde Mannschaft ihre Entlassung und er mußte nach Texel zurückkehren.

Die erreichten Resultate wurden für so wichtig gehalten, daß die Staaten von Holland im nächstfolgenden Jahre Jakob von Heemskerke mit dem Kommando über sieben Schiffe betrauteten, zu deren ersten Piloten Barentz ernannt wurde. Nachdem dieses Geschwader verschiedene Punkte Nowaja-Semljas und Asiens angelaufen, mußte es vor dem Eise zurückweichen, ohne daß irgend eine bedeutende Entdeckung gemacht worden war, und am 18. September nach Holland umkehren.

Gewöhnlich ist Regierungen nicht die Ausdauer eigen wie Privatpersonen. Die immerhin beträchtliche Flotte des Jahres 1595 hatte eigentlich nichts ausgerichtet und doch enorme Summen gekostet. Das reichte hin, die Generalstaaten zu entmuthigen. Jetzt traten aber die Kaufleute Amsterdams an die Stelle der Regierung, welche sich begnügte, dem Entdecker einer nordöstlichen Durchfahrt einen Preis zuzusichern, und rüsteten zwei Fahrzeuge aus, deren Oberbefehl sie Heemskerke und Johann Cornelissen Ripp übergaben. Barentz führte zwar nur den Titel eines Piloten, war aber in der That der eigentliche Führer des Ganzen. Der Berichterstatter über diese Reise, Gerrit de Veer, war ebenfalls als Hochbootsmann mit eingeschifft.

Am 10. Mai 1596 verließen die Holländer Amsterdam, kamen an den Shetlandsinseln und den Färöern vorüber und sahen am 6. Juni das erste Eis, »worüber wir sehr erstaunt waren, da wir es für weiße Schwäne gehalten hatten«. Im Süden von

Spitzbergen, in der Gegend der Bäreninseln, gingen sie am 11. Juni an's Land. Hier sammelten sie eine große Menge Mövener und erlegten, etwas entfernt von dem Strande, mit großer Mühe einen weißen Bären, der dem von Barentz entdeckten Lande den Namen verleihen sollte. Am 19. Juni ankerten sie wieder bei einem ausgedehnten Lande, das sie für einen Theil Grönlands ansahen, und dem sie, seiner spitzen Berge wegen, den Namen Spitzbergen beilegten; sie nahmen auch einen beträchtlichen Theil von dessen Ostküste näher in Augenschein. Vom Eise zur Rückkehr bis zur Bäreninsel genöthigt, trennten sie sich hier von Johann Ripp, der noch einen Versuch machen sollte, gegen Norden vorzudringen. Am 11. Juli befanden sie sich in den benachbarten Gewässern des Caps Kanin und erreichten fünf Tage später die Westküste von Nowaja-Semlja, das damals übrigens Willoughby-Land hieß. Nun wechselten sie wieder den Kurs, segelten nach Norden und langten am 19. bei der Insel Croix an, wo das am Ufer noch festhaftende Eis ihnen den Weg

versperrte. Hier verweilten sie bis zum 4. August und umschifften zwei Tage später das Cap Nassau. Nach mehreren Wechselfällen, deren Aufzählung zu weit führen würde, erreichten sie die Orange-Inseln am nördlichen Ende Nowaja-Semljas. Von hier aus gingen sie längs der Ostküste hinab, sahen sich aber bald gezwungen, einen Hafen anzulaufen, wo sie vom Eise vollständig eingeschlossen wurden und »wo sie bei strengster Kälte und unter bitterem Mangel und Entbehrungen aller Art den ganzen Winter hinbringen mußten«. Man schrieb damals den 26. August. »Am 30. begannen unter starkem Schneegestöber die Eisschollen um unser Schiff sich aufzuthürmen. Letzteres wurde dabei aufgehoben und ringsum eingeschlossen, so daß Alles, was rund umher in der Nähe war, furchtbar zu krachen und zu knacken anfing. Es schien, als müsse das Schiff in tausend Stücke gehen; mit einem Wort, eine so entsetzliche Lage, daß sich uns die Haare sträubten. In ähnlicher Gefahr schwiebte das Schiff, als sich später Eis auch darunter ansammelte

und es stieß oder hin und her warf, als würde es durch ein Instrument gehoben.« Bald krachte das Fahrzeug in allen Fugen so bedenklich, daß die Klugheit empfahl, einen Vorrath an Lebensmitteln, Segel, Pulver, Blei, Arquebusen und andere Waffen aus demselben zu entfernen und ein Zelt oder eine Hütte zu errichten, um sich gegen den Schnee und die Angriffe der Bären zu schützen. Wenige Tage später fanden einige Matrosen, die sich auf zwei bis drei Meilen in das Land hinein gewagt hatten, auf einem Flusse mit süßem Wasser eine Menge schwimmendes Holz und entdeckten auch die Spuren von wilden Ziegen und Renthieren. Am 11. September, als sie die Bai mit ungeheuren Eisblöcken angefüllt sahen, welche fest mit einander verbunden waren, überzeugten sich die Holländer von der Notwendigkeit, auf diesem Punkte zu überwintern, und so beschlossen sie denn, »um gegen die Kälte und wilden Thiere besser gesichert zu sein«, ein wirkliches Haus zu erbauen, geräumig genug, um Alle aufzunehmen, während man nun das Schiff, da dieses

jeden Tag einen unsicherer und unangenehmeren Aufenthalt bot, vollständig verließ. Zum Glück fanden sie am Strande ganze Bäume, welche wahrscheinlich aus Sibirien stammten und von den Meereströmungen hierhergeführt waren, in solcher Menge, daß diese nicht allein zur Herstellung ihrer Wohnung hinreichten, sondern auch noch das nöthige Heizungsmaterial für den Winter lieferten.

Noch hatte kein Europäer in diesen Gegenden überwintert, inmitten dieses starren unbeweglichen Meeres, das nach dem falschen Ausspruche des Tacitus, den Gürtel der Welt bildet, wo man das Geräusch hört, wenn die Sonne sich erhebt. Die siebzehn Holländer hatten nicht die geringste Ahnung von den Leiden, die ihrer hier warteten. Sie ertrugen dieselben übrigens mit bewunderungswerther Geduld, ohne ein Wort des Unwillens, ohne den geringsten Widerstand gegen die Disciplin. Die Aufführung dieser wackeren Seeleute, die, unwissend darüber, welch' hartes Loos ihnen beschieden sein sollte, »ihre Sache in

Gottes Hand gelegt hatten», verdient noch heute als leuchtendes Beispiel aufgestellt zu werden. Von ihnen kann man ohne Uebertreibung sagen, daß sie um das Herz das *Aes triplex* (das dreifache Erz) des Horaz trugen. Der Geschicklichkeit und Kenntniß, sowie der Vorsicht ihres Führers Barentz verdankten sie es, ebenso wie dem unter ihnen herrschenden Geiste der musterhaftesten Disciplin, daß sie Nowaja-Semlja – allem Anscheine nach ihr Grab – wieder verlassen und die Gefilde des Vaterlandes wiedersehen konnten.

Die zu jener Jahreszeit ungemein häufigen Bären beunruhigten die Mannschaft oft durch ihren Besuch. Mehr als einer ward erlegt, doch begnügten sich die Holländer, diese abzuziehen, um das Fell zu gewinnen, während sie dieselben nicht verzehrten, weil sie deren Fleisch wahrscheinlich für ungesund hielten. Doch hätte eben dieses Fleisch einen sehr beträchtlichen Zuschuß zu ihrer Nahrung liefern können, der ihnen die Aufzehrung des gesalzenen Fleisches und damit lange Zeit das Auftreten des

Scorbut erspart haben würde. Doch greifen wir nicht voraus und folgen getreulich dem Tagebuche Gerrit de Veer's.

Am 23. September starb der Schiffszimmermann und wurde in einer Bergschlucht begraben, weil es unmöglich war, wegen des harten Frostes die Erde selbst auszuhöhlen. Die folgenden Tage verwendete man zur Herbeischaffung des schwimmenden Holzes und zur Erbauung des Hauses. Um dasselbe zu bedecken, mußte man die Wohnräume im Vorder- und Hintertheile des Schiffs demoliren.

Am 2. October ward jenes bezogen, zu dessen Einweihung man an Stelle des Maibaumes eine Eissäule errichtete. Am 31. wüthete ein starker Nordwestwind; das hohe Meer wurde dabei vollständig vom Eise befreit und lag offen, so weit das Auge reichte. »Wir aber blieben gefangen und eingekerkert im Eise; das Schiff wurde nun zwei bis drei Fuß gehoben und wir konnten nicht anders glauben, als daß das Wasser der Bai bis zum Grunde gefroren sei,

obwohl es eine Tiefe von 3 bis 3 ½ Faden hatte».

Vom 12. October ab schlieſſt man in dem Hause, das noch nicht einmal ganz fertig war. Am 21. schaffte man den werthvollsten Theil des Proviante, die Möbel und Alles, was etwa gebraucht werden konnte, aus dem Schiffe, denn es lag auf der Hand, daß die Sonne bald gänzlich verschwinden würde. Auf dem Dache des Hauses ward ein Schornstein angebracht, im Innern eine holländische Wanduhr aufgehängen; längs der Wände standen die Betten und in der Mitte eine Tonne als Badebassin, denn der Schiffsarzt hatte vernünftiger Weise zur Erhaltung der Gesundheit der Mannschaft den fleißigen Gebrauch von Bädern angeordnet. Der Schneefall dieses Winters war ein ganz erstaunlicher. Das ganze Haus verschwand unter diesem dichten Mantel, was übrigens nicht wenig zur Erhöhung der Luftwärme im Innern beitrug. Wenn sie einmal in's Freie gehen wollten, mußten sich die Holländer stets einen Gang im Schnee aushöhlen. Nacht für Nacht hörten

sie zuerst die Bären und dann die Füchse auf dem Dache des Hauses herumlaufen, welche immer versuchten, die Planken desselben abzuheben, um in das Innere zu gelangen. Später gewöhnten diese sich sogar, in den Schornstein, wie in ein Schilderhäuschen, hineinzukriechen, wo die Insassen des Hauses sie leicht schießen und fangen konnten. Man hatte auch eine große Menge Schlingen gelegt, in denen sich viele Blaufüchse fingen, deren kostbare Felle sie wirksam gegen die Kälte schützten und deren Fleisch ihnen gestattete, an ihren Vorräthen zu sparen. Immer lustig und guter Dinge ertrugen sie wohl oder übel die lange Weile der Polarnacht und die Strenge des Frostes. Letzterer steigerte sich dermaßen, daß, als sie einmal zwei bis drei Tage wegen des durch den Wind zurückgetriebenen Rauches nicht so viel Feuer wie gewöhnlich hatten unterhalten können, es im Innern des Hauses so heftig fror, daß Wände und Fußboden zwei Finger dick mit Eis belegt waren, selbst in den Schlafräumen der armen Leute. Der Xeres mußte erst aufgethaut werden, bevor er, wie

das jeden zweiten Tag geschah, in der Menge einer halben Pinte für den Mann vertheilt werden konnte.

Am 7. December dauerte die rauhe Witterung unter einem schrecklichen Sturm aus Nordosten gleichmäßig fort, nur daß dieser eine wahrhaft entsetzliche Kälte mitbrachte. »Da wir kein Mittel kannten, uns dagegen zu schützen, und Alle überlegten, was wohl am Besten zu thun sei, schlug Einer von uns vor, jene Steinkohle zu benutzen, die wir von dem Schiffe nach dem Hause geschafft hatten, weil diese ein sehr lebhaftes und andauerndes Feuer gebe. Gegen Abend machten wir ein tüchtiges Feuer mit Steinkohle, das eine angenehme Wärme verbreitete; wir beachteten freilich nicht, was die Folge davon sein könne; da die Wärme nämlich uns so gar angenehm war, suchten wir sie so lange als möglich zu erhalten. Wir verstopften also alle Oeffnungen nebst dem Kamine möglichst sorgfältig, um die erzielte Wärme abzuschließen. Jeder begab sich nun zum

Schlafen in seine Kabane, wo wir Alle, da uns die milde Temperatur wirklich neu belebte, noch lange plauderten. Endlich aber befiehl uns, Einen mehr als den Andern, eine Art Schwindel, was wir zuerst an einem unserer Kameraden bemerkten, der schon längere Zeit krank lag und jene Schädlichkeit also weniger lange ertragen konnte. Wir selbst aber empfanden bald auch eine eigenthümliche Beängstigung, so daß Einige, welche noch ganz wach waren, die Kabane verließen und wenigstens den Eingang zum Kamin und dann den Hauseingang wieder öffneten. Der aber, der letzteres unternahm, fiel fast augenblicklich besinnungslos zu Boden, worauf ich eiligst hinzulief und jenen schon halb todt fand. Ich beschaffte mir nun schnellstens etwas Essig und rieb ihm das Gesicht so lange, bis er wieder zu sich kam. Endlich, als wir Alle jenen merkwürdigen Anfall gänzlich überwunden hatten, theilte der Kapitän als Herzstärkung etwas Wein unter uns aus ...

»Auch am 11. dauerte die helle Witterung mit einer so furchtbaren Kälte fort, daß es

Niemand glauben würde, der sie nicht selbst erlebt hat; die Schuhe froren uns dabei buchstäblich an die Füße, wurden so hart wie Horn und waren sogar inwendig mit Eis überzogen, so daß wir sie gar nicht mehr gebrauchen konnten. Die Kleider an unserem Körper bedeckten sich mit einer Schicht von Reif und Eis.«

Am 25. December, also zu Weihnachten, blieb die Witterung ebenso rauh wie die vorhergehenden Tage. Die Füchse stürmten ordentlich das Haus, was einer der Matrosen für eine schlechte Vorbedeutung ansah und, als man ihn fragte warum, die Antwort gab: »Weil wir sie nicht in einem Topfe kochen oder am Spieße braten können, was ein gutes Vorzeichen gewesen wäre«.

Endete das Jahr 1596 mit einer wirklich außerordentlichen Kälte, so gestaltete sich der Anfang von 1597 auch nicht angenehmer. Schneestürme und wahrhafte Hagelschauer machten es den Holländern unmöglich, das Haus zu verlassen. Sie

feierten aber trotzdem das Fest der heiligen drei Könige in der Wohnung sehr heiter, wie der ebenso ergreifende wie naive Bericht Gerrit de Veer's mittheilt. »Wir baten also den Kapitän, um uns inmitten der elendesten Lage doch einmal ein wenig zu zerstreuen, um etwas Wein, der ja gewöhnlich von zwei zu zwei Tagen ausgetheilt wurde. Da wir zwei Pfund Mehl zusammengespart hatten, buken wir mit Oel ein Paar kleine Kuchen. Jeder erhielt dann noch eine Scheibe Zwieback, den wir im Wein erweichten und verzehrten. Da kam es uns vor, als wären wir in der Heimat und mitten unter Angehörigen und Freunden; auch haben wir uns dabei so erquickt und gestärkt, daß Keiner hätte besseren Muthes sein können, wenn er auch von dem glänzendsten Bankett gekommen wäre. Durch Lose bestimmten wir ferner einen König und unser Oberkanonier wurde König von Nowaja-Semlja, einem Lande zwischen zwei Meeren und von etwa zweihundert Meilen Länge.«

Vom 21. Januar ab zeigten sich die Füchse wieder weniger, während die Bären öfter erschienen, und der Tag nahm nun auch so viel zu, daß die Holländer doch dann und wann an die freie Luft gehen konnten. Am 24. starb ein schon lange Zeit kranker Matrose und wurde nahe dem Hause im Schnee begraben. Am 28. war sehr schönes Wetter, so daß Alle das Haus verließen, umherspazierten und einander Schneeballen zuwarf en, um die Glieder etwas zu üben, denn Alle waren ungemein entkräftet und die meisten vom Scorb ut ergriffen. Sie waren so geschwächt, daß sie beim Herbeitragen des nöthigen Holzes mehrmals ausruhen mußten. In den ersten Tagen des März endlich, welche noch einige tolle Schneestürme brachten, sahen sie, daß das Meer eisfrei geworden war. Nichtsdestoweniger währte die rauhe Witterung und eine eisige Kälte noch immer fort. Noch durfte man gar nicht daran denken, wieder in See zu gehen, denn das Schiff lag in seinem Eiskerker noch gleichmäßig fest. Am 15. April besuchten

sie dasselbe und fanden es in ziemlich leidlichem Zustande.

Anfangs Mai wurden die Matrosen allgemach ungeduldig und fragten Barentz, ob er nicht Anstalt treffen wollte, abzureisen. Dieser antwortete ihnen aber, daß sie noch bis zum Ende des Monats warten müßten, und daß dann, wenn es die Umstände gestatteten, das Schiff abzutakeln, die Schaluppe und das große Boot in Stand gesetzt werden sollten, um auf dem Meere segeln zu können. Vom 20. dieses Monats begannen nun wirklich die Vorbereitungen zum Aufbruch; mit welcher Freude und mit welchem Eifer kann man sich wohl leicht vorstellen. Die Schaluppe ward ausgebessert, Segelwerk für dieselbe angefertigt, Schaluppe und Boot in's Wasser geschafft und mit den nöthigen Provisionen beladen. Endlich, da nun überall offenes Wasser war und ein günstiger Wind blies, suchte Heemskerke den schon seit einiger Zeit erkrankten Barentz auf und erklärte, »daß es ihm jetzt gerathen scheine, von hier abzufahren und in Gottes Namen die Reise

anzutreten, um Novaja-Semlja zu verlassen«. »Wilhelm Barentz hatte schon früher ein kurzes Schriftstück aufgesetzt, worin er erzählte, wie wir von Holland abgefahren seien, um nach China zu gehen, und Alles mittheilte, was sich sonst zugetragen hatte, so daß, wenn Jemand nach uns durch Zufall hierherkam, er erfuhr, was uns begegnet war. Das Papier steckte er in ein Flintenfutteral und hing es am Kamine auf.«

Am 13. Juni 1597 verließen die Holländer das noch immer vom Eise umschlossene Schiff, und die beiden Schaluppen, deren Insassen sich der Barmherzigkeit Gottes empfehlend, stachen in See. Sie erreichten die Orange-Inseln und folgten unter unaufhörlichen Gefahren der Ostküste Nowaja-Semljas.

»Am 20. Juni ward Nikolaus Andrieu sehr schwach und wir sahen wohl, daß es mit ihm bald zu Ende gehen werde. Der Lieutenant des Gouverneurs kam in unsere Schaluppe und meldete, daß sich Nikolaus

Andrieu sehr übel befände und daß man seinen demnächst zu erwartenden Tod vor Augen sehe. Darauf erwiderte Wilhelm Barentz: »Mir scheint, daß auch mein Leben nicht mehr lange dauern wird«. Wir glaubten gar nicht, daß Barentz wirklich so krank sei, denn wir plauderten eben mit ihm und er betrachtete die kleine Karte, welche ich von unserer Reise entworfen hatte; endlich legte er die Karte weg und sagte zu mir: »Gerard, gieb mir zu trinken!« Nachdem er ein wenig getrunken, überfiel ihn eine solche Schwäche, daß er die Augen im Kopfe verdrehte und plötzlich verschied, ohne daß wir Zeit gewannen, den Kapitän herbeizurufen, der sich auf dem anderen Fahrzeuge befand. Wilhelm Barentz' Ableben betrübte uns im höchsten Grade, da er ja unser eigentlicher Führer und einziger Pilot war, der das unbegrenzte Vertrauen aller Theilnehmer der Fahrt besaß. Dem Willen Gottes aber konnten wir ja nicht widerstreben, und dieser Gedanke beruhigte uns doch ein wenig.«

So starb der berühmte Barentz inmitten seiner Entdeckungen, wie seine Nachfolger Franklin und Hall. Aus den wohlerwogenen traurigen Worten des kurzen Nachrufes Gerrit de Veer's fühlt man die Liebe, die Sympathie und das Vertrauen, das dieser kühne Seeheld seinen unglücklichen Gefährten einzuflößen verstanden hatte. Barentz glänzt als einer der ersten Sterne Hollands, das an muthigen und geschickten Seefahrern ja so reich ist. Wir werden später erzählen, was zur Ehre seines Andenkens geschah.

Nachdem sie wiederholt genöthigt gewesen waren, die Boote aus dem Wasser zu ziehen, wenn sie nicht durch Eisschollen erdrückt werden sollten, nachdem sie das Meer öfter sich vollkommen hatten öffnen und auch wieder schließen sehen, nach bitterem Leiden an Hunger und Durst, erreichten die Holländer glücklich das Cap Nassau. Als sie so eines Tages gezwungen waren, die Boote auf das Eisfeld heraufzuziehen, das jene zu vernichten drohte, verloren sie einen großen Theil

ihres Proviants und wären bald Alle ertrunken, denn das Eis brach unter ihren Füßen. Mitten in ihrem Elend erfreuten sie sich doch manchen Glücksfalles. So fanden sie z. B. auf der Insel Croix sechzig Eier von der Bergente. »Sie wußten nur nicht gleich, wie diese fortzuschaffen seien. Endlich zog einer der Leute die Hosen aus, band sie unten zu und in diese steckte man nun die Eier; der sonderbare Behälter wurde an einem Spieße nach der Landungsstelle getragen. Erst nach zwölf Stunden kamen die Leute wieder, so daß wir fürchteten, es sei ihnen ein Unfall zugestoßen. Die Eier wurden hochwillkommen geheißen und wir speisten wie die großen Herren.« Vom 13. Juli ab schaukelten die Holländer auf einem Meere, das, wenn auch nicht gänzlich eisfrei, doch nicht mehr die großen Eisfelder mit sich führte, deren Überschreitung ihnen so viel Mühe gekostet hatte. Beim Einlaufen in den St. Lorenz begegneten sie am 28. Juli zwei russischen Barken, denen sie sich zuerst nicht zu nähern wagten. Als sie die

Matrosen aber ohne Waffen und unter Andeutungen ihrer friedlichen Gesinnung auf sich zukommen sahen, verbannten sie jede Furcht, vorzüglich weil sie sich erinnerten, dieselben schon im vorigen Jahr in der Nähe von Waigatz getroffen zu haben. Von diesen erhielten sie einige Unterstützung und setzten ihre Reise, immer so dicht am Lande, wie das Eis es erlaubte, längs der Küste Nowaja-Semljas fort. Bei Gelegenheit einer Landung fanden sie Exemplare der Cochlearea (Löffelkraut), einer Pflanze, deren Blätter und Samen eines der kräftigsten Anti-Scorbuticis darstellen. Alle aßen davon mit vollen Händen und spürten auch sofort eine wesentliche Erleichterung. Inzwischen gingen ihre Lebensmittel zu Ende; sie besaßen nur noch ein wenig Brod, doch keinen Wein mehr. Nun faßten sie den Entschluß, sich mehr in die offene See zu wagen, um den Weg nach Rußland möglichst abzukürzen, wo sie wenigstens einige Fischerbarken anzutreffen hofften, von denen sie Hilfe erhalten konnten. Ihre Hoffnung sollte nicht getäuscht werden,

wenn sie auch noch Manches zu erdulden hatten. Die Russen erwiesen sich gegen die Unglücklichen sehr mitleidig und lieferten ihnen wiederholt Nahrungsmittel, um sie vom Hungertode zu retten. Durch einen dichten Nebel wurden die beiden Boote von einander getrennt. Sie fanden sich erst weit jenseits des Caps Kanin, an der anderen Seite des Eismeeres, bei der Insel Kildyn wieder zusammen, wo Fischer den Holländern mittheilten, daß sich in der Kola drei Schiffe ihrer Nation befanden, welche segelbereit lagen, um nach der Heimat zurückzukehren. In Begleitung eines Lappländers sandten sie also einen der Ihrigen ab, der nach drei Tagen mit einem Schreiben zurückkam, das die Unterschrift Johann Rijp trug. Wie erstaunten die Holländer, als sie diese Züge erkannten. Durch Vergleichung dieses Briefes mit verschiedenen anderen, welche Heemskerke besaß, überzeugten sie sich endgiltig, daß derselbe von dem Kapitän herrühre, der sie im vorigen Jahre begleitet hatte. Einige Tage später, am 30. September, kam auch Rijp selbst auf einer

mit Proviant beladenen Barke an, um sie abzuholen und in den Kolafluß zu geleiten, wo sein Schiff vor Anker lag.

Rijp war im höchsten Grade verwundert über Alles, was sie ihm erzählten, und über die schreckliche Reise von fast vierhundert Meilen, welche nicht weniger als hundertvier Tage, vom 13. Juni bis 25. September, gedauert hatte. Wenige Tage der Ruhe und gesunde, hinreichende Nahrung genügten, um die letzten Spuren des Scorbuts zu verscheuchen und die Seeleute völlig wieder herzustellen. Am 17. October verließ Rijp die Kola und am 1. November schon langte die Gesellschaft in Amsterdam an. »Wir trugen dieselbe Kleidung, sagt Gerrit de Veer, wie in Nowaja-Semlja, und Mützen von weißem Fuchs auf dem Kopfe; so gingen wir nach der Wohnung Peter Hasselaer's, eines der Kuratoren von Amsterdam, der die Ausrüstung der beiden Schiffe Johann Rijp's und unseres Kapitäns überwacht hatte. Daselbst zum allgemeinsten Erstaunen angekommen – denn wir galten schon lange als todt –

verbreitete sich diese Mär wie ein Lauffeuer weiter und drang auch nach dem Palaste des Prinzen, wo der Kanzler des Reiches und der Gesandte des berühmten Königs von Dänemark, Norwegen und der Gothen und Vandalen zur Tafel geladen waren. Von Herrn L'Ecoutet's und mehreren hervorragenden Männern der Stadt wurden nun auch wir dahin geführt und erstatteten dem Herrn Gesandten und den Herren Bürgermeistern einen Bericht von unserer Fahrt. Dann erst begaben wir uns nach Haus. Diejenigen, die nicht aus der Stadt stammten, wurden auf einige Tage in einem Gasthause einquartiert, bis wir unser Geld empfingen und Jeder seines Weges zog. Von der Reise kehrten noch folgende Theilnehmer zurück: Jakob Heemskerke, Bevollmächtigter und Kapitän, Peter Peterson Vos, Gerard de Veer, Schiffsmeister, Johann Vos, Arzt, Jakob Jansen Sterrenburg, Leonhard Henri, Lorenz Wilhelm, Johann Hillebrants, Jakob Jansen Hoochwout, Peter Corneille, Jakob van Buisen und Jakob Everts.«

Von den wackeren Seeleuten allen haben wir nicht viel mehr zu sagen, außer daß de Veer im folgenden Jahre seinen Reisebericht veröffentlichte, und Heemskerke, nachdem er mehrere Reisen nach Indien gemacht, im Jahre 1607 den Oberbefehl über eine Flotte von sechsundzwanzig Schiffen erhielt, mit denen er am 25. April den Spaniern unter den Kanonen von Gibraltar eine hitzige Schlacht lieferte, in welcher die Holländer zwar Sieger blieben, er selbst aber seinen Tod fand.

Erst 1871, also fast dreihundert Jahre später, wurde die Stelle, an der Barentz mit seinen Leuten überwintert hatte, wiedergesehen. Er umschiffte als erster und bis auf unsere Zeit als einziger Seemann die Nordspitze von Nowaja-Semlja. Am 7. September 1871 nämlich entdeckte der norwegische Kapitän Elling Carlsen, der sich durch wiederholte glückliche Reisen im Eismeere ausgezeichnet hatte, Barentz' Hafen und fand am 9. das Haus wieder, das die Holländer einst geschützt hatte. Es sah aus,

als wäre es am Tage vorher gebaut, so überraschend gut hatte es sich erhalten. Alles fand sich darin in dem Zustand, wie es die Schiffbrüchigen einst verlassen. Nur die Bären, Füchse und andere Bewohner dieser ungastlichen Gegend hatten diesen Ort besucht. Rings um das Haus lagen da und dort große Tonnen und Haufen von Walroß- und Bärenknochen. Im Innern stand Alles an seinem Platz und bot ein getreues Abbild von de Beer's merkwürdiger Zeichnung. Hier standen die Betten längs der Wände, wie sie jener wiedergab, ebenso wie die Uhr, einige Flinten und eine Hellebarde. Unter den von Kapitän Carlsen mit heimgebrachten Geräthen, Waffen und Gegenständen verschiedener Art erwähnen wir zwei kupferne Schiffs-Kochtöpfe, einige Decken, Gewehrläufe, Hausgeräthe, Meiβel und Feilen, ein paar Stiefel, neunzehn Patronen, deren einige noch das Pulver enthielten, die Wanduhr, eine Flöte, Schlösser und Riegel, sechsundzwanzig zinnerne Leuchter, Reste von Zeichnungen und drei holländische Bücher, darunter eine Geschichte von

China, die letzte Ausgabe Mendoza's, welche auf das Ziel hindeutet, das Barentz bei seiner Fahrt im Auge hatte, und ein Navigations-Manual, das den Beweis für die Sorgfalt liefert, mit welcher der Pilot sich über alles in seinem Fache Vorkommende auf dem Laufenden zu erhalten suchte.

Bei seiner Rückfahrt aus dem Hafen von Hammerfest begegnete Kapitän Carlsen einem Holländer, Lister Kay, der die Reliquien von Barentz erwarb und sie der niederländischen Regierung überließ. Diese Gegenstände selbst fanden einen Platz im Marine-Museum im Haag, wo auch ein vorn offenes Haus construirt wurde, welches genau de Veer's Zeichnung entspricht. Jedes einzelne Geräth, ebenso wie alle Instrumente haben denselben Platz erhalten wie in dem Hause auf Nowaja-Semlja. Die kostbaren Zeugnisse eines wichtigen Ereignisses, der ersten Ueberwinterung in den arktischen Meeren, die rührenden Erinnerungen an Barentz, Heemskerke und deren treue Gefährten,

bilden eines der interessantesten  
Monamente des ganzen Museums und  
werden stets mit Pietät und Liebe betrachtet  
werden. An der Seite der Uhr hängt ein  
Quadrant aus Kupfer, durch dessen Mitte  
ein Meridian gezogen ist; dieser  
merkwürdige Quadrant, den Plancius  
wahrscheinlich zur Bestimmung der  
Abweichung der Magnetnadel erfand, hat  
eine weitere Verbreitung nicht gefunden.  
Hier bildet er ein ebenso werthvolles Stück,  
wie auf der anderen Seite die Flöte, welche  
Barentz geblasen hat, und die Schuhe des  
armen Matrosen, der das Winterlager nicht  
überlebte. Niemand vermag diese  
merkwürdige Sammlung ohne die tiefst  
Bewegung zu betrachten.



## **Viertes Capitel. Abenteurer-Reisen und Kaperkriege**

Drake. – Cavendish. – De Noort. – Walter Raleigh.

---

Eine elende Hütte von Tavitstock in Devonshire wurde im Jahre 1540 die Geburtsstätte Franz Drake's, der durch seine nie ermüdende Thatkraft Millionen gewinnen sollte, die er übrigens mit derselben Leichtigkeit wieder verlor, als er sie gewonnen hatte. Edmund Drake, sein Vater, gehörte zu den Weltpriestern, die sich der Erziehung des Volkes widmeten. Seine Armuth überragte nichts als die Achtung, die man seinem Charakter allgemein zollte. Mit Familie reich gesegnet, sah sich Franz Drake's Vater gezwungen, den Sohn sich der Seemanns-Carrière widmen zu lassen,

für welche dieser auch eine lebhafte Neigung zeigte, und so diente Letzterer als Schiffsjunge bei einem Küstenfahrer, der die Frachtbeförderung nach Holland betrieb. Arbeitsam, thätig, ausdauernd und haushälterisch, wie der junge Franz Drake war, hatte er sich sehr bald die zur Führung eines Schiffes nöthigen theoretischen Kenntnisse angeeignet. Als er seine Vermögensverhältnisse etwas aufgebessert hatte, die durch den glücklichen Verkauf eines ihm von seinem ersten Patron überlassenen Schiffes merklichen Zuwuchs erfuhren, wagte er einige weitere Reisen, besuchte die Bai von Biscaya, den Golf von Guinea und verwandte alle seine Mittel zur Beschaffung einer Ladung, welche er in Westindien zu verkaufen gedachte. Kaum beim Rio de la Hacha angelangt, wurden ihm, man weiß nicht unter welchem haltlosen Vorwände, Schiff und Ladung confiscirt. Alle Reklamationen Drake's, der sich zu Grunde gerichtet sah, blieben ohne Erfolg. Er schwur, sich für eine solche Ungerechtigkeit zu rächen, und hielt auch Wort.

Im Jahre 1567, d. h. zwei Jahre nach diesem Mißerfolge, verließ eine kleine Flotte von sechs Schiffen, deren größtes siebzig Tonnen maß, Plymouth, um mit der Genehmigung der Königin eine Expedition längs der Küsten Mexicos auszuführen. Drake selbst befehligte ein Fahrzeug von fünfzig Tonnen. Ganz im Anfange wurden am Grünen Vorgebirge einige Neger eingefangen, eine Probe für das Verfahren, welches in Mexico eingeschlagen werden sollte. Dann belagerte man Mina, wo wiederum Neger gefangen genommen wurden, die auf den Antillen verkauft werden sollten. Hawkins bemächtigte sich, jedenfalls auf Drake's Anrathen, der Stadt Rio de la Hacha; dann gelangte er nach einem schrecklichen Sturm nach San Jean d'Ulloa. Dieser Hafen enthielt aber eine zahlreiche, mit mächtiger Artillerie ausgerüstete Flotte. Das englische Geschwader wurde geschlagen und Drake vermochte nur mit größter Mühe im Jahre 1568 nach dem Gestade Englands zurückzukehren.

In der Folge führte Drake zwei Expeditionen nach Westindien, um das Land näher kennen zu lernen. Als er sich im Besitz der nöthigen Vorkenntnisse glaubte, rüstete er auf eigene Kosten zwei Schiffe aus: den »Swan« von fünfundzwanzig Tonnen, unter dem Befehle seines Bruders John, und den »Pascha von Plymouth«, von siebzig Tonnen. Als Besatzung hatten die beiden Fahrzeuge dreiundsiebzig echte Wasserratten, auf welche man sich verlassen konnte. Vom Juli 1572 bis August 1573 kreuzte Drake bald allein, bald in Verbindung mit einem gewissen Kapitän Rawse, erfolgreich längs der Küsten von Darien, griff die Städte Vera-Cruz und Nombre de Diaz an und machte beträchtliche Beute. Leider verliefen diese Züge nicht ohne manche Grausamkeiten und Gewaltthätigkeiten, deren man sich heute schämen würde. Wir wollen indeß bei diesen, im 16. Jahrhundert nur zu häufigen Acten von Seeräuberei und Barbarei hier nicht verweilen.

Nachdem sich Drake, dessen Name schon bekannt zu werden anfing, bei der Unterdrückung der irischen Empörung betheiligt hatte, ließ er sich der Königin Elisabeth vorstellen. Er legte ihr sein Project vor, die Westküsten Südamerikas, wohin er durch die Magellanstraße gehen wollte, zu verwüsten, und erhielt dazu nebst dem Titel eines Admirals fünf Schiffe mit 160 auserwählten Matrosen.

Am 15. November 1577 von Plymouth abgefahren, traf Franz Drake mit den Mauren von Mogador zusammen, die er nicht besonders rühmt, und machte einige geringe Beute, bevor er nach den Inseln des Grünen Vorgebirges kam, wo frischer Proviant eingenommen wurde; dann brauchte er sechsundfünfzig Tage über den Ocean bis zur Küste Brasiliens. Dieser folgte das Geschwader bis zur Mündung des la Plata, wo es nochmals Wasser faßte, und erreichte die Seehundsbai in Patagonien, wo die Seefahrer mit den Wilden verschiedene Tauschgeschäfte abschlossen und eine Menge Pinguins

(Fettgänse) und Seewölfe zur Vermehrung des Proviants erlegt wurden.

»Einige der Patagonier, deren man am 13. Mai etwas unterhalb der Seehundsbai ansichtig wurde, sagt der Originalbericht, trugen dem Anschein nach auf dem Kopfe ein Horn und eine Art Hüte aus vielen herrlichen Vogelfedern. Das Gesicht hatten sie mit verschiedenen Farben bunt bemalt, und Jeder führte einen Bogen, mit dem stets zwei Pfeile auf einmal abgeschossen wurden. Es sind sehr gewandte Leute, welche recht kriegsgeübt erscheinen, denn sie marschiren nach allen Richtungen in guter Ordnung, und selbst wenn ihrer nur Wenige waren, wußten sie sich doch so aufzustellen, daß man sie für weit zahlreicher hielt.« Charton bemerkt in seinen »alten und neuen Reisenden«, daß Drake nichts über den außerordentlich hohen Wuchs der Patagonier sagt, den Magellan ausdrücklich hervorhebt. Hierzu lag wohl mehr als ein guter Grund vor. In Patagonien giebt es mehr als einen Volksstamm, und die Beschreibung, welche

Drake von den Wilden liefert, denen er begegnet war, weicht überhaupt sehr stark von Pigafetta's Schilderung der Patagonier des Hafens St. Julien ab. Existirt wirklich, wie man heute anzunehmen berechtigt ist, in jenen Gegenden eine Menschenrace von außerordentlicher Größe, so hat man deren Wohnsitz nur an den Gestaden der Meerenge im südlichsten Ende des Landes zu suchen und nicht fünfzehn Tagereisen vom Hafen Désiré, wo Drake am 8. Juni ankam. – Am folgenden Tage erreichte er den Hafen St. Julien; hier fand sich noch ein Galgen vor, den Magellan einst zur Bestrafung einiger meuterischer Mannschaften errichtet hatte. Drake seinerseits wählte jetzt diese Stelle, sich eines seiner Kapitäne, Namens Doughty, zu entledigen, der schon längst des Verraths und der Absicht, das Geschwader verlassen zu wollen, beschuldigt war und sich wiederholt von der Flotte zu entfernen gesucht hatte. Da einige Matrosen gestanden, daß er sich bemüht habe, sie zu verführen und mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen, um die Reise gewaltsam

zu unterbrechen, wurde er der Rebellion und Verleitung zum Ungehorsam angeklagt und entsprechend den englischen Gesetzen durch ein Kriegsgericht zur Enthauptung verurtheilt. Diesem Spruche folgte die Ausführung auf dem Fuße, obgleich Doughty bis zum letzten Augenblick unter Betheuerung seiner Unschuld protestirte. Ob das Verbrechen Doughty's wohl hinreichend erwiesen sein mochte? Wenn Drake bei seiner Rückkehr nach England trotz der Zuvorkommenheit, welche er allen seinen Untergebenen gegenüber bewahrte, angeklagt ward, sich die Gelegenheit zu Nutze gemacht zu haben, um sich eines gefährlichen Nebenbuhlers zu entledigen, so ist doch kaum anzunehmen, daß die vierzig Richter, welche jenes Urtheil fällten, in Folge einer Art heimlicher Übereinkunft, den Wünschen ihres Admirals nachzukommen, einen Unschuldigen dem Tod geweiht hätten.

Am 20. August lief die Flotte, welche jetzt auf drei Schiffe reducirt war, nachdem zwei andere havarirte Fahrzeuge von dem

Admiral vollends zerstört worden waren, in die Meerenge ein, welche seit Magellan's Zeiten noch Niemand wieder passirt hatte. Fand er hier auch schöne Häfen, so constatirte Drake doch, daß man daselbst, wegen der noch nahe dem Lande überaus großen Tiefe des Wassers, nur schwierig vor Anker gehen könne, und daß heftige, stoßweise auftretende Winde die Schifffahrt hier gefährlich machten. Bei einem Unwetter, das ihn nahe am Ausgange der Meerenge nach dem Pacificischen Ocean überfiel, sah Drake eines seiner Schiffe untergehen, während sein letzter Begleiter sich wenige Tage später von ihm trennte, ohne daß er diesen bis zum Ende der ganzen Reise wieder zu Gesicht bekam. Jetzt wurde Drake überdies von Strömungen südlich von der Meerenge bis  $55^{\circ} 20'$  südlicher Breite verschlagen; durch das Unheil, welches er nachher aber den Spaniern zufügte, zeigte er, was er auszurichten im Stande gewesen wäre, wenn er die ganze von England ausgelaufene Flotte noch beisammen gehabt hätte. Bei Gelegenheit einer

Landung auf der Insel Mocha verloren die Engländer zwei Todte neben mehreren Verwundeten, und Drake selbst, den zwei Pfeile am Kopfe trafen, sah sich in die Unmöglichkeit versetzt, den Verrath der Indianer zu bestrafen. Im Hafen von Valparaiso bemächtigte er sich eines mit Weinen von Chili und zum Werthe von 37.000 Ducaten geschätzten Goldbarren beladenen Schiffes; dann plünderte er auch die von den Einwohnern in aller Eile verlassene Stadt. In Coquimbo hatte man von seiner Annäherung Nachricht; hier traten ihm so beträchtliche Streitkräfte entgegen, daß er sich schnell wieder einschiffen mußte. In Arika raubte er drei kleine Barken und fand in einer derselben siebenundfünfzig auf 50.160 Pfund geschätzte Silberbarren. Auch im Hafen von Lima, wo zwölf Schiffe oder Barken vor Anker lagen, machte er reiche Beute. Am meisten freute sich Drake aber darüber, zu hören, daß eine Gallion Namens »Caga-Fuego« mit kostbarer Ladung nach Paraca unterwegs sei. Er begann sofort deren Verfolgung, nahm dabei vorher noch eine

Barke weg mit vierundachtzig Pfund Gold, entsprechend 14.080 französischen Thalern, und es gelang ihm auch ohne Mühe, sich auf der Höhe des Caps San-Francisco der »Caga-Fuego« zu bemächtigen, auf welcher er wiederum achtzig Pfund Gold vorfand. Da sagte lächelnd ein spanischer Steuermann: »Kapitän, unser Schiff sollte nicht »Caga-Fuego« (d. i. Feuerspeier), sondern lieber Caga-Plata (d. i. Silber-Speier), das Eurige könnte aber Caga-Fuego heißen.«

Nachdem Drake am Gestade Perus noch eine Menge mehr oder weniger reiche Prisen gemacht, hörte er, daß zu seiner Bekämpfung eine ganz beträchtliche Streitmacht zusammengezogen werde, und sagte sich nun, daß es Zeit sei, nach England zurückzukehren. Hierzu standen seinem Schiffe drei Wege offen: er konnte durch die Magellan-Straße zurückkehren oder den großen Ocean überschreiten und nach Umschiffung des Caps der Guten Hoffnung den Atlantischen Ocean durchmessen, oder endlich an der Küste

von China hinaufgehen und durch das Eismeer um das Nordcap herumzudringen suchen. Zu dem letzten, scheinbar sichersten Wege entschloß sich Drake nach kurzer Ueberlegung. Er stach also in See, erreichte den 38. Grad nördlicher Breite und landete in der Bai von San-Francisco, welche Bodega schon drei Jahre früher entdeckt hatte. Es war im Monat Juni, die Temperatur sehr niedrig und das Land mit Schnee bedeckt. Die Bemerkungen, welche Drake über seinen Empfang von Seiten der Eingebornen macht, sind sehr bezeichnend: »Als wir anlegten, gab sich bei den Wilden die größte Verwunderung zu erkennen, und da sie glaubten, daß wir Götter seien, empfingen sie uns mit größter Unterwürfigkeit und Ehrfurcht.

So lange wir hier verweilten, drängten sie sich tagtäglich herbei, uns zu sehen, und brachten bald schöne Federbüsche aus Federn von den verschiedensten Farben zusammengestellt, bald auch »Pletun« (Tabak), ein Kraut, dessen sich die Indianer gewöhnlich zu bedienen pflegen. Bevor sie

uns aber alles das anboten, blieben sie in einiger Entfernung, da, wo wir die Zelte aufgeschlagen hatten, stehen. Dort entstand meist zuerst ein lebhaft geführtes Gespräch, bis sie endlich Pfeile und Bogen an jener Stelle ablegten und sich dann heranwagten, um ihre Geschenke anzubieten.

Als sie zum ersten Male kamen, blieben ihre Weiber auf dem nämlichen Platze zurück, kratzten sich fast die Haut von den Wangen und brachen in lautes Heulen und Wehklagen aus, worüber wir nicht wenig erstaunten. Später wurden wir belehrt, daß es eine Art Opfer war, welches sie uns dadurch darbrachten.«

Diese Einzelheiten, welche Drake über die Indianer von Kalifornien berichtet, sind fast das Einzige, was er von den Sitten und Gebräuchen der von ihm besuchten Völker mittheilt. Wir weisen hier nur nochmals auf die langen, erregten Verhandlungen hin, die der Reisende ausdrücklich hervorhebt und die sich auch bei den Indianern von Canada

wiederfinden, wie es Cartier etwa vierzig Jahre vorher beobachtet hat.

Drake drang nicht weiter nach Norden vor und verzichtete auf seine früheren Absichten, durch das Eismeer zurückzukehren. Als er wieder unter Segel ging, steuerte er auf den Aequator zu und wollte über die Molukken und um das Cap der Guten Hoffnung herum nach England fahren. Da uns dieser Theil der Erde durch schon bekannte Länder führt und Drake's Beobachtungen während derselben weder sehr zahlreich noch besonders neu sind, so berichten wir über denselben nur ganz kurz.

Am 13. October 1579 erreichte Drake unter  $8^{\circ}$  nördlicher Breite eine Inselgruppe, bei deren Bewohnern die Ohren durch das Gewicht der daran gehängten Schmuckgegenstände auffallend verlängert waren; die Nägel, welche sie unbeschnitten wachsen ließen, schienen ihnen als Verteidigungswaffen zu dienen; ihre wie Schiffsspech so schwarzen Zähne erhielten diese Farbe durch den Gebrauch des Betels.

Nachdem hier Drake ein wenig geruht,  
segelte er durch die Philippinen und kam  
am 14. November vor Termate an. Der  
König dieser Insel begab sich zu ihm an  
Bord in Begleitung von vier Canots voll  
seiner ersten Officiere, welche Alle  
Staatskleidung angelegt hatten. Nach dem  
gewöhnlichen Austausche von  
Höflichkeiten und kleinen Geschenken  
erhielten die Engländer Reis, Zuckerrohr,  
Geflügel, »Figo«, Gewürznäglein und  
Sagomehl. Am folgenden Tage wohnten  
einige an's Land gegangene Matrosen einer  
feierlichen Beratschlagung bei. »Als der  
König erschien, trug man einen großen,  
goldgestickten Sonnenschirm über und vor  
ihm her. Er war nach der Sitte des Landes,  
aber außerordentlich reich gekleidet, denn  
von den Schultern bis zu den Füßen  
umhüllte ihn ein Mantel aus Goldstoff. Als  
Kopfschmuck trug er eine Art ganz aus  
feinem Golde gearbeiteten und mit  
Edelsteinen verzierten Turban mit Troddeln  
aus demselben Stoffe. Von seinem Halse  
herab hing eine prächtige Goldkette mit  
breiten und starken Gelenken und

Schnallen Die Finger zierten sechs Ringe mit den kostbarsten Steinen und an den Füßen endlich hatte er Schuhe aus feinstem Maroquin.«

Nachdem er eine Zeit lang in diesem Lande verweilt, um seine Mannschaft wieder Kräfte sammeln zu lassen, ging Drake abermals in See, am 9. Juni 1580 strandete er jedoch auf einem Felsen und mußte, um wieder flott zu werden, acht Geschütze und eine große Menge Proviant über Bord werfen; einen Monat später traf er in Baratene ein, wo das Schiff ausgebessert wurde. Diese Insel erzeugte in Ueberfluß Silber, Gold, Kupfer und Schwefel, Gewürze, Limonien, Cocos und andere köstliche Früchte. »Wir beluden unsere Schiffe reichlich und gestehen, seit unserer Abreise von England keinen Ort angetroffen zu haben, wo sich ein größerer Reichthum an Lebens- und Erfrischungsmitteln vorgefunden hätte als auf dieser Insel und in Termate.«

Von hier aus landete Drake zunächst bei Groß-Java, dessen fünf Könige, die sich in die Herrschaft der Insel theilten, ihn recht herzlich empfingen. »Die Leute sind Alle ziemlich wohlbelebt, sehr neugierig und mit guten, kunstvoll gearbeiteten Waffen, wie Degen, Dolchen und Rundschilden, ausgerüstet.« Drake befand sich noch lange auf Java, als er vernahm, daß unfern davon eine mächtige Flotte ankere, welche er für eine spanische Flotte hielt. Um ihr zu entgehen, brach er sofort auf. Glücklich umschiffte der kühne Seeheld das Cap der Guten Hoffnung, lief Sierra-Leone an, um Wasser einzunehmen, und erreichte Plymouth am 3. November 1580, nach einer Abwesenheit von drei Jahren weniger einigen Tagen.

Der ihm in England zu Theil werdende Empfang war zuerst wider Erwarten kühl. Seine Handstreiche gegen spanische Städte und Schiffe zur Zeit, wo beide Nationen mit einander im vollständigsten Frieden waren, erwarben ihm mit Recht den Namen eines Seeräubers, der alles Völkerrecht mit Füßen

trete. Fünf Monate lang stellte sich sogar die durch diplomatische Rücksichten gebundene Königin so, als wüßte sie gar nichts von seiner Rückkehr. Nach Ablauf dieser Zeit aber begab sie sich, ob sich nun die Verhältnisse geändert hatten oder sie dem geschickten Seemann gegenüber nicht länger mit aller Strenge urtheilen mochte, nach Deptford, wo Drake's Schiff vor Anker lag, ging zu ihm an Bord und verlieh dem Seefahrer den Titel eines Ritters.

Von dieser Zeit ab ist seine Rolle als Entdecker ausgespielt; sein Leben als Kriegsheld und unversöhnlicher Feind der Spanier aber liegt unserem Interesse zu fern. Mit Ehren überhäuft und mit den wichtigsten Stellungen betraut, fand Drake am 28. Januar 1596 bei einem Zuge gegen die Spanier auf dem Meere seinen Tod.

Ihm kommt die Ehre zu, als der Zweite die Magellan-Straße durchschifft und das Feuerland bis zum Cap Horn hinab gesehen zu haben. Ebenso segelte er weiter als alle seine Vorgänger an der Küste Amerikas

hinauf und entdeckte mehrere Inseln und Archipele. Als sehr gewandter Seefahrer fand er sich schnell und ohne Unfall durch jene Straße, und wenn man ihm nur wenig eigentliche Entdeckungen nachröhmt, so röhrt das wohl daher, daß er es vernachlässigte, sie gehörig in sein Journal einzutragen und sie zuweilen auf so unsichere Weise bezeichnete, daß man Mühe hat, sie wieder aufzufinden. Er war es, der die Kaperkriege begann, durch welche die Engländer und später die Holländer den Spaniern so unberechenbaren Schaden zufügten. Der große Vortheil, den er davon hatte, ermunterte auch seine Zeitgenossen und rief in ihnen die Vorliebe für weite, abenteuerreiche Reisen wach.

Unter Denen, welche sich an Drake ein Beispiel nahmen, ist Thomas Cavendish oder Candisch ohne Widerrede der berühmteste. Schon sehr jung in die englische Kriegsmarine eingetreten, verlebte Cavendish eine ziemlich stürmische Jugend, wobei er sein kleines Vermögen bald verschwendete. Was das

Spiel ihm geraubt, das gedachte er von den Spaniern wieder zu gewinnen.

Nach Erlangung von Kaperbriefen im Jahre 1585, ging er nach Ostindien unter Segel und kam mit unermeßlicher Beute wieder heim. Ermuntert durch diesen leichten Erfolg als Seeräuber auf den befahrensten Meereswegen, erschien es ihm ganz wünschenswerth, neben der Gewinnung von Schätzen gleichzeitig etwas Ehre und Ruhm zu erwerben. Er kaufte also drei Schiffe, den »Desir« von zwanzig, den »Content« von sechzig und den »Hugh-Gallant« von vierzig Tonnen, auf denen er hundertdreißig Matrosen und Soldaten einschiffte.

Am 22. Juli 1586 ging er in See, passirte die Kanarischen Inseln, landete vor Sierra-Leone, griff die Stadt an und plünderte dieselbe, lief dann wiederum aus, durchschnitt den Atlantischen Ocean, nahm Cap St. Sebastian in Brasilien auf, segelte längs der Küste Patagoniens hin und erreichte am 27. November den Hafen

Desiré. Hier fand er eine ungeheure Menge Seehunde vor, welche sehr groß und so stark waren, daß vier Männer Mühe hatten, einen solchen zu überwältigen und zu tödten, und ganze Schaaren von Vögeln, welche wegen Mangels an Flügeln nicht fliegen konnten und sich von Fischen ernährten. Man bezeichnet dieselben im Allgemeinen als Manchots oder Pinguine. In dem hiesigen, sehr geschützten Hafen wurden die Schiffe auf das Land gezogen und ausgebessert Während des dadurch entstehenden Aufenthaltes hatte Cavendish mehrere Scharmütel mit Patagoniern, »Menschen von ganz riesiger Gestalt, deren Füße achtzehn Zoll lang sind«, die ihm zwei Matrosen durch Pfeile mit scharfen Steinen an der Spitze verwundeten.

Am 7. Januar 1597 drang Cavendish in die Magellan-Straße ein und nahm an der engsten Stelle des Kanals einundzwanzig Spanier und zwei Frauen auf, die Ueberlebenden der drei Jahre vorher von dem Kapitän Sarmiento unter dem Namen Philippeville gegründeten Kolonie. Diese

Stadt, welche eigentlich angelegt war, die Schifffahrt durch die Meerenge zu sperren, besaß außer mehreren Kirchen nicht weniger als vier Forts. Cavendish sah noch die verlassene und schon halb in Ruinen liegende Festung. Ihre Bewohner, welche durch die unablässigen Angriffe der Wilden verhindert wurden, irgend etwas zu erbauen und einzuernten, waren entweder Hungers gestorben oder bei dem Versuche, nach den spanischen Besitzungen in Chili zu gelangen, elend umgekommen. Auf Grund dieser jammervollen Mittheilungen änderte Cavendish den Namen Philippeville in Port-Famine (Hungerhafen), unter welcher Bezeichnung dieselbe Stelle noch heute bekannt ist. Am 21. lief er in eine schöne Bai ein, die den Namen Elisabeth erhielt und in welcher der Zimmermann von dem »Hugh-Gallant« begraben wurde. Unfern davon mündete ein herrlicher Strom, an dessen Ufern Menschenfresser wohnten, welche mit den Spaniern so schreckliche Kriege geführt hatten, und die unsere Engländer vergeblich in das Innere des Landes zu verlocken versuchten.

Am 24., als das kleine Geschwader in die Südsee auslief, wurde es von einem heftigen Sturme überfallen und in alle Winde verstreut. Der allein gebliebene »Hugh-Gallant« war an allen Seiten leck und konnte nur mit größter Mühe flott erhalten werden. Nachdem Cavendish die Begleitschiffe wieder aufgefunden, machte er einen vergeblichen Versuch, bei der Insel Mocha zu landen, wo Drake von den Araucaniern eine so üble Behandlung erfahren hatte. Noch wollte es den Spaniern nicht gelingen, dieses an Gold und Silber reiche Land zu unterwerfen, dessen Einwohner Alles daran setzten, ihre Freiheit zu bewahren und jeden Landungsversuch mit bewaffneter Hand abwehrten. Die Schiffe mußten also nach der Insel Santa-Maria segeln, wo die Einwohner, weil sie die Engländer für Spanier hielten, ihnen Mais, Geflügel, Pataten, Schweine und andere Provisionen in Ueberfluß lieferten.

Am 30. desselben Monats warf Cavendish unter  $32^{\circ} 50'$  in der Bai von Quintero Anker. Etwa dreißig Musketiere sahen bei

einem kleinen Streifzuge durch das Land Ochsen, Kühe, wilde Pferde, Hasen und Rebhühner in großer Menge. Von den Spaniern angegriffen, mußte sich Cavendish mit einem Verluste von zwölf Mann nach dem Schiffe zurückziehen. Er rächte sich aber schnell, plünderte und verbrannte die Städte Paraca, Conicha, Posca, Palla und verwüstete die Insel Puna, wo ihm eine Beute von 645.000 Pfund gemünzten Goldes in die Hände fiel. Nachdem er den »Hugh-Gallant« wegen der Unmöglichkeit, ihn wieder seetüchtig herzustellen, versenkt, setzte Cavendish seinen erfolgreichen Kreuzzug weiter fort, verbrannte, etwa auf der Höhe von Neu-Spanien, ein Schiff von 120 Tonnen, plünderte Aguatalio, äscherte es ein und eroberte nach sechsständigem Gefecht ein mit kostbaren Stoffen und 122.000 Gold-Pesos beladenes Schiff von 708 Tonnen. Nun gedachte der »siegreiche und befriedigte« Cavendish die unermeßlichen Schätze, welche er aufgesammelt hatte, auch gegen einen unerwarteten Unfall zu sichern. Er segelte also über die Ladronen

und Philippinen und an Groß-Java vorüber, umschiffte das Cap der Guten Hoffnung, ruhte in St. Helena, wo man Erfrischungen einnahm, und ankerte am 9. September 1588 nach zweijähriger kampf- und beutereicher Reise wieder im Hafen von Plymouth. Ein Sprichwort sagt, daß Güter leichter zu erwerben als zu erhalten seien; an Cavendish sollte sich die Wahrheit dieser Worte bestätigen. Zwei Jahre nach seiner Rückkehr besaß er von den einstigen ungeheuren Reichthümern kaum noch so viel, um eine dritte Expedition auszurüsten. Es sollte das seine letzte werden.

Mit fünf Fahrzeugen am 6. August 1591 ausgelaufen, sah Cavendish seine Flottille an der Küste Patagoniens durch einen Orkan zerstreut, und vermochte diese erst im Hafen Desiré wieder zu sammeln. In der Magellan-Straße überfielen ihn wiederum sehr heftige Stürme, so daß er, da ihn drei seiner Schiffe verlassen hatten, eiligst umkehren mußte. Der Mangel an frischen Nahrungsmitteln, die Kälte und Entbehrungen aller Art, welche er zu

erdulden hatte, und die seine Mannschaft decimirten, zwangen ihn, längs der Küste Brasiliens hinaufzusegeln, wo sich die Portugiesen freilich überall jedem Landungsversuche widersetzen. So starb Cavendish, vielleicht ebenso in Folge von Kummer wie von Entbehrung, bevor es ihm gelang, die Gestade Englands wieder zu erreichen.

Ein Jahr nach der Rückkehr der Gefährten Barentz', am 2. Juli 1598, liefen zwei Schiffe, die »Mauritius« und »Hendrick Fredrick«, nebst den beiden Jachten »Eendracht« und »Espérance« mit zweihundertachtundachtzig Mann von Amsterdam aus. Als Commandant dieses Geschwaders fungirte Olivier de Noort, der erst gegen dreißig Jahre zählte, sich durch mehrere weite Reisen aber schon einen Namen erworben hatte. Als Zweiten, sozusagen als Vice-Admiral, hatte er Jakob Claaz d'Ulpenda, und als Lootsen einen gewissen Melis, einen gewandten Seemann von englischer Abkunft. Diese mit Hilfe der Negierung Hollands von mehreren

Kaufleuten in Amsterdam ausgerüstete Expedition verfolgte einen doppelten Zweck, sie sollte den Handel des Landes befördern helfen und dazu auch militärische Maßregeln vorbereiten. Früher begnügten sich die Holländer, von den Portugiesen diejenigen Waaren zu beziehen, welche sie mittelst ihrer Küstenschiffe in ganz Europa weiter vertrieben; jetzt trat an sie die Nothwendigkeit heran, den Bedarf an solchen in den Ursprungsländern selbst zu decken. Deshalb beauftragte man de Noort, seinen Landsleuten den von Magellan eröffneten Weg zu zeigen und dabei den Spaniern und Portugiesen möglichst viel Schaden zuzufügen. Jener Zeit nämlich erließ Philipp II., dessen Joche die Holländer sich eben entzogen, und der auch Portugal seiner Herrschaft unterworfen hatte, ein Verbot an seine Unterthanen, mit den niederländischen Rebellen irgendwelche Handelsbeziehungen zu unterhalten. Eben hierdurch sah sich Holland, wenn es nicht seinem Ruin entgegengehen und dadurch allein schon der spanischen Gewalt wieder verfallen

wollte, gezwungen, nun selbst den Weg nach den Inseln der Gewürze aufzusuchen. Am seltensten segelten feindliche Schiffe durch die Magellan-Straße, diese Route sollte de Noort also einschlagen.

Nach flüchtigem Besuche Coreas ankerten die Holländer im Golf von Guinea, an der Insel do Principo. Die Portugiesen heuchelten eine freundschaftliche Gesinnung gegen die Leute, welche an's Land gekommen waren, benutzten dann aber die günstige Gelegenheit, sich auf sie zu werfen und sie erbarmungslos niederzumachen. Zu den Umgekommenen gehörten Cornille de Noort, der Bruder des Admirals, Melis. Daniel Görrits und Johann von Bremen; nur dem Kapitän Peter Esias gelang es, zu entkommen. Das war freilich ein trauriger Anfang dieses Zuges, eine böse Vorbedeutung, welche leider nicht trügen sollte. Empört über diesen hinterlistigen Schurkenstreich, landete de Noort nun hundertzwanzig Bewaffnete; er fand die Portugiesen aber in so stark befestigter Stellung, daß er nach einem

hitzigen Scharmützel, das ihm wiederum siebzehn Todte und Verwundete kostete, die Anker lichten mußte, ohne den feigen, gemeinen Verrath haben rächen zu können, dem sein Bruder und zwölf seiner Leute zum Opfer gefallen waren. Am 25. December wurde ein Steuermann, Namens Johann Volkers, an der Küste Afrikas ausgesetzt wegen seines disciplinwidrigen Benehmens, wegen offenbarer Auflehnung, und weil er versucht hatte, unter der Besatzung Mißmuth zu erregen. Am 5. Januar kam man in Sicht der Insel Annobon, im Meerbusen von Guinea, etwas unterhalb des Aequators gelegen, und wechselte nun den Kurs, um den Atlantischen Ocean zu überschreiten. Kaum ankerte de Noort in der Bai von Rio de Janeiro, als er einige Matrosen an's Land schickte, um Wasser einzunehmen und von den Eingeborenen Proviant einzukaufen. Die Portugiesen widersetzen sich aber der Landung und tödteten dabei elf Mann. Von dem Gestade Brasiliens durch Portugiesen und Eingeborne vertrieben, von Gegenwinden nach rückwärts verschlagen,

mußten die ihres Piloten beraubten Holländer, nach einem vergeblichen Versuche, die Insel St. Helena aufzufinden, wo sie neue, höchst nothwendig erforderliche Provisionen erhalten zu können hofften, ziellos auf dem Ocean umherirren. Dabei landeten sie an den verlassenen Inseln von Martin-Vaz, kamen wieder am Rio-Doce nach der Küste Brasiliens, das sie für die Insel Ascension hielten, und waren endlich gezwungen, auf der öden Insel Santa-Clara zu überwintern. Der Aufenthalt hier verlief nicht ohne mehrere verderbliche Zwischenfälle. Das Admiralsschiff lief z. B. so heftig gegen eine Klippe an, daß es bei schwererem Seegangerettungslos verloren gewesen wäre. Ferner kam es zu mehreren blutigen und barbarischen Bestrafungen meuterischer Matrosen, unter Anderem eines armen Teufels, dessen Hand, wegen Verletzung eines Steuermannes durch einen Messerstich, an den Mast genagelt wurde. Die zahlreichen Kranken, welche man hier an's Ufer brachte, genasen alle binnen vierzehn Tagen. De Noort blieb vom 2. bis

zum 21. Juni an dieser Insel, welche nur eine Meile vom Festlande entfernt liegt. Bevor er wieder in See ging, mußte er auch noch die »Eendracht« verbrennen, weil es ihm an Matrosen zu deren Führung gebrach. Erst am 20. October und nachdem ihn vielfache Stürme hier- und dorthin verschlagen, konnte er im Hafen Desiré vor Anker gehen, wo die Mannschaft in wenig Tagen eine Anzahl Seehunde und Seelöwen und mehr als 5000 Pinguine erlegte. »Der Admiral, sagt die von de Bry veröffentlichte Uebersetzung von de Noort's Reiseberichte, war mit einer Abtheilung Bewaffneter an's Land gegangen, doch trafen sie keine Eingebornen, nur verschiedene, auf hohen Felsen gelegene Grabstätten, in welchen jene ihre Todten beisetzen, wobei sie viele rothgefärbte Steine über das Grab häufen, das sie außerdem noch mit Wurfspießen, Federbüschchen und anderen sonderbaren Gegenständen, die ihnen wohl als Waffen dienen, auszuschmücken pflegen.«

Die Holländer sahen auch, freilich in zu großer Entfernung, um darauf schießen zu können, Büffel, Hirsche und Strauße und sammelten in einem einzigen Neste zwölf Eier dieser Vögel. Während des Aufenthaltes hierselbst starb der Kapitän Jakob Janß Huy de Cooper und ward am Hafen Desiré begraben. Am 23. November lief die Flotte in die Magellan-Straße ein. Bei einer Landung fielen drei Holländer unter den Streichen der Patagonier, deren Tod durch die Niedermetzelung eines ganzen Enoos-Stammes geahndet wurde. Während der langen Fahrt durch die Sunde und Seebecken der Magellanstraße begegnete man zwei anderen holländischen Schiffen unter Führung Sebald de Weerdt's, der unfern der Mauritius-Bai überwintert hatte; auch wurde der Vice-Admiral Claaz ausgesetzt, angeblich wegen wiederholter Insubordination. Bildet diese, bei den portugiesischen, englischen und holländischen Seefahrern jenes Jahrhunderts so häufig in Ausführung gebrachte Maßregel nicht ein bedeutsames Zeichen der Zeit? Was wir heute als

nichtswürdigste Grausamkeit verurtheilen würden, erschien jenen Leuten, die um ein Menschenleben nicht viel Aufhebens machten, noch eine verhältnißmäßig milde Strafe. Und doch giebt es wohl nichts Grausameres, als einen Menschen ohne Waffen und Nahrungsmittel auf verlassener Küste auszusetzen. Und bedeutet denn die Landung eines solchen in einem von Kanibalen bewohnten Lande, die sich an leckerem Menschenfleisch ergötzen, etwas Anderes als die Verurtheilung zu einem entsetzlichen Tode?

Am 29. Februar 1600 fuhr de Noort in den Pacificischen Ocean ein, nachdem er neunundneunzig Tage zur Reise durch die Magellan-Straße gebraucht hatte. Vierzehn Tage später trennte ihn ein Sturm von der »Hendrick Fredrick«, welche, von da ab verschollen blieb. In Begleitung einer einzigen Jacht ging er bei der Insel Mocha vor Anker, wo er, abweichend von seinen Vorgängern, seitens der Eingeborenen einen freundlichen Empfang fand. Dann folgte er der Küste Chilis, deren Bewohner ihm, im

Austausch gegen Nürnberger Messer, Beile, Hemden, Hüte und andere geringwerthige Gegenstände, Nahrungsmittel in Menge lieferten. Nachdem er längs dieser Küste und der Perus eine Menge Städte verwüstet, geplündert und eingeäschert, auch alle ihm begegnenden Schiffe versenkt und eine beträchtliche Beute zusammengerafft hatte, wich de Noort, auf die Nachricht hin, daß ein Geschwader unter dem Befehle des Bruders des Vicekönigs, Don Louis de Velasco, zu seiner Verfolgung ausgelaufen sei, mit vollen Segeln nach den Ladronen-Inseln aus, wo er am 16. September eintraf.

»In mehr als zweihundert, mit je drei bis fünf Mann besetzten Canots drängten sich hier die Eingeborenen um unser Schiff unter dem lauten Rufe: Hierro, hierro! (Eisen, Eisen!), das bei ihnen in hohem Werthe steht. Sie leben ebensogut im Wasser wie auf dem Lande und verstehen außerordentlich geschickt zu tauchen, was wir daran sahen, daß ein einziger Mann fünf von uns in's Meer geworfene Eisenstücke heraufholte.« De Noort erfuhr auch zu seinem Nachtheile, daß die Inseln

(Ladronen = Diebesinseln) ihren Namen mit vollem Rechte führen. Die Bewohner bemühten sich sogar, die Nägel aus dem Schiffe zu reißen und eigneten sich Alles an, was nur in ihre Hände fiel. Einer derselben, der an einem Tau auf das Schiff geklettert war, hatte sogar die Frechheit, in eine Kabine einzudringen und einen Degen zu stehlen, mit dem er sich in's Meer stürzte.

Vom 14. October ab durchsegelte de Noort den Archipel der Philippinen, ging dabei häufiger an's Land und verbrannte, beraubte oder versenkte eine Menge spanischer und portugiesischer Schiffe und chinesischer Tjonken. Eben kreuzte er in der Meerenge von Manilla, als ihn zwei große spanische Schiffe angriffen. In dem dadurch entstandenen Gefechte hatten die Holländer fünf Todte und fünfundzwanzig Verwundete, büßten aber ihre Brigantine ein, welche mit einer Besatzung von fünfundzwanzig Mann gefangen wurde. Die Spanier verloren mehr als zweihundert Mann, denn ihr Admiralschiff ging in

Flammen auf und versank. Statt die verwundeten oder auch die noch gesunden Menschen, welche sich schwimmend zu retten suchten, aufzunehmen, fuhren die Holländer im Gegentheil dazwischen und gaben nicht Wenigen noch mit ihren Lanzen den Todesstoß. »Nach diesem blutigen und doch nutzlosen Siege rastete de Noort kurze Zeit bei Borneo, nahm in Java eine reiche Ladung Gewürze ein, umschiffte dann das Cap der Guten Hoffnung und traf mit einem einzigen Schiffe und einer Mannschaft von achtundachtzig Köpfen nach einer Reise von nahezu drei Jahren am 26. August in Rotterdam ein. Wenn die Kaufleute, welche früher die Kosten der Ausrüstung bestritten, die Maßnahmen de Noort's billigten, der ihnen eine, die Summe ihrer Auslagen an Werth weit übertreffende Fracht heimbrachte, während er seinen Landsleuten gleichzeitig den Weg nach Indien wies, müssen wir das Lob, welches ihm als Seemann gewiß gebührt, doch beschränken in Hinblick auf die Art und Weise seiner Commandoführung und ihn sogar streng tadeln wegen der Grausamkeit,

welche die erste Erdumsegelung seitens der Holländer durch so viele Blutflecken verunglimpft.

Wir kommen nun auf einen Mann zu sprechen, der bei ebenso großen Vorzügen wie Fehlern des Charakters, ein Leben führte, das sich in den verschiedensten, oft geradezu entgegengesetzten Richtungen bewegte, und der nach Erreichung der höchsten Ehren, welche ein Edelmann nur erstreben kann, des Verrathes und Lehnseidbruches angeklagt, sein Haupt zuletzt noch auf das Schaffot trug. Es handelt sich um Sir Walter Raleigh. Seinen Platz in dieser Galerie berühmter Reisender weisen wir ihm weder als Begründer der englischen Kolonialmacht, noch als Seemann an sich an; wir sehen in ihm hier nur den Entdecker und haben über ihn nicht viel Vortheilhaftes zu sagen. Fünf Jahre hindurch hatte Walter Raleigh sich in Frankreich in dem Kriege gegen die Ligue und mitten unter jenen Gascognern aufgehalten, welche den Kern der Armee Heinrich's von Navarra bildeten. In solcher

Umgebung entwickelte sich sein natürlicher Hang zur Lüge und Prahlerei nur noch weiter. Nach einem Feldzuge gegen die Spanier in den Niederlanden kehrt er im Jahre 1577 nach England zurück und nimmt schnell lebhaften Antheil an den Angelegenheiten seiner drei mutterrechten Brüder Johann, Onfroy und Adrien Gilbert. England durchkämpfte damals eine sehr schwere ökonomische Krise. Der Landbau ging einer Umgestaltung entgegen. Ueberall trat die Benützung der Weide an Stelle der Bearbeitung des Bodens, und die Zahl der ländlichen Hilfsarbeiter schrumpfte dadurch wesentlich zusammen. Daraus entstand ein allgemeines Elend und eine Zunahme der beschäftigungslosen Bevölkerung, welche bald darauf beunruhigende Dimensionen annahm. Gleichzeitig folgte auf lange Kriege endlich der Friede, der während der ganzen Regierungszeit der Königin Elisabeth anhalten sollte, so daß eine große Menge Abenteurer nicht recht wußte, wie sie ihrem Geschmacke nach Gewaltthaten genügen sollte. Unter solchen Verhältnissen tritt

dann die Nothwendigkeit der Auswanderung ein, welche das Land von seiner vorhandenen Ueberbevölkerung befreit, den mit dem Hungertode bedrohten Armen neue Lebensbedingungen auf jungfräulichem Boden bietet und ihrerseits wieder den Einfluß und die Blüthe des Mutterlandes steigert. Alle freieren Geister, welche in England den Ideen der Zeit folgen, wie Hackluyt, Thomas Harriot, Carlyle, Peckham und die Brüder Gilbert sind von dieser Nothwendigkeit überzeugt. Den Letztern aber gebührt die Ehre, geeignete Orte zur Errichtung von Kolonien bezeichnet zu haben. Raleigh selbst schloß sich nur seinen Brüdern an und folgte ihrem Beispiele, er hat aber, wie man es ihm manchmal unrechter Weise zuschreibt, die Ausführung dieses fruchtbringenden Planes, die Kolonisation der atlantischen Küsten Amerikas, weder zuerst in die Hand genommen, noch jenen gar selbst ersonnen. Wenn der bei der launischen und in ihren Neigungen sehr wetterwendischen Königin Elisabeth damals allmächtige Raleigh seine Brüder ermuthigt und auch selbst 40.000

Pfund Sterling auf Kolonisations-Unternehmungen verwendet, so hütet er sich doch weislich, England zu verlassen, denn das viel Geduld und Hingebung erfordernde Ansiedlerleben ist keineswegs nach seinem Geschmacke. Er überläßt sein Patent käuflich an Andere, vergißt aber nicht, sich ein Fünftel der späteren Einkünfte der Kolonie verschreiben zu lassen, da er von der Nutzlosigkeit eigener Anstrengung überzeugt ist.

Gleichzeitig rüstet Raleigh Schiffe aus gegen die spanischen Besitzungen; er betheiligt sich persönlich an den Kämpfen, welche England von der unbezwiglichen Armada befreit, dann unterstützt er die Ansprüche des Priors de Crato auf den Thron von Portugal. Kurz nach der Heimkehr nach England fällt er bei seiner königlichen Herrin in Ungnade, und bald nach seiner Entlassung aus dem Kerker, wonach er auf seinem Schlosse in Sherborne internirt ward, entwirft er den Plan zu seiner Fahrt nach Guyana. Für ihn erscheint das als ein Riesenunternehmen,

dessen wunderbare Erfolge die Augen der ganzen Welt auf ihn lenken und ihm auch die Gunst der Souveränin wieder zuwenden müßten. Wie sollte auch die Entdeckung und Eroberung des Eldorado, jenes Landes, wo, nach Orellana, die Tempel mit wirklichen Goldplatten gedeckt und selbst die gewöhnlichsten Geräthe aus diesem Metalle verfertigt sind, wo man auf kostbaren Steinen hinwandelt – wie sollte das »nicht mehr Ruhm einbringen, so lauten die eigenen Worte Raleigh's in seinem Berichte, als die Thaten Cortez' in Mexico oder Pizarro's in Peru? Wer das vollbracht, dem gehören mehr Städte, Völker und Schätze als der König von Spanien, der Sultan von Marokko oder irgend welcher Kaiser sein nennt!« Wir erwähnten schon früher der von Orellana im Jahre 1539 ausgestreuten Fabeln, welche noch Veranlassung zu manchen anderen geben sollten. Humboldt klärt uns über ihren eigentlichen Ursprung auf durch eine Schilderung der Natur des Bodens und der Felsen, welche den zwischen dem Rio Essequibo und dem Rio Vanco gelegenen

Parima-See umgeben. »Diese Felsen, schreibt der berühmte Reisende, bestehen aus Glimmerschiefer und schillerndem Talk und glänzen in den Strahlen der Tropensonnen inmitten einer spiegelnden Wasserfläche wider.« So erklären sich jene Kuppeln aus massivem Gold, jene Obelisken aus Silber und die Wunderdinge alle, welche der enthusiastische und großprahlerische Sinn der Spanier diese scheinbar sehen ließ. Glaubte Raleigh wohl selbst an das Vorhandensein jener Stadt aus Gold, an deren Eroberung er so viel setzen wollte? War er wirklich davon überzeugt oder unterlag er nicht vielmehr den ruhmgierigen Illusionen seines überreizten Gehirns? Hierüber giebt es zwar keine Gewißheit; unbestreitbar steht aber fest, daß, nach Philarete Chaslers' eigenen Worten, »als er sich einschiffte, Niemand seinen Versprechungen glaubte, daß man seine Uebertreibungen als solche erkannte und vielmehr die endlichen Folgen einer, von einem so wagehalsigen und bezüglich seiner Moralität mehr als zweifelhaften

Manne geleiteten Expedition wirklich fürchtete».

Inzwischen schien es, als ob Raleigh für diesen Plan Alles wohl vorgesehen und auch die nothwendigen Studien nicht vernachlässigt hätte. Er sprach nicht allein von der Natur und dem Boden Guyanas, seinen Erzeugnissen und Bewohnern mit unerschütterlicher Sicherheit, sondern hatte auch dafür gesorgt, auf seine Kosten ein von Kapitän Whiddon befehligtes Schiff vorauszusenden, das der Flotte den Weg bahnen sollte, die er selbst nach den Ufern des Orinoco zu führen gedachte. Freilich bemühte er sich, die dem ganzen Unternehmen sehr ungünstigen Berichte, welche er von seinem Emissär erhielt, vor der Oeffentlichkeit zu verschweigen. Am 9. Februar 1595 ging er selbst von Plymouth unter Segel mit einer kleinen Flotte von fünf Schiffen und hundert Soldaten, ohne die Seeleute, Officiere und Freiwilligen zu rechnen. Nach viertägigem Aufenthalt in Fortaventura, einer der Kanarien, wo er Holz und Wasser faßte, legte er bei

Teneriffa an, um hier mit dem Kapitän Brereton zusammenzutreffen. Nachdem er diesen acht Tage vergeblich erwartet, segelte Raleigh nach Trinidad ab, wo er Whiddon schon fand. Die Insel Trinidad wurde damals von Don Antonio de Berreo verwaltet, der selbst über Guyana genaue Erkundigungen eingezogen hatte. Er sah die Ankunft der Engländer nicht eben mit Vergnügen und sendete sofort nach Cumana und der Insel Marguerita, um Truppen zusammenzuziehen, mit denen er jene angreifen wollte. Gleichzeitig verbot er den Indianern und Spaniern bei Todesstrafe, mit den Engländern irgend welche Verbindungen anzuknüpfen. Raleigh, der hiervon Nachricht erhielt, beschloß jenem zuvorzukommen. Mit Eintritt der Nacht ging er mit hundert Bewaffneten heimlich an's Land, bemächtigte sich ohne Schwertstreich der Stadt St. Joseph, welche die Indianer in Brand setzten, und ließ Berreo nebst anderen hervorragenden Personen nach seinem Schiffe bringen. Gleichzeitig trafen die Kapitäne Georges Gifford und Knynin, von denen er an der

Küste Spaniens getrennt worden war,  
wieder ein. Nun brach er geraden Weges  
nach dem Orinoco zu auf, drang in die Bai  
des Capuri ein mit einer großen Galeere  
und drei, von hundert Soldaten und  
Matrosen bemalten Booten, wand sich  
durch das fast undurchdringliche Gewirr  
von Inseln und Kanälen, das deren  
Mündung bildet, und fuhr den Fluß auf eine  
Strecke von hundertzehn Meilen hinauf.  
Die Erzählungen Raleigh's über seinen Zug  
sind so fabelhafter Art, er häuft mit der  
Ungezwungenheit eines nach den Ufern der  
Themse verpflanzten Gascogners so viel  
Lügen zusammen, daß man versucht ist,  
seinen ganzen Bericht unter die erfundenen  
Reisen zu rechnen. Einige Spanier, welche  
die Stadt Manoa, hier Eldorado genannt,  
gesehen hatten, erzählten ihm, sagt er, daß  
diese an Größe und Reichthümern alle  
Städte der Welt übertreffe, ebenso wie  
Alles, was den Conquistadoren in Amerika  
jemals vor Augen gekommen war. »Hier  
giebt es, fährt er fort, keinen Winter, einen  
gesunden und fruchtbaren Boden, Wild und  
Geflügel aller Art in Ueberfluß; prächtige

Vögel erfüllen die Luft mit noch nie gehörtem Gesang, daß es ein wahres Concert war. Mein Kapitän, den ich ausgeschickt hatte, um nach Bergwerken zu forschen, fand reiche Gold- und Silberminen; da er als einziges Instrument aber nur seinen Degen besaß, konnte er von den Metallen nichts losbrechen, um sie an Ort und Stelle näher zu prüfen, und brachte deshalb nur mehrere lose Stücke mit, welche erst später untersucht werden sollten. Ein Spanier aus Caracas nannte die betreffende Mine »Madre de Oro« (Mutter des Goldes).« Raleigh scheint indeß recht gut gefühlt zu haben, daß man seine Uebertreibungen wohl erkennen möge, und fügte deshalb hinzu: »Man wird vielleicht glauben, daß mich eine falsche, trügerische Illusion getäuscht habe; warum sollte ich aber eine so beschwerliche Fahrt unternommen haben, wenn ich nicht die Ueberzeugung gehabt hätte, daß es auf Erden kein goldreicheres Land gebe als Guyana? Whiddon und Milechappe, unser Wundarzt, brachten mehrere Steine, welche den Saphiren ungemein ähnlich aussahen.

Ich zeigte diese Steine einigen Anwohnern des Orinoco vor, die mir versicherten, daß von solchen Steinen ein ganzer Berg vorhanden sei.« Ein alter Cazike von hundertzehn Jahren, der jedoch ohne Ermüdung noch zehn Meilen zurückzulegen vermochte, kam, ihn zu besuchen, rühmte ihm die große Macht des Herrschers von Manoa und überzeugte ihn, daß seine Kräfte dagegen unzureichend seien. Er schilderte ihm dieses Volk als sehr civilisirte Leute, welche Kleider trugen und große Reichthümer, vorzüglich an Goldplatten, besaßen; endlich sprach er ihm auch von einem Berg aus reinem Gold. Raleigh wollte denselben natürlich aufsuchen, leider befand er sich aber zur Zeit halb unter Wasser gesetzt. »Er hatte die Gestalt eines Thurmes und schien mir eher weiß als gelb. Ein von ihm herabstürzender, während der Regenzeit besonders angeschwollener Bergstrom verursachte ein furchtbares Geräusch, das unsere Leute vollständig betäubte. Ich erinnerte mich der Beschreibung, welche mir Berreo von dem Glanze der Diamanten und kostbarer, in

verschiedenen Theilen des Landes zerstreuten Steine geliefert hatte. Wohl hegte ich über den Werth derselben einige Zweifel; immerhin setzte mich jedoch ihre außerordentliche Weisse in Erstaunen. Nach einer kurzen Ruhe am Ufer des Vinicapara und einem Besuche in dem Dorfe des Caziken, versprach mir Letzterer, mich auf einem Umwege nach dem Fuße jenes Berges zu geleiten; angesichts der unüberwindlichen Schwierigkeiten, die uns entgegentraten, zog ich es aber vor, nach der Mündung des Cumana zurückzukehren, wo die Caziken aus der Nachbarschaft zusammen gekommen waren und zahlreiche, aus selteneren Landeserzeugnissen bestehende Geschenke brachten.« Wir verschonen unsere Leser mit der Beschreibung jener, die gewöhnliche Menschengröße dreimal übertreffenden Volksstämme, jene Cyclopen, d. h. Eingebornen, welche die Augen auf den Schultern, den Mund auf der Brust hatten und denen die Haare mitten auf dem Rücken gewachsen waren – lauter ganz ernsthaft vorgetragene Behauptungen,

welche dem Berichte Raleigh's freilich mehr den Stempel eines Feenmärchens aufdrücken. Beim Durchlesen desselben glaubt man weit eher ein Blatt aus Tausend und eine Nacht vor sich zu haben.

Wenn wir alle diese Schilderungen einer krankhaft erhitzten Phantasie beiseite lassen, welcher Nutzen für die Geographie bleibt dann noch übrig? Nichts, oder doch fast nichts. Jedenfalls war es nicht der Mühe werth, diese phantastische Expedition mit so großem Geräusch, mit einem solchen Aufwand an Reclame anzukündigen, auf welche eigentlich doch nur das Wort des Fabeldichters Anwendung finden kann:

Da denk' ich an einen Dichterling,  
Der sagt: Den Kampf ich jetzt besing'  
Zwischen Titanen und dem Donnergötte!  
Versprochen ist's viel – doch was giebt's  
geschwind? –  
Nichts weiter als Wind.



# **Fünftes Capitel.Missionäre und Kolonisten. Kaufleute und Lustreisende**

## **I.**

Abweichender Charakter des 17. Jahrhunderts. – Eingehende Untersuchung der schon entdeckten Länder. – Dem Durst nach Gold folgt der Glaubenseifer. – Die italienischen Missionäre am Congo. – Die portugiesischen Missionäre in Abyssinien. – Brue am Senegal und Flacourt in Madagaskar. – Die Apostel Indiens, Indo-Chinas und Japans.

---

Das 17. Jahrhundert unterscheidet sich von dem vorhergehenden durchgreifend dadurch, daß die großen Entdeckungen als

solche eigentlich beendet sind und man während dieser Zeit mehr nur darauf ausgeht, die schon erworbenen Kenntnisse zu vervollständigen. Es contrastirt deshalb ebenso mit dem folgenden, weil die wissenschaftlichen Methoden noch nicht zur Anwendung kommen, deren sich Seeleute und Astronomen hundert Jahre später befleißigten. Es gewinnt wirklich den Anschein, als hätten die Berichte der ersten Entdecker, welche von den durchstreiften Gegenden doch im Grunde nur einen oberflächlichen Ueberblick gewinnen konnten, nach manchen Seiten hin einen ungünstigen Einfluß auf den Volksgeist ausgeübt. Die Neugierde in der strengsten Bedeutung des Wortes erreichte den höchsten Grad. Man durchschwärmt die ganze Welt, um eine Vorstellung von den Sitten und Gebräuchen jeder Nation, den Erzeugnissen und der Industrie jedes Landes zu erlangen, aber – man studirt nicht. Man bemüht sich nicht, auf die Quellen zurückzugehen und sich über das Warum der Dinge Rechenschaft zu geben. Mit Befriedigung der Neugierde ist der

Zweck erreicht. Alle Beobachtungen sind nur ganz oberflächlich, und es scheint, als hätte Jeder die größte Eile, alle im 16. Jahrhundert aufgefundenen Gegenden wenigstens einmal zu durchstreifen.

Der plötzlich über Europa hereinströmende Ueberfluß an Schätzen führt denn zu einer ökonomischen Krisis. Handel und Industrie verändern sich und wechseln ihre Stellung. Neue Wege sind eröffnet, neue Bedürfnisse treten auf, der Luxus und das Streben, sich durch waghalsige Speculationen schnell zu bereichern, verdreht die Köpfe. An Stelle Venedigs, das bezüglich des Welthandels seine Rolle ausgespielt hat, treten die Holländer, welche, nach einem glücklich gewählten Ausdruck Leroy-Beaulieu's, »sich zu Spediteuren und Lieferanten ganz Europas entwickeln«, während die Engländer gleichzeitig die Grundmauern ihres ungeheuren Kolonialreiches errichten.

Den Kaufleuten folgen die Missionäre auf dem Fuße. Sie überschwemmen in zahlreichen Gesellschaften die

neuentdeckten Gebiete, evangelisiren und civilisiren die wilden Völker, studiren und beschreiben die Länder. Das Aufleben des Glaubenseifers ist einer der hervorragendsten Züge des 17. Jahrhunderts, und wir können nicht umhin, jenen gottergebenen, gelehrten und doch bescheidenen Männern unsere Anerkennung für alles Das zu zollen, was Geographie und Geschichte ihrer Thätigkeit verdankt. Der Reisende durchwandert nur das Land, der Missionär verweilt in demselben. Dem Letzteren wird es offenbar weit leichter, sich eingehendere Kenntniß von der Geschichte und der Bildungsstufe der Völker zu verschaffen, denen er seine Kräfte widmet. Es erscheint also ganz natürlich, daß wir von ihnen noch Reiseberichte, Beschreibungen und Geschichtswerke besitzen, welche den späteren Arbeiten als Grundlage dienten und noch heutzutage als Quellen benutzt werden.

Wenn diese Reflexion ganz im Allgemeinen ihre Geltung hat, so ist das doch ganz

besonders der Fall bezüglich Afrikas und Abyssiniens. Was kannte man aber im 17. Jahrhundert von diesem gewaltigen, dreieckigen Festlande? Nichts als die Küsten, wird man antworten wollen. Weit gefehlt! Schon von den ältesten Zeiten her waren der Astapus und der Bahr-el Abiad, die beiden Arme des Nils, bekannt. Die Alten drangen vielleicht sogar, wenn man dem von Mariette in Karnak aufgefundenen Verzeichniß der Völker und Länder Glauben schenken darf, bis zu den großen Seen des Innern vor. Im 12. Jahrhundert schon verfaßte der arabische Geograph Edrisi für Roger II. von Sizilien eine ausgezeichnete Beschreibung Afrikas und bestätigt darin obige Angaben. Später durchreisen Cadamosto und Ibn Batuta Afrika, und der Letztere gelangt bis Tombuctu. Marco Polo erklärt, daß Asien nur durch die Landenge von Suez mit Afrika zusammenhänge und besucht Madagascar. Endlich, nachdem die Portugiesen bald nach Vasco da Gama die Umschiffung ganz Afrikas durchgeführt haben, bleiben einige derselben in

Abyssinien zurück und schnell entwickeln sich gewisse diplomatische Beziehungen zwischen diesem Reiche und Portugal.

Ueber Francesco Alvarez theilten wir schon früher in Kürze Einiges mit; ihm auf dem Fuße ließen sich nun im Lande mehrere portugiesische Missionäre nieder, unter denen die beiden Patres Paez und Lobo besondere Erwähnung verdienen.

Pater Paez verließ Goa im Jahre 1588, um an der Ostküste Nordafrikas das Christenthum zu predigen. Nach mancherlei traurigen Unfällen landete er in Massaouah in Abyssinien, durchstreifte das Land und drang im Jahre 1618 sogar bis zu den Quellen des blauen Nils vor – eine Entdeckung, deren Authenticität Brue weit später bestätigte, während der erste Bericht über dieselbe nur in unwichtigen Einzelheiten von dem des schottischen Reisenden abweicht. Im Jahre 1604 schon war der Genannte zu dem Könige Za Denghel gekommen und predigte hier die christliche Lehre mit solchem Erfolge, daß er jenen nebst seinem ganzen Hofe in

kurzer Zeit bekehrt hatte. Er gewann nach und nach auch einen solchen Einfluß auf den abyssinischen Monarchen, daß dieser an den Papst und den König von Spanien schrieb, um Beiden seine Freundschaft anzubieten, und sich von ihnen geeignete Männer erbat, um seine Unterthanen zu unterrichten.

Pater Jeronimo Lobo reiste mit Alphons Meneses, dem Patriarchen von Aethiopien, im Jahre 1625 nach Abyssinien ab. Jetzt hatten sich freilich die Zeiten geändert. Der von Paez bekehrte König war ermordet worden und sein Nachfolger, der die portugiesischen Missionäre in's Land rief, fand ebenfalls einen schnellen Tod. Zahlreiche Widersacher erhoben sich gegen die Christen, und die Missionäre wurden vertrieben, eingekerkert oder den Türken ausgeliefert. Lobo erhielt damals den Auftrag, die nöthige Summe zum Loskauf seiner Confratres herbeizuschaffen. Nach zahlreichen Wechselfällen, die ihn nach Brasilien, Carthagena, Cadix, Sevilla, Lissabon und Rom führten, übermittelte er

dem Könige von Spanien und dem Papste sehr specielle und zahlreiche Nachrichten von der äthiopischen Kirche und den Sitten der Landesbewohner, unternahm dann eine letzte Reise nach Indien und starb nach der Heimkehr nach Lissabon im Jahre 1678.

An der atlantischen Küste, in der Nähe des Congo, war das Christenthum schon im Jahre 1489, also mit der Zeit der Entdeckungen der Portugiesen, eingeführt worden. Zuerst sandte man Dominicaner dahin ab; da sie sich aber keiner Erfolge rühmen konnten, ersetzte sie der Papst mit Zustimmung des Königs von Portugal durch italienische Kapuziner, nämlich Carli de Placenza, 1667, Johann Antonio Cavazzi von 1654-1668, ferner Antonio Zucchelli und Gradiasca, von 1696-1704. Wir erwähnen dieser Missionäre nur, weil sie einen Bericht über ihre Reise hinterlassen haben. Cavazzi erforschte nach und nach Angola, das Land Mataneba und die Inseln Coanza und Loana. In seinem apostolischen Eifer, die Neger zu bekehren, fand er keine besseren Mittel, als z. B. deren

Götzenbilder zu verbrennen, ihre Könige wegen der seit Urzeiten gebräuchlichen Vielweiberei hart zu tadeln und Rückfällige der Tortur zu unterwerfen oder sie durch Geißelhiebe zu zerfleischen. Trotzdem errang er sich bei den Eingeborenen ein immer steigendes Ansehen, das bei geschickter Ausnutzung recht achtungswerthe Resultate für die Entwicklung der Kultur und die Fortschritte der Religion hätte erzielen können. Denselben Tadel wie Cavazzi verdienen auch der Pater Zucchelli und die übrigen Missionäre am Congo.

Der im Jahre 1687 in Rom erschienene Bericht Cavazzi's behauptet, daß sich der portugiesische Einfluß bis auf zwei- bis dreihundert Meilen in's Innere des Landes erstreckt habe. Im Innern gab es damals eine sehr bedeutende Stadt, San-Salvador, welche zwölf Kirchen und ein Jesuiten-Collegium besaß und 50.000 Seelen zählte. Pigafetta veröffentlichte zu Ende des 14. Jahrhunderts einen Bericht über die Reise Duart Lopez', des Gesandten des Königs

von Congo, bei den Höfen von Rom und Lissabon. Eine beigegebene Karte zeigt den See Zambre an der Stelle, welche der Taganyika einnimmt, und weiter im Westen den See Acque Lunda, aus dem der Congo entspringt; unter dem Aequator sind zwei Seen verzeichnet, der eine als See des Nils, der andere östlichere unter dem Namen Colue; sie scheinen dem Albert- und dem Victoria-Nyanza zu entsprechen. Diese merkwürdigen Nachrichten wurden jedoch als unzuverlässig von den Geographen des 19. Jahrhunderts verworfen, welche das Innere Afrikas ganz weiß, also unbezeichnet ließen.

An der Westküste Afrikas, und zwar am Senegal, hatten die Franzosen Niederlassungen gegründet, die unter der staatsklugen Verwaltung Andreas Brue's bald eine beträchtliche Ausdehnung gewannen. Der Genannte, »Commandant an Königs Statt und General-Director der königlichen Gesellschaft von Frankreich an der Küste von Senegal und anderen Orten« – so lautete sein officieller Titel – verdient,

wenn sein Name auch weniger bekannt wurde und auch unser Abriß seines Lebens nur sehr kurz ausfallen kann, dennoch einen der ersten Plätze unter den Kolonisatoren und Forschern seiner Zeit. Nicht zufrieden damit, die französische Kolonie bis zu ihren heutigen Grenzen auszudehnen, zog er auch beobachtend durch Gebiete, welche erst in neuester Zeit Lieutenant Mage wieder besuchte oder die überhaupt kein Menschenauge seitdem wieder erblickt hat. Andreas Brue schob die französischen Posten vor: im Osten bis über die Vereinigung des Senegal und der Faleme; im Norden bis Arguin, welches Frankreich unter Wahrung seiner Rechte vorläufig aufgegeben hat, im Süden bis zur Insel Bisar. Im Innern besuchte er Galam, das goldreiche Bambuk und erwarb sich zuerst sichere Kenntnisse über die Pouls, Peuls und Fouls, sowie über die Yoloffs und Muselmänner, welche von Norden herabgezogen, um sämmtliche Negerbevölkerung des Landes ihrem Glauben zu unterwerfen. Die von Brue über die Geschichte und die Wanderungen jener

Volksstämme gesammelten Nachrichten sind von unschätzbarem Werthe; sie geben dem Geographen und Historiker noch heute höchst brauchbare Aufschlüsse. Brue hinterließ uns nicht allein einen Bericht über die Ereignisse, deren Zeuge er selbst gewesen, und eine Beschreibung von den von ihm besuchten Gegenden, sondern wir verdanken ihm auch zahlreiche Nachweisungen über die Erzeugnisse des Landes, über dessen Pflanzen- und Thierwelt und über Alles, was vom Standpunkt des Handels oder der Industrie von Interesse sein kann. Diese denkwürdigen, vom Pater Labat allerdings sehr ungeschickt zusammengestellten Dokumente machte erst vor wenig Jahren Berliouz zum Gegenstand einer hochinteressanten Arbeit.

Im Südosten Afrikas gründeten die Franzosen ferner während der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts einige Handelsniederlassungen auf Madagascar, einer seit langer Zeit unter dem Namen St. Lorenz bekannten Insel. Sie errichteten das

unter dem Befehl de Flacourt's stehende Fort Dauphin, durchforschten mehrere bisher unbekannte Theile der Insel selbst, sowie verschiedene Inseln in der Nähe der Festlandküste, und eroberten im Jahre 1649 die Mascarenhas (Maskarenische Inseln).

Wenn sich de Flacourt gegen seine Landsleute zwar fest, doch gemäßigt erwies, so verfuhr er leider nicht ebenso gegen die Eingeborenen, und führte dadurch einen allgemeinen Aufstand herbei, in Folge dessen er abgerufen wurde.

Uebrigens drang nur außerordentlich selten Jemand in das Innere von Madagascar ein und wir müssen bis auf unsere Tage zurückgehen, um einer ernsthaften Forschungsreise durch dasselbe zu begegnen.

Die einzigen über Indo-China und Thibet nach Europa im Laufe des 17. Jahrhunderts gelangten Nachrichten röhren auch nur von Missionären her. Die Namen der Patres Alexander von Rhodus, Antonio d'Andrada, Avril und Benedict Goes dürfen hierbei nicht mit Stillschweigen übergangen

werden. In ihren *Lettres annuelles* findet man Aufschlüsse über die den Europäern so lange verschlossenen Länder, welche auch heute des Interesses noch nicht entbehren. In Cochinchina und Tonkin widmete sich Pater Tachard astronomischen Studien, die zur Evidenz nachweisen, wie falsch die von Ptolomäus angegebenen

Längenverhältnisse waren. Sie lenkten die Aufmerksamkeit der ganzen gelehrten Welt auf die Notwendigkeit einer Reform der geographischen Darstellung der Länder des äußersten Ostens und auf die Unentbehrlichkeit genauer Beobachtungen, welche entweder Special-Gelehrte oder mit den astronomischen Berechnungen vertraute Seefahrer vornehmen sollten. Das Land, welches die Missionäre am meisten anzog, war China, jenes ungeheure, volkreiche Land, das seit der Ankunft der Europäer in Indien die absurde Politik der Abschließung vor den Fremden mit äußerster Strenge durchgeführt hatte. Erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts erhielten einige Missionäre die oft nachgesuchte Erlaubniß, sich in's Innere des Reiches der

Mitte begeben zu dürfen. Ihre mathematischen und astronomischen Kenntnisse erleichterten ihnen den Aufenthalt daselbst und gestatteten ihnen, entweder in den uralten Annalen des Landes oder während ihrer vielfachen Reisen eine erstaunliche Menge werthvoller Kenntnisse von der Geschichte, Ethnographie und Geographie des himmlischen Reiches zu sammeln. Den Missionären Mendoza, Ricci, Trigault, Visdelou, Lecomte, Verbiest, Navarrete, Schall und Martini gebührt das Verdienst, den Wissenschaften und Künsten Europas in China Eingang verschafft und im Abendlande die ersten verlässlichen und der Wahrheit entsprechenden Nachrichten von der auf derselben Stufe verharrenden Civilisation des »Landes der Blumen« verbreitet zu haben.

## II.

Die Holländer auf den Gewürz-Inseln. – Lemaire und Schouten. – Tasman. –

Mendana. – Quiros und Torres. – Pyvard de Laval. – Pietro della Valle. – Tavernier. – Thévenot. – Bernier. – Robert Knox. – Chardin. – De Bruyn. – Kämpfer.

---

Die Holländer erkannten sehr bald die Schwäche und Haltlosigkeit der portugiesischen Herrschaft in Asien. Sie fühlten heraus, wie leicht eine thatkräftige, kluge Nation sich in kurzer Zeit den ganzen Orienthandel müsse aneignen können. Nach zahlreichen privaten Expeditionen und Entdeckungsfahrten hatten sie im Jahre 1602 die berühmte indische Handelscompagnie gegründet, welche die Blüthe und den Reichthum der Metropole so außerordentlich fördern sollte. Bei ihren Streitigkeiten mit den Portugiesen sowohl, wie in allen ihren Beziehungen zu den Eingebornen befleißigte sich die Compagnie einer Politik der weisen Mäßigung. Statt eigene Niederlassungen zu

grünenden oder die den Portugiesen abgenommenen Befestigungen zu besetzen und wieder herzustellen, traten die Holländer überall als einfache, ausschließlich mit ihrem Handel beschäftigte Kaufleute auf. Sie vermieden es augenscheinlich, befestigte Comptoirs zu errichten, außer an Stellen, wo solche zur Beherrschung wichtiger Handelsstraßen dienten. Dabei gelang es ihnen, sich bald des ganzen Küstenhandels zwischen Indien, China Japan und Oceanien zu bemächtigen. Der einzige Fehler der fast allmächtigen Compagnie bestand darin, daß sie das Monopol des Gewürzhandels für sich in Anspruch nahm. Sie vertrieb von den Molukken und den Sunda-Inseln alle Fremden, welche daselbst schon ansässig waren oder um Fracht einzunehmen dahin kamen, und ging bald soweit, daß sie, um den Preis dieser kostbaren Waaren noch zu steigern, den Anbau gewisser Erzeugnisse auf vielen Inseln ganz untersagte und die Ausfuhr oder den Verkauf von Samen oder Stöcklingen der Gewürzpflanzen bei Todesstrafe verbot. Binnen wenig Jahren

hatten sich die Holländer auf Java, Sumatra, Borneo, den Molukken, dem Cap der Guten Hoffnung, kurz auf allen den Punkten festgesetzt, welche als Ankerplätze für die nach Europa zurückkehrenden Schiffe die geeignete Lage besaßen.

Zu dieser Zeit nun entwarf ein reicher Amsterdamer Kaufmann, Jakob Lemaire, im Verein mit einem erfahrenen Seemann, Wilhelm Cornelis Schouten, den Plan, auf einem neuen Wege nach Indien zu gelangen. Die Staaten von Holland hatten nämlich jedem, nicht im Dienste der Indischen Handelscompagnie stehenden Unterthan der Vereinigten Niederlande verboten, nach den Gewürz-Inseln um das Cap der Guten Hoffnung oder durch die Magellan-Straße zu segeln. Schouten, sagen die Einen, Lemaire, behaupten Andere, kamen nun auf den Gedanken, dieses Verbot durch Aufsuchung eines neuen Weges noch unterhalb der Magellan-Straße zu umgehen. Gewiß ist, daß Lemaire für die Hälfte der Expeditions-Umkosten aufkam, während Schouten mit Hilfe verschiedener

Kaufleute, deren Namen erhalten geblieben sind und die in der Stadt Hoorn eine hervorragende Rolle spielten, die andere Hälfte beisteuerte. Sie rüsteten ein Schiff von 360 Tonnen, die »Concorde«, und eine Jacht aus mit einer Besatzung von 66 Mann und 29 Kanonen. Offenbar entsprach diese Machtentfaltung keineswegs der Größe des Unternehmens. Doch Schouten war ein geschickter Seemann, die Manschet sorgsam ausgewählt und die Schiffe besaßen Ueberfluß an Proviant und Reserve-Takelwerk. Lemaire nahm die Stellung des Secretärs, Schouten die des Kapitäns auf dem Schiffe ein. Ueber Ziel und Absicht der Fahrt beobachtete man strenge Verschwiegenheit. Officiere und Matrosen verpflichteten sich in ihren Contracten, überallhin mitzugehen, wohin man sie führen würde. Am 25. Juni 1615, d. h. elf Tage nach der Abfahrt von der Insel Texel, als eine Indiskretion nicht ferner zu befürchten war, wurde die Mannschaft zusammenberufen und ihr durch Vorlesung eines Schriftstückes bekannt gegeben, »daß die beiden Fahrzeuge bestimmt seien, noch

einen anderen Weg als die Magellan-Straße nach dem Südmeere aufzusuchen und noch neue, südlicher gelegene Länder zu entdecken, in der Hoffnung, dort reiche Schätze zu erwerben und, wenn der Himmel das Vorhaben begünstigte, durch dasselbe Meer nach Ostindien zu segeln«. Die ganze Besatzung nahm diese Erklärung mit enthusiastischem Beifall auf, eine Folge der Vorliebe für weitaussehende Entdeckungen, welche jener Zeit alle Holländer beseelte.

Der gewöhnlich eingehaltene Weg nach Südamerika führte, wie der Leser schon bemerkt haben wird, längs der Küste Afrikas hin, bis etwas unterhalb der Linie. Auch die »Concorde« wich hiervon nicht ab; sie erreichte das Gestade Brasiliens, Patagoniens und den Hafen von Desiré, hundert Meilen nördlich von der Magellan-Straße. Mehrere Tage hinderte ein Sturm die Schiffe am Einlaufen in den Hafen. Die Jacht kam während der Ebbe sogar auf die Seite und trocken zu liegen, wurde aber mit der Fluth, freilich nur für kurze Zeit, wieder

flott, denn während der Ausbesserung ihres Rumpfes fing die Takelage Feuer, das trotz der angestrengtesten Bemühung der Mannschaften beider Schiffe das Fahrzeug vollständig verzehrte. Am 13. Januar 1616 erreichten Lemaire und Schouten die von Sebald de Weerdt entdeckten Sebaldine-Inseln und folgten dem Ufer Feuerlands in geringer Entfernung vom Lande. Die Küste verlief nach Ost-Viertelsüdost und war von hohen, schneebedeckten Bergen umrahmt. Die Entfernung zwischen beiden Inseln betrug, oberflächlicher Schätzung nach, acht Meilen, und man segelte also in die sie trennende Meerenge ein. Diese erwies sich so voller Walfische, daß das Schiff wiederholt laviren mußte, um jenen auszuweichen. Die östliche Insel erhielt den Namen Staatenland, die westlicher gelegene Moriz von Nassau.

Vierundzwanzig Stunden nach dem Einlaufen in diese Meerenge, der man den Namen Lemaire beilegte, kam das Schiff wieder aus derselben heraus. Einen steuerbordseits gelegenen Archipel kleiner

Inseln taufte man Barneveldt, zu Ehren des Großpensionärs von Holland. Unter dem 58. Grade südlicher Breite umschiffte Lemaire das zur Erinnerung an die Stadt, welche die Expedition gefördert hatte, so genannte Cap Hoorn und gelangte damit in das Südmeer. Lemaire segelte sofort bis zur Höhe der Juan-Fernandez-Inseln hinauf, wo er anzuhalten gedachte, um seiner vom Scorbust ergriffenen Mannschaft Zeit zur Erholung zu gönnen. So wie früher Magellan, kamen auch Lemaire und Schouten an vielen Inselgruppen Polynesiens vorüber, ohne diese zu sehen, und landeten am 10. April zuerst bei der Hunde-Insel, wo sie sich freilich nur etwas Trinkwasser und einige Kräuter verschaffen konnten. Man hoffte, die Salomons-Inseln zu finden, segelte aber durch den nördlichen Theil des Gefährlichen Archipels und entdeckte dabei die Insel Waterland, so benannt wegen eines großen Binnensees auf derselben, und die Mücken-Insel, wegen der unzähligen Schwärme dieser Insecten, welche das Schiff überfielen und deren man sich in keiner

Weise erwehren konnte, bis sie nach vier Tagen bei einem Wechsel des Windes von selbst verschwanden. Weiter durchschnitt Lemaire den Archipel der Freundschafts-Inseln und erreichte die Schiffer-Inseln oder die Sanwa-Gruppe, von der noch vier kleine Inseln den ihnen damals zugelegten Namen tragen, nämlich Goed Hope, die Cocos-, die Horns-Insel und die Insel der Verräther. Die Bewohner derselben stahlen ganz außerordentlich; sie versuchten, die Bolzen aus den Schiffsplanken zu reißen und die Ketten zu lösen. Da der Scorbust noch immer unter der Mannschaft herrschte, war man über die Geschenke des Königs, einen schwarzen Eber und verschiedene Früchte, sehr erfreut. Dieser Häuptling, Namens Latu, näherte sich dem Schiffe auch selbst in einer großen, den holländischen Schlitten ähnlichen Segel-Pirogue und begleitet von fünfundzwanzig anderen Booten. Er wagte es nicht, an Bord der »Concorde« zu gehen; sein Sohn besaß jedoch mehr Muth und nahm mit großer Neugier Alles, was er sah, genau in Augenschein. Am nächsten Tage kamen die

Piroguen in noch größerer Anzahl wieder, und die Holländer erkannten aus gewissen Anzeichen, daß es auf einen Angriff abgesehen sei. Wirklich prasselt ganz unvermuthet ein dichter Steinhagel auf das Schiff nieder; die Piroguen drängen sich näher heran und die Holländer sind, um sie abzuwehren, genöthigt, eine Gewehrsalve auf dieselben abzugeben. Diese Insel erhielt, gewiß mit vollem Rechte, den Namen der Verräther-Insel.

Man schrieb jetzt den 18. Mai. Lemaire ließ nun nach Norden wenden, um im Norden von Neu-Guinea nach den Molukken zu gelangen. Wahrscheinlich kam er auf diesem Wege bei den Gruppen der Salomons-, der Admiralitäts- und der Tausend-Inseln vorüber; dann folgte er der Küste von Guinea vom 143. Grade ab bis zur Geelwink-Bai. Er ging häufig an's Land und benannte sehr viele Punkte, z. B. die Fünfundzwanzig-Inseln, die wohl einen Theil der Admiralitäts-Inselgruppe bilden, die Hohe Ecke, den Hohen Berg (Hoog-Berg), der einem Theile der benachbarten

Küste der Kornelis-Kinerz-Bai zu entsprechen scheint, Moa und Arimoa, zwei später von Tasman wieder aufgefundene Eilande, die Insel, welche damals den Namen Schouten's erhielt und heute Mysore heißt, nicht zu verwechseln mit anderen, westlicher an der Küste Guineas gelegenen Schouten-Inseln, endlich das Cap Goede-Hop, unter welchem allem Anschein nach das Cap Saavedra am äußersten westlichen Ausläufer von Mysore zu verstehen ist. Nachdem sie dann noch in Sicht des Papua-Landes gekommen, landeten Lemaire und Schouten bei Gilolo, einer der Molukken, und erfreuten sich hier seitens ihrer Landsleute des herzlichsten Empfanges.

Hier rasteten die Holländer, um sich von ihren langen Strapazen zu erholen und die Scorbukranken genesen zu lassen, brachen dann aber nach Batavia auf, wo sie, nur dreizehn Monate nach ihrer Abfahrt von Texel und mit dem für diese weite Reise geringfügigen Verluste von dreizehn Mann am 23. October 1616 eintrafen. Die

Indische Compagnie ließ es sich aber nicht gefallen, daß ihre Privilegien verletzt würden und Jemand auf einem anderen als den in ihren Patenten bezeichneten Wege nach Indien segelte. Der Statthalter verfügte also die Beschlagnahme der »Concorde« und die Verhaftung der Officiere und Matrosen, welche er nach Holland einschiffen ließ, wo ihnen der Proceß gemacht werden sollte. Der arme Lemaire, welcher gewiß auf eine andere Anerkennung seiner Anstrengungen und vielfachen Entdeckungen gerechnet haben mochte, konnte diesen unerwarteten Schlag nicht aushalten; er erkrankte bald darauf und verschied etwa auf der Höhe der Insel Mauritius. Schouten selbst scheint nach seiner Heimkehr in das Vaterland nicht besonders belästigt worden zu sein, denn er unternahm noch mehrere Reisen nach Indien, die sich jedoch durch keine weitere Entdeckung auszeichneten. Er war eben, im Jahre 1625, auf der Rückkehr nach Europa begriffen, als ihn ungünstiges Wetter zum Einlaufen in die Bai von Antongil, an der

Ostküste von Madagascar, nöthigte, wo er nach kurzem Krankenlager verschied.

Das war die bemerkenswerthe Seereise, welche durch den Lemaire-Sund einen kürzeren und gefahrloseren Weg als durch die Magellan-Straße eröffnete, eine Expedition, welche sich ebenso durch vielfache Entdeckungen in Oceanien, wie durch eine aufmerksamere Erforschung der schon von spanischen oder portugiesischen Seefahrern gesehenen Punkte auszeichnete. Freilich ist es zuweilen schwierig, dem einen oder dem anderen Volke mit Sicherheit den ihm bei der Entdeckung der Inseln, Länder und Archipele in der Nachbarschaft Australiens gebührenden Anteil zuzusprechen.

Da wir einmal von den Holländern reden, so weichen wir hier ein wenig von der chronologischen Ordnung der Entdeckungen ab, um die Expeditionen Johann Abel Tasman's vor denen Mendana's und Quiros' zu erzählen.

Man weiß so gut wie gar nichts von dem ersten Auftreten Tasman's, nichts, wie er dazu kam, sich der Laufbahn eines Seemanns zu widmen, noch wie er die Kenntnisse und maritime Geschicklichkeit erworben hatte, von denen er so leuchtende Proben ablegte und die ihn zu so hochwichtigen Entdeckungen führten. Seine Biographie beginnt erst mit seiner Abfahrt aus Batavia am 2. Juni 1639. Nachdem er die Philippinen passirt, soll er bei dieser ersten Fahrt in Gesellschaft von Mathieu-Quast die Bonin-Inseln besucht haben, welche man damals unter dem etwas phantastischen Namen der »Gold- und Silber-Inseln« kannte. Bei einer zweiten, aus zwei Schiffen bestehenden und von ihm als Oberbefehlshaber geleiteten Expedition verließ er Batavia am 14. August 1642, erreichte am 5. September die Insel Mauritius und drang nun, zur Aufsuchung des australischen Continentes nach Südosten vor. Am 24. November entdeckte er unter  $42^{\circ} 25'$  südlicher Breite ein Land, dem er den Namen Van Diemen's, des Gouverneurs der Sunda-Inseln, beilegte,

das aber heute richtiger Tasmanien genannt wird. In der Frederik Henry-Bai vor Anker gegangen, überzeugte er sich zwar, daß das Land bewohnt sei, konnte aber keinen Eingeborenen zu Gesicht bekommen.

Eine Zeit lang folgte er der Küste desselben, segelte dann aber zuerst ein Stück nach Osten und später nach Norden, um nach dem Salomons-Archipel zu gelangen. Am 13. December kam er unter  $42^{\circ} 10'$  südlicher Breite in Sicht eines gebirgigen Landes, dessen nach Norden verlaufendes Ufer er bis zum 18. December verfolgte. Dann ging er in einer Bai desselben vor Anker; auch die Muthigsten der Wilden, welche er hier traf, wagten sich nicht über Steinwurfweite an sein Schiff heran. Ihre Stimme klang rauh, ihre Gestalt war groß und die Hautfarbe gelblich-braun; die schwarzen Haare, welche sie fast ebenso lang trugen wie die Japaner, waren über dem Scheitel zusammengebunden. Am folgenden Tage wagten sie es, eines der Schiffe zu betreten, um einige Gegenstände auszutauschen. Durch dieses friedliche

Auftreten getäuscht, schickte Tasman zur genaueren Kenntnißnahme des Ufers eine Schaluppe an's Land. Drei der darin befindlichen Seeleute wurden ohne jede Veranlassung von den Eingeborenen getötet und die Uebrigen konnten sich nur schwimmend retten, bis andere Boote von den Schiffen sie aufnahmen. Als man nun aber auf die Angreifer Feuer geben wollte, waren diese längst verschwunden. Der Ort dieses traurigen Vorfalles erhielt den Namen »die Bai der Mörder« (Moordenaars Bay). Da sich Tasman hierdurch überzeugte, daß er doch keinerlei Verbindung mit diesen verwilderten Stämmen anknüpfen könne, lichtete er die Anker und folgte der Küste bis an ihr äußerstes Ende, das er, zu Ehren seiner »Herzensdame«, Maria Van-Diemen taufte, denn er soll, einer unverbürgten Sage nach, sogar kühn genug gewesen sein, um die Hand der Tochter des Statthalters von Ostindien anzuhalten, wofür ihn dieser zur Strafe mit zwei gebrechlichen Schiffen, den »Heemskerke« und dem »Zeechen« auf's Meer hinausschickte.

Das ganze bei jener Fahrt der letzten Wochen entdeckte Gebiet erhielt den Namen »Staaten-Land«, der jedoch bald gegen »Neu-Seeland« vertauscht wurde. Am 21. Januar 1643 entdeckte man die Inseln Amsterdam und Rotterdam, wo man eine Menge Schweine, Hühner und eßbare Früchte vorfand. Am 6. Februar liefen die Schiffe in einen Archipel von gegen zwanzig Inseln ein, welche die Prinz Wilhelms-Inseln genannt wurden; weiter folgte Tasman, bei Anthony-Java vorübersegelnd, der Küste Neu-Guineas vom Cap St. Maria ab, berührte manche Punkte, welche Lemaire und Schouten schon früher besucht hatten, und ging am 15. Juni in Batavia nach zehnmonatlicher Reise wieder vor Anker.

Bei einer zweiten Expedition sollte Tasman, entsprechend seiner Instructionen vom Jahre 1664, Van Diemens-Land besuchen und die Westküste Neu-Guineas genauer aufnehmen, bis er zum 17. Grade südlicher Breite käme, um zu erfahren, ob diese vermeintliche Insel etwa zum australischen,

d. h. östlichen Festlande gehöre. Tasman scheint diese Vorschriften jedoch nicht durchgeführt zu haben. Uebrigens ist man durch den Verlust seiner Tagebücher vollständig darüber unklar geblieben, welchen Weg er wirklich eingeschlagen und was er dabei entdeckt haben mag. Von dieser Zeit ab hat man auch keinerlei Kenntniß von den Ereignissen des Endes seiner Laufbahn, ebensowenig von dem Orte und der Zeit seines Todes.

Nachdem Albuquerque Malakka erobert, kamen die Portugiesen auf den Gedanken, daß sich auch im Süden von Asien noch eine neue Welt befinden müsse. Dieser Anschauung schlossen sich die Spanier ebenfalls bald an, und von der Zeit ab unternahm man eine ganze Reihe von Fahrten nach dem Pacificischen Ocean, um einen östlichen Continent aufzusuchen, dessen Vorhandensein eine geographische Nothwendigkeit erschien, gegenüber der ungeheuren Ausdehnung der schon bekannten Landmassen. Groß-Java, später Neu-Holland und zuletzt Australien

genannt, war vielleicht schon von Franzosen, wahrscheinlich aber von Saavedra zwischen 1530 und 1540 zum ersten Male gesehen worden und wurde nun von einer Menge von Seeleuten aufgesucht, unter denen wir die Portugiesen Serrao und Meneses und die Spanier Saavedra, Hernando de Grivalja, Alvarado und Inigo Ortéz de Retes erwähnen, welche den größten Theil der Nachbarinseln Neu-Guineas und auch diese große Insel eingehend erforschten. Ihnen folgten Mendana, Torres und Quiros, bei denen wir wegen der hohen Bedeutung ihrer Entdeckungen etwas länger verweilen.

Alvaro Mendana de Neyra war der Neffe des Gouverneurs von Lima, Don Pedro de Castro, der das Project seines Neffen, im Pacificischen Ocean noch unbekannte Länder aufzusuchen, bei der Regierung des Mutterlandes mit allen Kräften unterstützte. Mendana zählte erst einundzwanzig Jahre, als er den Befehl über zwei Schiffe nebst hundertfünfundzwanzig Mann Soldaten und Matrosen übernahm. Am 19. November

1567 ging er von Callao, dem Hafen Limas, aus in See. Nachdem er die kleine Insel Jesus in Sicht bekommen, entdeckte er am 7. Februar, zwischen dem 7. und 8. Grade südlicher Breite die Insel St. Isabella, wo die Spanier sich noch eine Brigantine erbauten und damit den Archipel, zu dem jene gehörte, näher in Augenschein nahmen. »Die Einwohner, heißt es im Berichte eines Begleiters Mendana's, sind Menschenfresser und verzehren sich gegenseitig, wenn sie im Kampfe in Gefangenschaft gerathen, und selbst ohne offene Feindseligkeiten, wenn einer des andern durch Hinterlist habhaft werden kann.« Der Häuptling der Insel schickte Mendana als leckeres Gericht das Viertel eines Kindes; der spanische General ließ dasselbe jedoch gleich in Gegenwart der Eingeborenen begraben. Letztere schienen sehr betroffen über ein Benehmen, das sie sich nicht zu erklären wußten. Die Spanier durchstreiften die Inseln de los Palmos und de los Ramos (Insel der Palmenzweige), so genannt, weil diese am Palmensonntage entdeckt ward, ferner die Inseln de la

Galere und Buona-Vista, deren Bewohner trotz ihres freundschaftlichen Entgegenkommens doch feindliche Absichten verfolgten, welche nur zu bald zu Tage treten sollten. Ganz ähnlich verhielt es sich auf San Dimas, Sesarga und Guadalcanar, wo man zum ersten Male Ingwer fand. Bei der Rückfahrt nach St. Isabella folgten die Spanier einem Wege, der sie zur Entdeckung der Insel St. Georges führte, auf der Fledermäuse so groß wie Hühnergeier umherflatterten. Kaum erreichte die Brigantine wieder den Hafen von St. Isabella, als man auch die Anker lichtete, denn der Ort erwies sich so ungesund, daß fünf von den Matrosen starben und sehr viele erkrankten. Mendana machte dann bei der Insel Guadalcana Halt, wo von zehn Mann, die an's Land gegangen waren, um Wasser zu holen, nur ein Neger den Streichen der Eingeborenen entkam, welche hierdurch ihrer Wuth über die Entführung eines der Ihrigen durch die Spanier Ausdruck gaben. Letztere nahmen dafür wieder schreckliche Rache. Ueber zwanzig Menschen wurden getötet und

eine Menge Häuser eingeäschert. Dann besuchte Mendana den Salomons-Archipel, unter anderen die Drei-Marien- und die San-Juan-Insel. Auf der letzteren kam es, während man die Schiffe ausbesserte und frisch kalfaterte, zu mehreren Händeln mit den Eingeborenen, von denen man einige zu Gefangenen machte. Nach diesem etwas bewegten Aufenthalte stach Mendana wieder in See und besuchte die Inseln San Christoval, St. Catalina und St. Anna. Da die Zahl der Kranken aber immerfort zunahm, Lebensmittel und Munition nahezu erschöpft und Tauwerk nebst übriger Takelage schon halb verfault waren, schlug man nun den Weg nach Peru wieder ein. Die unfreiwillige Trennung des Admiralschiffes, die Entdeckung zahlreicher Inseln, welche nur schwer zu identificiren, doch wahrscheinlich die Sandwichs-Inseln sind, heftige Stürme, die die Segel zerrissen und wegführten, Krankheiten in Folge des Mangels und der Fäulniß des Wassers und des Schiffszwiebacks kennzeichnen diese lange und mühevolle Rückreise, welche erst nach

fünf Monaten in Colima, einem Hafen Kaliforniens, ihr Ende fand.

Mendana's Bericht erregte keine besondere Begeisterung, trotz des Namens Salomons, den er den von ihm aufgefundenen Archipel beilegte, um den Glauben zu erregen, daß die Schätze des Judenkönigs daher stammten. Auch die wunderbarsten Berichte berührten die, in den Reichthümern Perus fast erstickenden Leute nicht sonderlich. Sie wollten Beweise sehen; das kleinste Goldgeschiebe, das geringste Stückchen Silber hätte die ganze Sache unendlich mehr gefördert. So mußte Mendana siebenundzwanzig Jahre warten, bevor es ihm gelang, eine neue Expedition zu Stande zu bringen.

Diesmal vereinigte man eine ansehnlichere Macht, denn es handelte sich darum, auf der von Mendana bei seiner ersten Reise gesehenen Insel San-Christoval eine dauernde Kolonie zu begründen. Am 11. April 1595 verließen also vier Schiffe den Hafen von Lima mit etwa vierhundert

Personen, darunter viele Verheiratete, auch Doña Isabella, Mendana's Gattin, die drei Schwäger des Generals und der Pilot Pedro Fernandez Quiros, der sich später als Führer einer anderen Expedition hohen Ruhm erwerben sollte. Erst am 16. Juni aber segelten sie von dem Gestade Perus, wo sie ihre Ausrüstung vervollständigt hatten, endgültig weg. Nach einmonatlicher, durch keinerlei Unfall unterbrochener Seefahrt entdeckte man eine Insel, die, entsprechend dem damaligen Gebrauch, den Namen des Tages-Kalenderheiligen erhielt und also Madeleine genannt wurde. Sofort sah sich die Flotte von einer Menge Canots mit etwa vierhundert Eingeborenen von fast weißer Hautfarbe und schönem Wuchse umringt, welche den Matrosen Cocosnüsse und andere Früchte brachten und sie einzuladen schienen, an's Land zu kommen. Kaum waren einige derselben an Bord geklettert, als sie ohne Scheu zu stehlen und zu plündern begannen, so daß man eine Kanone abfeuern mußte, um sie durch den Schreck zu verjagen, wobei doch Einer, der in der entstandenen Schlägerei

verletzt worden war, bald auch seine Landsleute zu anderen Maßregeln zu bestimmen wußte. Man sah sich sogar genöthigt, mit Gewehrfeuer auf den Hagel von Pfeilen und Steinen zu antworten, mit dem sie die Schiffe überschütteten. Unfern dieser Insel entdeckte man drei andere, San Pedro, la Dominica und St. Christina. Diese Gruppe erhielt den Gesamtnamen »las Marquezas de Mendoza«, zu Ehren des Statthalters von Peru. Zuerst gestalteten sich hier die Verhältnisse so freundschaftlich, daß eine über die schönen blonden Haare der Doña Isabella de Mendoza entzückte Indianerin jene durch Zeichen bat, ihr eine kleine Flechte davon zu schenken; durch die Schuld der Spanier fand dieser friedliche Zustand aber ein jähes Ende, bis zu dem Tage, da die Eingeborenen, in der Ueberzeugung von der Ueberlegenheit der fremden Waffen, wieder um Frieden baten.

Am 5. August ging die spanische Flottille wieder in See und segelte gegen vierhundert Meilen in der Richtung nach

Westnordwest. Am 20. August wurden die Inseln St. Bernhard, später die Inseln der Gefahr genannt, entdeckt, ferner die Königin Charlotte-Inseln, an denen man jedoch trotz des schon fühlbaren Mangels an Nahrungsmitteln nicht landete. Nach der Insel Solitaire (Einsiedler-Insel), deren Name schon ihre Lage hinreichend kennzeichnet, erreichte man den Archipel von Santa Cruz. Hier wurde das Admiralsschiff aber während eines Sturmes von der Flotte getrennt und man erfuhr, trotz wiederholter Nachforschung, zunächst nichts wieder von derselben. Gegen fünfzig Canots näherten sich sofort dem Fahrzeuge. Diese waren von einer Menge schwarzbrauner oder tiefschwarzer Eingeborner besetzt. Alle hatten gekräuselte und weiß, roth oder noch anders gefärbte Haare und auch rothgefärbte Zähne; den Kopf trugen sie halb geschoren; den Körper nackt, mit Ausnahme eines kleinen Lendenschurzes von feinem Gewebe, Gesicht und Arme glänzend schwarz mit andersfarbigen Streifen; Hals und Gliedmaßen erschienen geschmückt mit

mehrfachen Schnüren, an denen kleine Goldkörnchen, Ebenholzkugeln, Fischzähne, Perlmutterschalen und Perlen aufgereiht waren. Als Waffen führten sie Bögen, vergiftete, scharf spitzige oder mit bearbeiteten Knochen besetzte Pfeile, große Steine, eine Art Schwerter von zähem harten Holze und einen harpunenartigen Wurfspieß aus demselben Material mit drei überhandgroßen Widerhaken. Am Gürtel trugen sie einen schön gearbeiteten Sack aus Palmenblättern, gefüllt mit Gebäck, das sie aus Wurzeln, die zu ihrer gewöhnlichen Nahrung dienen, herzustellen verstehen.«

Mendana glaubte zuerst Eingeborene der von ihm gesuchten Inseln vor sich zu haben, sollte aber bald eines Besseren belehrt werden. Seine Boote wurden plötzlich von einem Hagel von Pfeilen überschüttet. Diese Erfahrung wirkte um so niederschlagender, als Mendana, der daran verzweifelte, die Gruppe der Salomons-Inseln wieder aufzufinden, sich entschlossen hatte, seine Kolonie in diesem Archipel zu gründen. Gleichzeitig kam es

auch zur Uneinigkeit zwischen den Spaniern selbst; eine gegen den General angezettelte Erhebung ward unterdrückt und durch Hinrichtung der Rädelshörer beseitigt. Diese betrübenden Vorfälle aber, ebenso wie die Strapazen der Reise hatten die Gesundheit des Chefs der Expedition so tief untergraben, daß derselbe am 17. October verschied, nachdem er vorher noch seine Gattin bevollmächtigt hatte, an seiner Stelle die Leitung der Expedition zu übernehmen. Nach Mendana's Tode nahmen die Feindseligkeiten mit den Eingebornen nur noch weiter zu; eine große Anzahl der Spanier war durch Krankheiten und Entbehrungen so herabgekommen, daß schon zwanzig entschlossene Eingeborne hingereicht hätten, mit Allen fertig zu werden. Offenbar wäre es eine Tollheit gewesen, unter solchen Verhältnissen auf der Gründung einer Niederlassung zu bestehen, das sahen auch Alle ein und man lichtete also am 18. November wieder die Anker. Doña Isabella de Mendoza's Absicht ging dahin, nach Manilla zu segeln, daselbst frische Kräfte anzuwerben und

dann den Ansiedelungsversuch zu wiederholen. Sie befragte darum alle ihre Officiere, welche diesem Plane zustimmten, und fand in einem derselben, Quiros mit Namen, einen Mann, dessen Ergebenheit und Geschicklichkeit bald die härtesten Proben bestehen sollte. Zunächst entfernte man sich von Neu-Guinea, um sich nicht in den zahllosen Archipelen der Umgebung zu verirren und, wie es der schlechte Zustand der Schiffe gebieterisch forderte, schneller nach den Philippinen zu gelangen.

Nachdem man in Sicht mehrerer, von Sternkorallen-Riffen umschlossenen Inseln vorübergekommen, an denen die Mannschaft wiederholt an's Land zu gehen verlangte, was Quiros jedoch mit großer Klugheit immer abzuschlagen wußte, und nachdem sich ein Schiff des Geschwaders, das nicht mehr mitfolgen wollte oder konnte, davon getrennt hatte, erreichte man die Ladronen-Inseln, welche nun die »Mariannen« genannt wurden. Wiederholt gingen die Spanier behufs Einkaufs von Nahrungsmitteln an's Land; die Eingeborenen wollten von ihrem Golde oder

Silber aber nichts wissen, sondern schätzten nur das Eisen und allerlei aus diesem Metalle hergestellte Geräthe. Der Bericht giebt an dieser Stelle einige Details über die Verehrung der Wilden für ihre Vorfahren, der so merkwürdig ist, daß wir ihn hier wortgetreu aufnehmen: »sie skeletiren die Leichen ihrer Eltern und Angehörigen, verbrennen das Fleisch und verschlucken die übrig bleibende Asche vermischt mit Tuba, d. i. eine Art Cocoswein. Jedes Jahr beweinen sie die Verschiedenen eine ganze Woche lang. Dazu giebt es eine Menge Klageweiber, welche man für diese Gelegenheit miethet. Außerdem kommen auch alle Nachbarn herbei, in dem Hause des Verstorbenen zu weinen; Jeder bestrebt sich, diesen Liebesdienst zu vergelten, wenn die Reihe der Feierlichkeiten an jene kommt. Diese Erinnerungsfeste sind immer stark besucht, weil man die Theilnehmer derselben reichlich bewirthet. Man weint dabei die ganze Nacht hindurch und betrinkt sich während des Tages. Mitten unter dem Heulen und Wehklagen werden das Leben und die Thaten des Verstorbenen

von der Zeit seiner Geburt bis an's Ende  
seiner Tage erzählt, wird seine Stärke,  
Gestalt, Schönheit, kurz Alles rühmend  
hervorgehoben, was ihm zur Ehre gereichen  
kann. Kommt bei dieser Schilderung einmal  
eine heitere Scene vor, so will die  
Gesellschaft vor Lachen schier zerplatzen,  
stärkt sich darauf durch einen tüchtigen  
Schluck und vergießt dann wieder heiße  
Thränen. Manchmal finden sich wohl gegen  
zweihundert Personen zu diesen albernen  
Erinnerungsfesten zusammen». Bei der  
Ankunft an den Philippinen bestand die  
halbverhungerte Mannschaft nur noch aus  
einer Schaar von Skeleten oder  
Gespenstern. Doña Isabella landete am 11.  
Februar 1596 unter Kanonendonner in  
Manilla und wurde von den unter Waffen  
stehenden Truppen höchst feierlich  
empfangen. Der Rest der Besatzung, die  
seit der Abfahrt von Vera-Cruz etwa fünfzig  
Mann verloren hatte, wurde auf öffentliche  
Kosten untergebracht und erhalten, die  
Frauen aber fanden bis auf vier oder fünf,  
welche den Schleier nahmen, alle  
Gelegenheit, sich in Manilla zu

verheirathen. Doña Isabella wurde einige Zeit darauf von Quiros wieder nach Peru gebracht, wo letzterer dem Vicekönig bald den Entwurf zu einer neuen Reise unterbreitete. Luis de Valasco aber, der Nachfolger Mendoza's, verwies den Seefahrer an den König von Spanien und den Großen Rath für Indien unter dem Vorgeben, daß die Entscheidung über ein derartiges Unternehmen außer den Grenzen seiner Machtvollkommenheit liege. Quiros begab sich also nach Spanien und von da aus nach Rom, wo er beim Papste, der ihn Philipp III. auf's Wärmste empfahl, eine sehr wohlwollende Aufnahme fand. Nach zahllosen Gesuchen und Bittschriften erhielt er endlich im Jahre 1605 die Ermächtigung, in Lima zwei, seinem Urtheile nach bestgeeignete Schiffe auszurüsten, um damit den östlichen Continent aufzusuchen und Mendana's Entdeckungen fortzusetzen. Mit zwei Schiffen und einem leichten Fahrzeuge verließ Quiros also Callao am 21. December 1605. Tausend Meilen von Peru hatte er noch keine Spur von Land

wahrgenommen. Unter 25° südlicher Breite kam er in Sicht einer Gruppe kleiner Inseln, welche zu dem Gefährlichen Archipel gehörten. Jene waren die »Convercion de San Pablo«, ferner Wallis' »Osnabrugh« und die »Decena«, so genannt, weil sie erst als das zehnte Eiland der Gruppe gesehen ward. Obwohl diese Insel wegen ihrer Uferfelsen ziemlich unzugänglich war, setzte man sich doch in Verbindung mit den Eingeborenen, deren Hütten unter Palmen zerstreut nahe dem Meere lagen. Der Häuptling der hoch- und wohlgewachsenen Eingeborenen trug auf dem Kopfe eine Art Krone von kleinen schwarzen, so feinen und weichen Federn, daß man dieselben für Seide gehalten hätte. Das lange blonde Haar, welches ihm bis zur Taille herabfiel, erregte die Verwunderung der Spanier. Sie konnten nicht begreifen, wie ein Mensch, von schwarzbrauner Gesichtsfarbe, so flachsblondes Haar haben könne, und »glaubten viel eher, daß er verheiratet sein möge und das Haar seiner Frau trüge«. Jene auffallende Haarfärbung rührte indeß nur von dem gewohnten Gebrauche des

Kalkpulvers her, das die Haare bleicht und gelblich werden lässt.

Diese Insel, welche von Quiros »Sagittaria« getauft wurde, war, nach Fleurieu, die Insel Tahiti (Otaheiti), eine der bedeutendsten des Societäts-Archipels. Während der folgenden Tage entdeckte Quiros noch mehrere Inseln, an denen er jedoch nicht vor Anker ging und welche er wie die entsprechenden Kalender-Heiligen taufte, eine Gewohnheit, die die ursprünglichen Bezeichnungen zu einer wahren Litanei umgeändert hat. Unter anderen kam er auch nach einer Insel, welche er »La Genie Hermose« tauft wegen der Schönheit ihrer Bewohner, der weißen Hautfarbe und der Liebenswürdigkeit der Frauen, deren Grazie und Liebreiz nach dem Urtheile der Spanier selbst die wegen ihrer Schönheit berühmten eigenen Landsmänninnen in Lima übertreffen sollte. Diese Insel lag, nach Quiros, unter demselben Breitegrade wie Santa-Cruz, wohin er sich begeben wollte. Er segelte also nach Westen weiter und erreichte unter 10° südlicher Breite und

noch achtzig Meilen östlich von Santa-Cruz eine Insel, welche die Eingebornen Taumaco nannten, jedenfalls eine der Duff-Inseln. Hier vernahm Quiros, daß er, wenn er seinen Kurs nach Süden veränderte, ein großes Land antreffen würde, wo die Menschen noch weißer seien als alle, die er bisher gesehen habe. Diese Nachricht bestimmte ihn, seinen Plan, sogleich nach Vera-Cruz zu segeln, vorläufig fallen zu lassen. Er steuerte nun also nach Südwesten und kam, nach Entdeckung mehrerer kleiner Inseln am 1. Mai 1606 in einer über acht Meilen breiten Bai an. Der zugehörigen Insel gab er den Namen »St. Esprit«, der sich auch später erhalten hat. Es war das eine der Neuen Hebriden. Ueber die etwaigen Vorkommnisse während des Aufenthaltes hierselbst schweigt der Bericht vollständig. Von anderer Seite her wissen wir aber, daß die meuterische Besatzung Quiros zum Gefangenen machte, das zweite Schiff und die Brigantine im Stich ließ und am 3. Oktober 1606, nach neunmonatlicher Seefahrt, in Amerika wieder eintraf. Ed. Charton giebt über diese

Vorfälle keinen Aufschluß. Er erwähnt nichts von einer Meuterei der Mannschaft und wälzt alle Schuld der Trennung der Schiffe auf den Befehlshaber des zweiten Fahrzeugs, Luis Vaes de Torres, der seinen Vorgesetzten verlassen habe, indem er sich von St. Esprit entfernte. Dagegen weiß man aus einem Briefe Torres' an den König von Spanien – veröffentlicht von Lord Stanley am Schlusse seiner englischen Ausgabe von A. de Morga's Geschichte der Philippinen, – daß er Quiros »vierzehn Tage lang« in der Bai St. Philipp und St. Jacques erwartete. Die zu einer Berathung versammelten Officiere beschlossen dann, am 26. Juni, die Anker zu lichten und die Aufsuchung des östlichen Continents fortzusetzen. Aufgehalten durch schlechte Witterung, die ihn an der Rundfahrt um die Insel St. Esprit verhindert, und bestürmt von einer immer zur Meuterei bereiten Mannschaft, beschließt Torres, nach Nordosten zu segeln, um nach den spanischen Inseln zu gelangen. Unter  $11\frac{1}{2}^{\circ}$  südlicher Breite entdeckt er ein Land, das er für den Anfang von Neu-Guinea hält. »Dieser ganze

Landstrich, sagt Torres, gehört zu Neu-Guinea; er ist von Indianern bewohnt, die nicht ganz weiß sind und nackt gehen, bis auf einen Schurz aus Baumrinde ... Sie fechten mit Wurfspießen, Schilden und steinernen Keulen, welche Waffen alle mit schönen Federn reich verziert sind. Längs dieses Landes hin liegen noch andere bewohnte Inseln. An der ganzen Küste finden sich zahlreiche, geräumige Häfen, sehr breite Ströme und ausgedehnte Ebenen. Vor den Inseln erheben sich Felsenriffe mit Untiefen in der Umgebung, zwischen denen und dem Festlande oft nur eine schmale Fahrstraße hindurchführt. Wir ergriffen von den Häfen im Namen Eurer Majestät Besitz ... Dreihundert Meilen weit segelten wir längs der Windungen dieser Küste hin, wobei unsere Breitenposition um  $2\frac{1}{2}^{\circ}$  abnahm, bis wir unter  $9^{\circ}$  südlicher Breite anlangten; hier trat eine, neben dem Ufer auf  $7\frac{1}{2}^{\circ}$  Länge hinlaufende, drei bis neun Faden lange Sandbank auf. Da wir in Folge zahlloser Untiefen und mächtiger Gegenströmungen nicht weiter vorwärts dringen konnten, beschlossen wir, nach

Südwesten durch den obenerwähnten, bis zum 11. Grade reichenden, tiefen Kanal umzukehren. Von dem einen Ende desselben zum anderen reicht ein Archipel unzähliger Inseln, den ich durchschiffte. An der unteren Grenze des 11. Grades wird der Grund des Meeres tiefer. Hier lagen mehrere sehr große Inseln, an die sich nach Süden zu noch weitere anzuschließen schienen; sie waren von schwarzen, sehr kräftigen und gänzlich nackt gehenden Stämmen bewohnt, die als Waffen lange und starke Lanzen, Pfeile und roh bearbeitete Steinkeulen führten.«

Die neueren Geographen stimmen überein, unter den oben geschilderten Gegenden den Theil der australischen Küste zu verstehen, welche in der, neuerdings vom Capitän Moresby besuchten Halbinsel York mit der südlichsten Spitze von Guinea ziemlich zusammentrifft. Man wußte zwar, daß Torres auch in die, später seinen Namen führende Meerenge zwischen Cap York und Neu-Guinea eingelaufen war; die neueste Erforschung des südlichen Theiles von

Neu-Guinea aber, wo man eine verhältnißmäßig hellfarbige Bevölkerung antraf, die sich von den Papuas sehr wesentlich unterscheidet, hat jenen Entdeckungen Quiros' eine unerwartete Verlässlichkeit verliehen. Deshalb verweilten wir, gestützt auf eine, in den Jahresberichten der Geographischen Gesellschaft in Paris erschienene, sehr gelehrte Arbeit E. T. Hampy's, bei denselben etwas ausführlicher.

Wir erwähnen nun mit einigen Worten derjenigen Reisenden, welche sich jener Zeit in weniger besuchten Gegenden bewegt haben und ihren Zeitgenossen verlässlichere Kenntniß von einer bis dahin fast unbekannten Welt verschafften. Der Erste derselben ist Franz Pyrard aus Laval. Dieser schiffte sich im Jahre 1601 in St.-Malo ein, um in Indien Handelsgeschäfte zu betreiben, litt dabei aber beim Archipel der Malediven Schiffbruch. Diese, in der Anzahl von mindestens 12.000 längs der Malabar-Küste verstreuten Eilande oder Atolls ziehen sich im Indischen Ocean vom

Cap Camorin bis zum Aequator hinab. Pyrard erzählt uns seinen Schiffbruch, die Flucht eines Theiles seiner auf dem Archipel gefangenen Gefährten und seinen sieben Jahre langen Aufenthalt auf den Malediven, den er sich jedoch durch das fleißige Studium der malayischen Sprachen fast angenehm zu machen wußte. Dabei gewann er auch die Zeit, sich über die Sitten, Gewohnheiten, die Religion und Gewerbsthätigkeit der Einwohner zu unterrichten und die Producte und das Klima des Landes zu studiren. Sein Bericht strotzt denn auch von Details aller Art. Bis in die letzten Jahre hatte er seiner Neigung zu beobachten gefröhnt. Nur selten besuchten je Reisende diesen ungesunden Archipel, dessen einsame Lage fremde Besucher und Eroberer abschreckte. Pyrard's Bericht ist also ebenso lehrreich als unterhaltend zu lesen.

Im Jahre 1607 sandte der Herrscher von Bengalen eine Flotte nach den Malediven, um dort 100 bis 120 Kanonen aufzusammeln, welche von den

zahlreichen, daselbst gescheiterten portugiesischen Schiffen herrührten. Trotz der Freiheit, die man Pyrard hier gewährte, und obwohl er selbst Grundbesitz erworben, sehnte er sich nach dem Wiedersehen seiner geliebten Bretagne, und er ergriff also mit Eifer obige Gelegenheit, den Archipel endlich mit den einzig drei übrigen Leuten seiner früheren Mannschaft zu verlassen. Noch sollte Pyrard's Odyssee aber nicht zu Ende sein. Er wurde nämlich erst nach Ceylon geführt, dann nach Bengalen gebracht und versuchte von hier aus nach Cochin zu gelangen. In letzterer Stadt von den Portugiesen eingekerkert, verfiel er in eine Krankheit und wurde im Hospital von Goa gepflegt. Dieses verließ er nur, um zwei Jahre hindurch als Soldat zu dienen und dann wiederum gefangen gesetzt zu werden. Erst 1611 gelang es ihm, die theure Vaterstadt Laval wiederzusehen. Nach so zahlreichen Wechselfällen mußte Pyrard wohl das Verlangen nach Ruhe empfinden, und aus dem Stillschweigen der Geschichte über das Ende seines Lebens

darf man wohl folgern, daß er endlich das gesuchte Glück gefunden habe.

War der ehrenwerthe Bürger Franz Pyrard sozusagen wider Willen und nur, weil er schnell Schätze zu erwerben dachte, in eine so abenteuerliche Bahn gedrängt worden, wo er bald das Leben eingebüßt hätte, so bestimmten Pietro della Valle ganz andere, romantische Verhältnisse zu seiner Fahrt. Einer vornehmen und alten Familie entsprossen, ist er abwechselnd Soldat des Papstes und Seemann und verfolgt die Seeräuber aus der Berberei. Nach Rom zurückgekehrt, findet er seinen Platz bei einem jungen Mädchen, das er zu ehelichen gedachte, von einem Nebenbuhler eingenommen, der sich seine Abwesenheit zu Nutze gemacht hatte. Ein so schweres Unglück verlangt ein heroisches Heilmittel. Della Valle gelobt, als Pilger Christi Grab zu besuchen. Wenn es aber, wie das Sprichwort sagt, keinen Weg giebt, der nicht nach Rom führte, so giebt es auch keinen hinreichend weiten Umweg, der nicht nach Jerusalem führte. Della Valle

sollte hierzu den Beweis liefern. Er schifft sich im Jahre 1614 in Venedig ein, verbringt dreizehn Monate in Konstantinopel, gelangt auf dem Seewege nach Alexandrien, dann nach Kairo und schließt sich erst hier einer Karawane an, die ihn nach Jerusalem führt. Unterwegs scheint della Valle aber dem Reiseleben Geschmack abgewonnen zu haben, denn er besucht nun nach und nach Bagdad, Damaskus, Aleppo und dringt selbst bis zu den Ruinen von Babylon vor. Man muß annehmen, daß della Valle ein leichtes Opfer der Empfindungen seines Herzens gewesen sei, denn er verliebt sich in Mardin in eine junge Christin von außerordentlicher Schönheit und heiratet dieselbe auf der Stelle. Hiermit sollte man annehmen, habe dieser rührige Reisende sein Ziel gefunden. Mit nichts. Della Valle findet Gelegenheit, den Schah von Persien bei seinem Feldzuge gegen die Türken zu begleiten und vier Jahre hindurch die Provinzen von Iran zu durchstreifen. Er verläßt Ispahan im Jahre 1621, verliert sein Weib im December des nämlichen Jahres,

läßt die Leiche einbalsamiren und führt sie im Sarge vier Jahre lang mit sich umher, während er Ormuz, die Westküsten Indiens, den Persischen Meerbusen, Aleppo und Syrien forschend durchwandert, um sich endlich 1626 nach Neapel einzuschiffen.

Dieser sonderbare Schwärmer, den eine wahre Reisewuth beseelte, beschreibt die von ihm besuchten Länder in gewandtem, natürlichem Style und selbst mit einer gewissen Treue. Er eröffnet freilich auch den Schwarm der Vergnügungsreisenden, Neugierigen und Kaufleute als der Erste jener fruchtbaren Race von Touristen, welche die geographische Literatur alljährlich um so und so viele Bände anschwellen machen, aus denen der Gelehrte nur mit größter Mühe einzelne gereifte Körnchen herausliest.

Tavernier ist ein unersättlicher Neugieriger. Mit zweiundzwanzig Jahren durchwandert er Frankreich, England, die Niederlande, Deutschland, die Schweiz, Polen, Ungarn und Italien. Später, da Europa seiner

Neugierde hinreichende Nahrung nicht mehr bietet, bricht er nach Konstantinopel auf, wo er ein Jahr verweilt, geht hierauf nach Persien, wo die Gelegenheit und »irgend ein Teufel, der ihn drängt«, ihn veranlaßt, Tapeten, Webstoffe, kostbare Steine und tausenderlei Kleinigkeiten einzukaufen, für welche sich bald eine leidenschaftliche Liebhaberei entwickelte, so daß man dieselben mit wirklich fabelhaften Summen bezahlte. Der Gewinn, den Tavernier an seiner heimgebrachten Ladung machte, veranlaßte ihn zu einer zweiten Reise. Als vorsichtiger und kluger Mann erwarb er sich aber vorher bei einem Juwelier die nöthige Kenntniß der Edelsteine. Auf vier, einander folgenden Reisen, in der Zeit von 1638 bis 1663, zog er durch Persien, die Mongolei und Indien bis zu den Grenzen Chinas und nach den Sunda-Inseln. Durch die Reichthümer, welche seine Handelstätigkeit ihm erworben, verbendet, begann Tavernier nun den großen Herrn zu spielen, sah sich da aber bald am Ende seiner Mittel. Jetzt suchte er seinen Ruin dadurch aufzuhalten,

daß er einen seiner Neffen mit beträchtlicher Fracht nach dem Morgenlande sendete; der junge Mann trug aber nur noch mehr dazu bei, da er es für weit vortheilhafter ansah, die ihm anvertrauten Waaren in seinem Nutzen zu verwenden und sich in Ispahan niederzulassen. Der von jeher gut unterrichtete Tavernier hat eine große Menge interessanter Beobachtungen über Geschichte, Erzeugnisse, Sitten und Gebräuche der von ihm besuchten Länder gesammelt. Seine Berichte trugen wesentlich dazu bei, den Zeitgenossen eine richtigere Vorstellung als die allgemein gebräuchliche von dem Morgenlande zu geben.

Hierher wenden sich übrigens, welches Ziel sie auch verfolgen, wenigstens aus Frankreich alle Reisenden während der Regierung Ludwig's XIV. Afrika wird dabei vollständig vernachlässigt, und wenn Amerika jetzt der Schauplatz ernsterer Forschung wird, so geschieht das doch ohne Beihilfe irgend einer Regierung.

Während Tavernier seine letzten weiten Excursionen vollendete, durchwanderte ein hervorragender Archäolog, Jean de Thévenot, ein Neffe Melchisedec Thévenot's, des Gelehrten, dem man die Veröffentlichung einer interessanten Serie von Reisen verdankt, zuerst Europa und ging dann nach Malta, Konstantinopel, Egypten, Tunis und wieder nach Italien. Im Jahre 1661 brachte er eine umfangreiche Sammlung von Denkmünzen und Monumenten-Inschriften mit heim, welche heutzutage für den Geschichtsschreiber und Sprachforscher von so wichtiger Bedeutung sind. Im Jahre 1664 reiste er von Neuem nach der Levante ab, besuchte Persien, Bassorah, Surate und Indien, wo er nach Masulipatam, Borampur, Aurengabad und Golconda kam. Die ausgestandenen Strapazen vereitelten aber seine Rückkehr nach Europa und er starb schon 1667 in Armenien. Seine Berichte, welche sich durch die Sorgfalt und Genauigkeit eines Reisenden auszeichneten, der den Mittelschlag der Zeitgenossen durch seine Kenntnisse der Geschichte, Geographie und

Mathematik beiweitem überragte, erfreuten sich auch eines ganz bedeutenden Erfolges.

Wir haben nun des liebenswürdigen Bernier Erwähnung zu thun, des »schönen Philosophen«, wie er in einem geistreichen feinem Cirkel genannt wurde. In demselben trafen sich Ninon und La Fontaine, Madame de la Sablière, St. Ephremont und Chapelle, abgesehen von anderen Schöngeistern, Alle aber erklärte Feinde der erzwungenen Förmlichkeit, welche damals in der Umgebung Ludwig's XIV. das Uebergewicht hatte. Auch Bernier konnte dem Reisefieber nicht entgehen. Nachdem er Syrien und Egypten oberflächlich gesehen, hielt er sich zwölf Jahre lang in Indien auf, wo ihm seine hervorragenden Kenntnisse in der Heilkunde die Gunst des großen Aureng-Zeb erwarben und ihm Gelegenheit boten, das damals in vollster Blüthe stehende Reich eingehend und fruchtbringend in Augenschein zu nehmen.

Im Süden von Hindostan barg Ceylon noch immer für die Forschungsreisenden so

manche Ueberraschung in seinem Schoße.  
Robert Knox, der von Eingeborenen  
gefangen wurde, verdankte es diesem  
traurigen Umstande, lange Zeit in dem  
Lande zu verweilen und über die  
unendlichen Wälder Ceylons, sowie über  
dessen wilde Volksstämme die ersten  
verlässlichen Kenntnisse zu sammeln. Die  
Holländer hatten bis dahin, in Folge von  
commercieller Eifersüchtelei, von der sie ja  
nicht das einzige Beispiel bieten, alle  
Nachrichten verheimlicht, welche sich auf  
die Insel bezogen, aus der sie eine Kolonie  
ihres Reiches zu bilden gedachten.

Noch ein Kaufmann tritt hier auf die Scene.  
Eifersüchtig auf die Erfolge Tavernier's,  
wollte Jean Chardin, Sohn eines reichen  
Pariser Juweliers, ebenfalls sein Glück  
durch den Handel mit Diamanten machen.  
Die Länder, welche auf diese Kaufleute den  
unwiderstehlichsten Reiz ausübten, waren  
diejenigen, deren Reichthum und  
Wohlstand sprichwörtlich geworden waren,  
nämlich Persien und Indien, mit ihren  
kostbaren, von Edelsteinen und Gold

glitzernden Trachten und ihren Bergwerken mit fabelhaft großen Diamanten. Der Besuch dieser Länder erschien eben sehr zeitgemäß. Durch die mongolischen Kaiser entwickelten sich Kultur und Kunst; Moscheen, Paläste, Tempel stiegen empor, ganze Städte erwuchsen plötzlich aus der Erde. Ihr so eigenartiger, von dem unserigen abweichender Geschmack tritt ebenso in der Errichtung riesiger Bauwerke zu Tage, wie in der Begünstigung der Bijouterie- und Goldschmiedearbeiten, der Herstellung jener kostbaren Nichtse, welche im Morgenlande zur leidenschaftlichen Mode wurden. Chardin erwählte sich gleichzeitig einen sachkundigen Geschäfts-Theilnehmer. Zuerst zieht er, um nach Ormuz zu gelangen, rasch durch Persien und schifft sich hier nach Indien ein. Im folgenden Jahre nach Ispahan zurückgekehrt, befleißigt er sich des Studiums der Landessprache, um seine Geschäfte direct und ohne Zwischenhändler abschließen zu können. Er hat das Glück, dem Schah Abbas II. zu gefallen. Nun ist er ein

gemachter Mann, der überall das beste Ansehen genoß und dem sich dieselben Quellen wie seinem Souveräne willig öffneten. Chardin besitzt aber auch ein anderes wirkliches Verdienst. Er verstand eine beträchtliche Menge Nachrichten zu sammeln über die persische Regierung, die Sitten, Glaubenslehren, Städte und Bewohner dieses Landes, welche seinem Berichte noch heute den Werth eines Wegweisers für Reisende verleihen. Diese Arbeit erhält dadurch noch einen höheren Werth, daß Chardin sich bemühte, in Konstantinopel einen geschickten Zeichner, Namens Grelot, zu gewinnen, der Denkmäler, Städte Volksscenen, Trachten, Ceremonien, kurz Alles, was Charron das Alltagsleben eines Volkes nannte, bildlich darstellte.

Als Chardin im Jahre 1670 nach Frankreich zurückkehrte, hatten die Wiederaufhebung des Edicts von Nantes und die barbarischen Verfolgungen der Protestanten eine Menge Künstler aus der Heimat vertrieben, die nun die Fremde mit den Werken ihres Geistes

und ihrer Hände bereicherten. Chardin, als Protestant, begriff leicht, daß ihn hier sein Bekenntniß hindern werde, zu Ehren und Ansehen zu gelangen. Da man nun, wie er sich ausdrückt, »hier nicht die Freiheit besitzt, zu glauben, was man will«, so beschloß er, nach Indien zurückzukehren, wo es ihm »ohne Wechsel seiner Religion« nicht fehlen könne, eine ehrenvolle Stellung einzunehmen. Damals herrschte im Oriente demnach eine ausgedehntere Gewissensfreiheit als in Frankreich. Dieser Ausspruch seitens eines Mannes, der ja selbst in der Lage war, Vergleiche zu ziehen, macht dem Enkel Heinrich's IV. freilich keine besondere Ehre.

Diesmal schlug Chardin aber nicht seinen gewöhnlichen Weg ein. Er ging über Smyrna und Konstantinopel, segelte durch das Schwarze Meer und landete in Pilgerkleidung in der Krim. Auf seinem Zuge durch die kaukasischen Gebiete fand er Gelegenheit, die Abkasen und Cirkassier näher kennen zu lernen. Dann begab er sich nach Mingrelien, wo er eines Theiles der

aus Europa mitgebrachten Kostbarkeiten, seines Reisegepäckes und aller Papiere beraubt wurde. Er selbst entschlüpfte nur, Dank der Theatinermönche, bei denen er gastliche Aufnahme fand. Später fiel er dafür freilich in die Hände von Türken, die ihm ein schweres Lösegeld auferlegten. Nach manchen anderen Unfällen langte er am 17. December 1672 in Tiflis an. Da Georgien damals unter der Herrschaft eines Tributärfürsten des Schahs von Persien stand, war es ihm nun leicht, Erivan, Tauris und endlich Ispahan zu erreichen.

Nach vierjährigem Aufenthalte in Persien und einer letzten Reise nach Indien, auf der er ein sehr beträchtliches Vermögen erwarb, kehrte Chardin nach Europa zurück und ließ sich in England nieder, da ihm das Vaterland seines Glaubensbekenntnisses wegen verschlossen war.

Sein Reisetagebuch bildet ein umfangreiches Werk, in dem Alles, was auf Persien Bezug hat, ausführlich dargestellt ist. Sein langer Aufenthalt im Lande und

der Umgang mit hochstehenden Personen gab ihm Gelegenheit, zahlreiche, authentische Dokumente zu erlangen. Ja, man kann sagen, daß Persien im 17. Jahrhunderte besser bekannt war als hundert Jahre später.

Die Gebiete, welche Chardin besucht hatte, sah ein holländischer Maler, Corneille de Bruyn oder Le Brun, einige Jahre später wieder. Der Vorzug seines Werkes beruht in der Schönheit und Genauigkeit der Zeichnungen, welche den Text veranschaulichen, denn in letzteren findet sich nichts Neues, was nicht schon vorher bekannt gewesen wäre, höchstens einige Nachrichten über die Samojeden, die er zuerst besuchte.

Endlich erwähnen wir des Westphalen Kämpfer, eigentlich eines, wegen seines langen Aufenthaltes in Skandinavien naturalisirten Schweden. Hier lehnte er eine ihm angebotene, glänzende Stellung ab, um als Secretär einen Gesandten zu begleiten, der sich nach Moskau begab. Dabei sah er

die wichtigsten Städte Rußlands, das damals kaum in die Wege der abendländischen Civilisation einlenkte; später ging er nach Persien, wo er seinen Gesandten Fabricius verließ, um in den Dienst der holländisch-indischen Compagnie zu treten und seine Reisen fortsetzen zu können. Er kam nun zuerst nach Persepolis, Schiras und Ormuz am Persischen Meerbusen, wo er schwer erkrankte und sich im Jahre 1688 nach Indien einschiffte. Später besuchte er das Glückliche Arabien, Indien, die Malabarküste, Ceylon, Java, Sumatra und Japan, wobei er ausschließlich wissenschaftliche Zwecke verfolgte. Als Mediciner, der sich jedoch mehr mit den Naturwissenschaften beschäftigte, sammelte, beschrieb, zeichnete und trocknete Kämpfer eine beträchtliche Zahl in Europa bisher unbekannter Pflanzen, lieferte Angaben über deren pharmaceutische oder industrielle Verwendung, und brachte ein ungeheueres Herbarium zusammen, das noch heutzutage im British Museum zu London aufbewahrt

wird. Der interessanteste Theil seiner heute veralteten und seit der Eröffnung des Landes für die Gelehrten der Jetztzeit lückenhaften Reisebeschreibung ist derjenige, welcher sich auf Japan bezieht. Er hatte sich dazu die nöthigen, geschichtlichen, literarischen und wissenschaftlichen Hilfsquellen des Landes zu eröffnen gewußt, als er bei gewissen Persönlichkeiten, deren Wohlwollens er sonst sicher war, die ihm erwünschten Nachrichten nicht zu erhalten vermochte, welche man Fremden stets streng vorzuenthalten pflegte.

Sind nun auch die Reisenden, welche wir im Vorhergehenden aufführten, nicht eigentlich als Entdecker zu betrachten und erforschten sie keine vorher unbekannten Länder so kommt ihnen doch Allen, je nach Geschick und Wissen, das Verdienst zu, zur besseren Kenntniß der von ihnen besuchten Länder beigetragen zu haben. Dabei haben sie auch in das Gebiet der Fabeln die oft wunderbaren Dinge verwiesen, welche frühere, minder aufgeklärte Reisende für

Wahrheit genommen hatten, und welche so sehr in das Bewußtsein der Allgemeinheit übergegangen waren, daß gar Niemand daran dachte, sie zu bezweifeln.

Ihnen verdankt man eine genauere Kenntniß der Geschichte des Morgenlandes; man erlangte durch sie eine Ahnung von den Völkerwanderungen und von den Vorgängen in jenen großen Reichen, deren Existenz so lange Zeit als problematisch gegolten hatte.



# **Sechstes Capitel.Die Freibeuterei im großen Style**

## **I.**

William Dampier oder der König des Meeres im 17. Jahrhundert.

---

Geboren zu East Tocker im Jahre 1652, sah sich Dampier durch den vorzeitigen Tod seiner Eltern schon in der Kindheit auf sich selbst angewiesen. Ohne große Vorliebe für geistige Anstrengung, zog er es vor, durch die Wälder zu streifen und sich mit seinen Kameraden herumzuschlagen, als ruhig auf der Schulbank zu sitzen. In zartem Alter kam er als Schiffsjunge auf ein Handelsschiff, machte auf demselben eine Reise nach Neufundland und eine Fahrt nach Ostindien mit und trat dann in die

Kriegsmarine ein; bei einem Gefecht verwundet, kehrte er zu seiner Wiederherstellung nach Greenwich zurück. Ohne sich viel um das früher eingegangene Engagement zu kümmern, reiste er, nachdem er das Militärhospital verlassen, als Verwalter einer Plantage nach Jamaica ab. Hier merkte er aber zu bald, daß er zu einem solchen Geschäft nicht tauge. Nach Verlauf von sechs Monaten verließ er seine Neger und schiffte sich nach der Campeche-Bai ein, wo er drei Monate lang mit der Einbringung von Farbholz beschäftigt war.

Später findet man ihn wieder in London; die Gesetze aber und die bestellten Wächter derselben belästigen ihn zu sehr. Er geht nach Jamaica zurück, wo er sehr bald mit den berüchtigten Buccaniers und Flibustiern in Berührung kam, welche den Spaniern damals so unendlichen Schaden zufügten.

Diese, eigentlich auf der Schildkröten-Insel an der Küste von St. Domingo ansäßigen

Abenteurer von englischer und französischer Abstammung hatten Spanien unauslöschlichen Haß geschworen. Ihre Plünderungszüge beschränkten sich nicht allein auf den Golf von Mexico; sie überschritten ebenso die Landenge von Panama und verwüsteten die Küsten des Pacificischen Oceans von der Magellan-Straße bis hinauf nach Kalifornien. Furcht und Schrecken übertrieben noch die Thaten der Flibustier, welche übrigens wirklich an's Wunderbare grenzten.

In der Reihe dieser Abenteurer, welche damals von Harris, Sawkins und Shays angeführt wurden, trat Dampier also ein. Im Jahre 1680 sehen wir ihn in Darien. Hier plündert er St. Maria, versucht vergeblich, Panama zu überrumpeln, und fängt mit seinen Spießgesellen, die sich nur elender, den Indianern gestohlener Boote bedienen können, acht wohlbewaffnete Schiffe ab, welche unfern der Stadt vor Anker lagen. Bei diesem Kampfe aber waren die Verluste der Flibustier so beträchtlich und die Beute so mager, daß sie auseinander gingen. Die

Einen kehren nach dem Golf von Mexico zurück, die Anderen lassen sich auf der Insel Juan Fernandez nieder, von wo aus sie bald einen Angriff auf die Stadt Arica ausführen. Hierbei erging es ihnen aber so übel, daß es zu einer neuen Trennung kam und Dampier sich nach Virginia begeben mußte, wo sein Kapitän neue Helfershelfer zu gewinnen hoffte. Hier rüstete Kapitän Cook ein Schiff aus zu dem Zwecke, durch die Magellan-Straße in den Pacificischen Ocean einzudringen. Dampier beteiligte sich bei dieser Fahrt. Man segelte zunächst längs der Küste Afrikas nach den Inseln des Grünen Vorgebirges, Sierra Leone und in den Sherborough-Strom, denn das ist der gewöhnliche Weg, den die nach Südamerika bestimmten Schiffe einhielten. Unter dem 36. Grade südlicher Breite beobachtet Dampier, der in seinem Journal alle merkwürdigen Vorkommnisse sorgfältig einträgt, daß das Meer eine weiße, ganz blasse Farbe angenommen habe, ohne daß er sich über die Ursache dieser Erscheinung klar wird. Mit Hilfe des Mikroskops hätte er sich leicht genug

darüber Rechenschaft geben können. Ohne Unfall segelt man an den Sebaldinen-Inseln vorbei, dringt in den Lemaire-Sund ein, doublirt am 6. Februar 1684 das Cap Horn und erreicht nach Ueberstehung eines schweren Sturmes, wie sie gewöhnlich die in den Pacificischen Ocean einfahrenden Schiffe überfallen, die Insel Juan Fernandez, wo man frischen Proviant einzunehmen gedachte. Da kam Dampier der Gedanke, ob er hier wohl einen von Kapitän Scharp im Jahre 1680 zurückgelassenen Indianer aus Nicaragua wiederfinden werde. »Dieser Indianer befand sich seit mehr als drei Jahren allein auf der Insel. Er irrte eben im Walde auf der Ziegenjagd umher, als der englische Kapitän seine Leute an Bord rief, und man war darauf unter Segel gegangen, ohne seine Abwesenheit zu bemerken. Jener besaß nur eine Flinte und ein Messer, nebst einem kleinen Pulverhorn und etwas Blei. Nachdem er Pulver und Blei verbraucht, gelang es ihm, mittelst des Messers den Lauf des Gewehres in kleine Stücke zu trennen, woraus er Harpunen, eine Lanze,

Angelhaken und ein langes Messer herstellte. Mit diesen Hilfswerkzeugen verschaffte er sich Alles, was die Insel liefern konnte, nämlich Ziegen und Fische. Eine halbe Meile vom Meere entfernt, hatte er sich eine kleine, mit Ziegenfellen bedeckte Hütte errichtet. Von Kleidungsstücken besaß er nicht das Geringste mehr, ein einfaches Fell umgürtete seine Lenden.«

Wenn wir hier etwas länger bei diesem unfreiwilligen Einsiedler verweilten, so geschah es, weil er Daniel de Foe als Vorbild für seinen Robinson Crusoe diente, eine Erzählung, welche ja wohl alle Kinderherzen erfreut und gerührt hat.

Wir wollen aber nicht haarklein alle Züge mittheilen, an denen Dampier theilnahm. Es genüge hier zu bemerken, daß er bei ruhiger Fahrt die Gollapagos-Inseln besuchte. Da er die meisten seiner Unternehmungen scheitern sah, begab sich Kapitän Sven, auf dessen Schiffe Dampier im Jahr 1686 diente, nach Ostindien, wo die Spanier

weniger auf ihrer Hut waren und er bessere Aussichten zu haben glaubte. Unsere Abenteurer langten also in Guaham an, besaßen aber nur für drei Tage Lebensmittel. Die Matrosen waren im Fall einer noch längeren Dauer der Fahrt übereingekommen, nach und nach Alle aufzuzehren, die sich für diese Fahrt erklärt hatten, und mit dem Kapitän anzufangen, von dem der Vorschlag dazu ausgegangen war. Dampier sollte gleich nach diesem an die Reihe kommen. »So erklärt es sich, sagt er scherzend, daß Sven, nachdem sie bei Guaham vor Anker lagen, ihn umarmend mit den Worten anredete: »Ah, Dampier, Sie hätten auch eine schlechte Mahlzeit abgegeben!« Er hatte damit wohl recht, fügt er hinzu, denn ich war dürr und fleischarm, er aber dick und fett.« Mindamar, Manilla, einzelne Küstenstrecken von China, die Molukken, Neu-Holland und die Nicobaren-Inseln, das waren die Punkte, welche Dampier bei dieser Fahrt besuchte und plünderte. Im letzteren Archipel trennte er sich von seinen Gefährten und kam halbtodt am Gestade von Sumatra an.

Bei dieser Fahrt entdeckte Dampier mehrere bisher unbekannte Inseln und vorzüglich die Baschi-Gruppe. Kaum wieder hergestellt, durchstreifte er als geborner Abenteurer das südliche Asien, Malakka, Tonkin, Madras und Bencoulen, wo er als Artillerist in englische Dienste trat. Fünf Monate später desertirte er und kehrte nach London zurück. Der Bericht seiner Abenteuer und seiner Kreuz- und Querzüge erwarb ihm in der höchsten Gesellschaft gewisse Sympathien und er wurde dem Lord der Admiralität, dem Grafen von Oxford, vorgestellt. Sehr bald übertrug man ihm das Commando über ein Schiff, den »Roebuck«, um auf eine Entdeckungsreise in den ihm schon bekannten Meeren auszuziehen. Am 14. Januar 1699 verließ er England und beabsichtigte, durch die Magellan-Straße oder um das Feuerland herum zu gehen, um nach denjenigen Gegenden des Pacificischen Oceans zu segeln, welche noch am seltensten besucht worden waren. Nach Passirung des Aequators am 10. März steuerte er nach Brasilien, wo er neuen

Proviant einnahm. Jetzt gelang es ihm aber auf keine Weise, sich längs der Küste Patagoniens zu halten, sondern er wurde durch anhaltendes stürmisches Wetter bis sechzehn Meilen südlich vom Cap der Guten Hoffnung verschlagen, von wo aus er einen Kurs nach Südosten, in der Richtung nach Neu-Holland einschlug. Diese lange Ueberfahrt ging ohne Zwischenfall von statthen. Am 1. August bekam Dampier Land in Sicht und suchte sofort einen Hafen, um daselbst vor Anker zu gehen. Fünf Tage später lief er in der Seehunds-Bai, an der Westküste Australiens an's Ufer, fand aber nur ein höchst unfruchtbare Land ohne Wasser und Pflanzenwuchs. Bis zum 31. August folgte er der Küste, ohne zu finden, was er suchte. Bei Gelegenheit einer Landung bestand er ein leichtes Scharmützel mit einigen Eingeborenen, welche in dem Lande nur sehr dünn gesät schienen. Ihr Häuptling war ein junger Mann von mittlerer Größe, doch von lebhaftem, gewandtem Wesen; um seine Augen zog sich ein einzelner weißer Streifen, und ein gleichfarbiger

Strich reichte von der Stirn bis zur Nasenspitze herab; ebenso erschienen Brust und Arme zebraartig gestreift. Seine Begleiter hatten schwarze Haut, ein wildes Aussehen, krause Haare und eine hohe, wohlproportionirte Gestalt.

Während fünf langer Wochen, in denen er sich stets dicht bei dem Lande aufhielt, fand Dampier weder Wasser noch Lebensmittel; dennoch wollte er den Versuch nicht aufgeben und segelte wieder längs der Küste nach Norden hinauf. Zuletzt zwangen ihn doch die häufigen Untiefen und der beginnende Nordwest-Mousson, seine Absicht fallen zu lassen, nachdem er mehr als dreihundert Meilen von dem australischen Festland entdeckt hatte. Nun begab er sich nach Timor, wo er auszuruhen und seine von der langen Fahrt erschöpfte Mannschaft sich erholen zu lassen gedachte. Hier kannte er aber die Meerverhältnisse zu wenig, und auch seine Karten erwiesen sich als viel zu mangelhaft. Er mußte sich also darauf einlassen, vorsichtig sein Fahrwasser zu

untersuchen, als ob die Holländer sich hier nicht schon vor langer Zeit ansäßig gemacht hätten. So entdeckte er z. B. zwischen Timor und Anamabar einen Sund an der Stelle, wo seine Karten nur eine Bai verzeichnet enthielten. Das Eintreffen Dampier's in einem Hafen, den sie allein kannten, verwunderte und beunruhigte die Holländer sehr ernsthaft. Sie glaubten, die Engländer hätten dazu nur durch Entwendung von Karten aus einem Schiffe ihrer Nation gelangen können. Zuletzt erholten sie sich jedoch von ihrem Schrecken und empfingen sie mit aller Freundlichkeit.

Obwohl sich die Vorläufer des Mousson schon sehr fühlbar machen, stach Dampier dennoch wieder in See und steuerte nach der nördlichen Küste von Neu-Guinea, die er am 4. Februar 1700 nahe dem Cap Maho der Holländer erreichte. Unter den Dingen, die seine Verwunderung erregten, erwähnt Dampier einer ungeheuren Menge Tauben, vieler Fledermäuse von außergewöhnlicher Größe und der Petonceln, d. s. eine Art

Kammmuscheln, deren leere Schale nicht weniger als zweihundertachtundfünfzig Pfund wog. Am 7. Februar näherte er sich der König-Wilhelms-Insel und wendete sich nun nach Osten, wo er sehr bald Schouten's Cap der Guten Hoffnung und die Insel, welche den Namen dieses Seemannes erhalten hat, in Sicht bekam. Am 24. war die Mannschaft Zeuge eines merkwürdigen Schauspiels: »Zwei Fische, welche das Schiff schon fünf bis sechs Tage begleiteten, nahmen eine große Seeschlange wahr und gingen sofort daran, diese zu verfolgen. Sie waren etwa von der Gestalt und Größe einer Seemakrele, doch gelblichgrün von Farbe. Die mit großer Schnelligkeit entflohene Schlange hielt den Kopf immer über dem Wasser, während einer der Fische sich bemühte, sie am Schwanz zu fassen. Sobald sie sich umdrehte, blieb der erste Fisch zurück und der andere trat als Jäger an seine Stelle. So hielten sie jene, die sich fliehend immer zu vertheidigen suchte, lange Zeit in Athem, bis wir die Thiere aus dem Gesicht verloren.«

Am 25. gab Dampier einer bergigen, gegen zehn Meilen langen und ungefähr im Nordosten der Admiralitäts-Inseln gelegenen Insel den Namen St. Mathias. Sieben bis acht Meilen weiterhin entdeckte er noch eine andere, welche den Namen der Insel der Stürme erhielt, wegen eines heftigen Wirbelwindes, der jede Landung an derselben vereitelte. Dampier glaubte, nahe der Küste Neu-Guineas zu sein, während er an der von Neu-Irland hinsegelte. Hier gedachte er zwar an's Land zu gehen, sah sich aber von vielen Pirogen mit über zweihundert Eingebornen umringt, während auch am Strande eine große Menge derselben versammelt war. Da er es für unklug hielt, ein Boot an's Land zu senden, ließ Dampier das Schiff wenden. Kaum war dieser Befehl gegeben, als dasselbe mit einem Hagel von Steinen überschüttet wurde, welche die Eingebornen mit einer Maschine schleuderten, deren Form er nicht zu erkennen vermochte; in Folge dieses Vorkommnisses gab er dem Orte den Namen der Bai der Schleuderer. Ein

einiger Kanonenschuß aber setzte die Eingebornen in heilosen Schrecken und machte allen Feindseligkeiten ein Ende. In einiger Entfernung von hier und nahe dem Gestade Neu-Irlands entdeckten die Engländer die Inseln Denis und St. Jean. Dampier segelte als der Erste durch die Meerenge, welche Neu-Irland von Neu-Britannien trennt, und sah dann die Inseln Vulkan, der Krone, G. Rook, Long-Rich und die Glühende Insel.

Nach diesem durch so wichtige Entdeckungen bezeichneten Kreuzzuge kehrte Dampier nach Westen um, segelte nach der Insel Missory und erreichte endlich Ceram, eine Insel der Molukken, wo er sich ziemlich lange aufhielt. Dann begab er sich nach Borneo, fuhr durch die Meerenge von Macassar und landete in Batavia auf der Insel Java am 23. Juli. Hier blieb er bis zum 27. October und schlug dann den Weg nach Europa ein. Als er am 23. Februar 1701 bei der Insel Ascension anlangte, hatte sein Schiff ein so großes Leck bekommen, daß man dieses nicht zu

schließen vermochte. Man mußte das Fahrzeug auf den Strand setzen und Mannschaft und Ladung an's Land bringen. Glücklicher Weise fehlte es nicht an Wasser, auch gab es viel Schildkröten, Ziegen und Flußkrebse. Man durfte also wenigstens darüber ruhig sein, hier nicht Hungers zu sterben, bis ein Schiff an der Insel anlegen und die Schiffbrüchigen in die Heimat zurückführen würde. Dieser Augenblick ließ nicht lange auf sich warten, denn am 2. April nahm sie ein englisches Fahrzeug an Bord und brachte Alle nach England zurück. Bei Gelegenheit der Fahrten Wood Rodger's werden wir noch weitere Gelegenheit haben, von Dampier zu sprechen.

## II.

### Der Pol und Amerika.

Hudson und Baffin. – Champlain und La Sale. – Die Engländer an der Küste des Atlantischen Oceans. – Die Spanier in

Südamerika. – Kurze Zusammenstellung  
der am Ende des 17. Jahrhunderts  
erworbenen Kenntnisse. – Die Messung  
eines Erdengrades. – Fortschritte der  
Kartographie. – Anfang der  
mathematischen Geographie.

---

Wenn die Versuche zur Auffindung einer Nordwest-Passage von den Engländern auch seit mehr als zwanzig Jahren aufgegeben waren, so hatte man doch nicht darauf Verzicht geleistet, auf diesem Wege eine Durchfahrt zu suchen, welche erst in unseren Tagen gefunden werden sollte, freilich nur, um ihre gänzliche Unbrauchbarkeit darzulegen. Hudson, ein geschickter Seemann, von dem Ellis sagt, »daß Niemand mit dem Leben auf dem Meere jemals besser vertraut gewesen sei, daß sein Muth allen Hindernissen gewachsen und sein Eifer unermüdlich sei«, schloß einen Vertrag mit einer Gesellschaft

Kaufleute, die Nordwest-Passage aufzusuchen. Am 1. Mai 1607 von Gravesend mit einer einfachen Barke, dem »Hopevell«, und zwölf Mann Besatzung abgefahren, erreichte er am 13. Juni unter  $73^{\circ}$  der Breite die Ostküste von Grönland und gab der Stelle einen Namen, der seinen Hoffnungen entsprach, nämlich *Cap hold with hope* (hoffe immer). Das Wetter war schön und minder kalt, als zehn Grade südlicher. Am 27. Juni hatte Hudson noch fünf Grade nach Norden zurückgelegt; am 2. Juli aber wurde die Witterung durch einen in jenen Gegenden so häufigen grellen Umschlag ganz entsetzlich kalt. Doch blieb noch das Meer offen, die Luft ruhig und die Strömung trieb viel Holz herbei. Am 14. desselben Monats gingen der Hochbootsmann und der Bootsmann unter  $33^{\circ} 23'$  der Länge auf das Land, das den nördlichen Theil von Spitzbergen bildet. Vielfache Spuren von Bisamochsen und Füchsen, eine große Menge Wasservögel und Bäche mit Trinkwasser, von denen einer sogar auffallend warmes Wasser führte, bewiesen unseren

Seefahrern, daß es möglich sei, selbst in diesen hohen Breiten unter der rauhen Jahreszeit leben zu können. Hudson, der sich beeilte, wieder in See zu gehen, wurde unter dem 82° Grade der Breite durch dickes Packeis aufgehalten, das er vergeblich zu durchdringen oder zu umgehen suchte. Er mußte also nach England zurückkehren, wo er nach Entdeckung einer Insel, wahrscheinlich Jean Mayen, am 15. September wieder eintraf. Da die bei dieser Reise eingehaltene Route keinen Zugang nach Norden bot, so wählte Hudson das nächste Mal eine andere. Am 21. April des nächsten Jahres brach er nämlich von Neuem auf und drang zwischen Spitzbergen und Nowaja-Semlja vor; er mußte sich jedoch begnügen, eine Zeitlang dem Ufer dieses ausgedehnten Landes zu folgen, ohne so hoch gelangen zu können, wie er wohl wünschte. Der Mißerfolg dieses zweiten Versuches erschien eher noch vollständiger, als der des Jahres 1607. Die englische Compagnie, welche die Kosten dieser beiden Probefahrten bestritten hatte, weigerte sich

auch, noch einmal darauf einzugehen. Das war ohne Zweifel der Grund, der Hudson bestimmte, nun in holländische Dienste zu treten.

Die Compagnie von Amsterdam übergab ihm im Jahre 1609 das Commando über ein Fahrzeug, mit dem er zu Anfang des Jahres von Texel absegelte. Nachdem er das Nordcap passirt, fuhr er längs der Küste Nowaja-Semljas weiter; seine aus Engländern und Holländern bestehende Mannschaft aber, welche früher nur nach Ostindien gesegelt war, wurde durch die Kälte und das Eis bald abgeschreckt. Hudson sah sich gezwungen, seinen Kurs zu ändern und den in offener Meuterei begriffenen Matrosen den Vorschlag zu machen, entweder durch die Davis-Straße oder längs der Küste Virginiens nachzusuchen, wo sich nach den Mittheilungen eines Kapitäns Smith, der in jenen Gegenden bekannt war, ein Seeweg finden sollte. Die Wahl der Mannschaft, welche schon alle Disciplin verlernt hatte, konnte nicht zweifelhaft sein. Hudson

mußte, um die von der Amsterdamer Compagnie aufgewendeten Unkosten nicht ganz auf's Spiel zu setzen, nach den Färöeren segeln, bis zum  $44^{\circ}$  nach Süden hin hinabgehen und an der Küste Amerikas die Aufsuchung der ihm gemeldeten Durchfahrt versuchen. Am 18. Juli landete er am Continente, um seinen, während eines Sturmes gebrochenen Fockmast wieder herzustellen; er benutzte auch die Zeit, um von den Eingeborenen Pelzfelle einzutauschen. Seine ungehorsamen Matrosen hatten jedoch durch ihre Quälereien die sonst ganz friedlichen Einwohner des Landes gereizt und zwangen ihn, wieder unter Segel zu gehen. Bis zum 3. August folgte er der Küste und ging dann zum zweiten Male an's Land. Unter  $40^{\circ} 30'$  entdeckte er eine große Bai, welche er mehr als fünfzig Meilen in einem Boote befuhrt. Inzwischen neigte sich der Proviant zu Ende, während es unmöglich war, sich auf dem Lande frisch zu versorgen. Die Mannschaft, welche im Laufe der ganzen Fahrt dem Anführer ihren eigenen Willen aufgedrungen zu haben scheint, trat zu

einer Berathung zusammen, bei der die Einen vorschlugen, in Neufundland zu überwintern und im nächsten Jahre die Aufsuchung der Passage wieder aufzunehmen, die Anderen aber darauf bestanden, nach England zurückzukehren. Der letzte Vorschlag ward zum Beschuß erhoben; als man sich aber nur den Küsten Großbritanniens näherte, übte der Anblick des Landes eine so große Anziehungskraft auf die Leute aus, daß Hudson am 7. December in Darmouth anlaufen mußte.

Im folgenden Jahr, 1610, versuchte Hudson, trotz aller erlittenen Unbill, doch noch einmal mit der holländischen Compagnie anzuknüpfen. Die Bedingungen aber, unter welchen diese ihre Mitwirkung allein zusagte, waren derart, daß sie ihn veranlaßten, auf sein Vorhaben zu verzichten und sich lieber wieder mit der englischen Compagnie in Verbindung zu setzen. Diese nun stellte Hudson die Bedingung, einen erfahrenen Seemann, Namens Coleburne, mehr als Assistenten, denn als zweiten Officier mit an Bord zu

nehmen, da man auf jenen volles Vertrauen setzte. Begreiflicher Weise mußte ein solches Verlangen Hudson im höchsten Grade kränken. Er ergriff die erste sich darbietende Gelegenheit, seinen Wächter zu entfernen. Noch in der Themse hinsegelnd, schickte er Coleburne an's Land mit einem Schreiben an die Compagnie, durch das er sein mindestens seltsames Verfahren zu rechtfertigen suchte.

In den letzten Tagen des Mai, als das Schiff in einem isländischen Hafen vor Anker lag, rottete sich die Mannschaft wegen Coleburne's Entfernung zu einem ohne Mühe unterdrückten Complot zusammen, und als Hudson am 1. Juni die Insel wieder verließ, war seine Autorität vollständig wieder hergestellt. Nach Passirung des Frobisher-Sundes kam Hudson in Sicht von Davis' Desolations-Land, drang in die Meerenge ein, welche seinen Namen führt, und segelte tief in einen geräumigen Meerbuden ein, dessen Westküste er bis Anfang September untersuchte. Damals wurde auch einer der anderen Officiere, der

nicht unterließ, Mißmuth gegen den Chef zu erregen, abgesetzt; dieser nothwendige Act aber trug nur noch mehr dazu bei, die Matrosen zu reizen. Als Hudson in den ersten Tagen des November am hinteren Ende der Bai angelangt war, suchte er eine geeignete Stelle zum Ueberwintern und ließ, als er diese bald darauf gefunden, das Schiff auf den Strand ziehen. Eine solche Maßnahme ist nur schwer zu begreifen. Einstheils hatte Hudson England nur mit einem auf sechs Monate berechneten Vorrath an Lebensmitteln verlassen und konnte auch, angesichts der Unfruchtbarkeit des Landes, nicht darauf rechnen, hier die schon ziemlich erschöpften Lebensmittel zu ersetzen; andererseits hatte die Mannschaft schon so häufig ihre Neigung zum Widerstand an den Tag gelegt, daß er auf deren Gehorsam und guten Willen doch schwerlich viel bauen konnte. Mußten die Engländer sich auch manchmal mit sehr mageren Rationen begnügen, so verbrachten sie doch einen nicht allzu beschwerlichen Winter, da ihnen unerwartet viel Zugvögel in die Hände

fielen. Mit der Wiederkehr des Frühlings aber und der vollendeten Herrichtung des Schiffes zur Heimfahrt nach England, sah Hudson wohl ein, daß sein Schicksal besiegelt sei. Er traf darnach seine Anordnungen, lieferte Jedem seinen Anteil an dem noch vorhandenen Zwieback aus, zahlte den Leuten ihren Sold und wartete ruhig der Entwicklung ihrer Dinge. Diese ließ auch nicht auf sich warten. Die verschworene Mannschaft bemächtigte sich des Kapitäns, seines Sohnes, eines Freiwilligen, des Schiffszimmermanns und fünf Matrosen, setzte sie ohne Waffen, Nahrungsmittel und Instrumente in einem Boote aus und überließ sie der Gnade des Oceans. Die Verbrecher erreichten die englische Küste, doch nicht Alle, denn zwei wurden noch in einem Gefechte mit Indianern getötet, ein Dritter starb an einer Krankheit, Alle aber hatten ganz entsetzlich von Hunger zu leiden. Uebrigens wurde gegen sie auffallender Weise keine Untersuchung eingeleitet. Im Jahre 1614 verlieh nur die Compagnie auf einem ihrer Schiffe eine Stellung an den Sohn »des bei

der Aufsuchung eines nordwestlichen Seeweges spurlos verschwundenen Heinrich Hudsons«, der jetzt ganz mittellos dastand.

Den Zügen Hudson's folgten jetzt die Lutton's und Gibbons'. Diesen Männern verdankt man, wenn auch nicht neue Entdeckungen, doch sehr genaue Beobachtungen über die Gezeiten, den Wechsel der Witterung und der Temperatur, wie überhaupt über viele Naturerscheinungen jener Gegenden.

Im Jahre 1615 übergab die englische Compagnie Byleth, der schon an den letzten Fahrten theilgenommen hatte, das Commando über ein Fahrzeug von fünfzig Tonnen. Sein Name, die »Decouverte«, schien von guter Vorbedeutung. Als Piloten nahm jener den erfahrenen Wilhelm Baffin mit, dessen Ruhm den seines Kapitäns weit überstrahlen sollte. Von England am 13. April abgesegelt, gelangten die Seefahrer am 6. Mai in Sicht des Cap Farewell, fuhren von Desolations-Land nach den

Inseln der Wilden, wo sie Eingeborne in großer Menge antrafen, und drangen in nordwestlicher Richtung bis zum 64. Breitegrade hinauf. Am 10. Juli sahen sie Land an Steuerbord und beobachteten, daß die Fluth von Norden her kam; dadurch schöpften sie eine so große Hoffnung auf das Vorhandensein des gesuchten Seeweges, daß sie dem entdeckten Vorgebirge den Namen Cap Confort beilegten. Wahrscheinlich wird es das Cap Walsingham gewesen sein, denn nach Umschiffung desselben bemerkten sie, daß sich das Land nach Nordosten und Osten zu fortsetzte. Am Eingange der Davis-Straße schlossen ihre Entdeckungen für dieses Jahr ab. Am 9. September waren sie, ohne einen Mann verloren zu haben, wieder in Plymouth zurück.

Byleth's und Baffin's erwartungsvolle Hoffnung war so stark, daß sie die Erlaubniß auszuwirken wußten, im folgenden Jahre mit demselben Schiffe noch einmal in See zu gehen. Schon am 14. Mai 1616 drangen die beiden Kapitäne

nach glücklicher Seefahrt in die Davis-Straße ein, bekamen Sanderson's Cap Esperance, den nördlichsten von Davis erreichten Punkt, in Sicht und segelten bis  $72^{\circ} 40'$  der Breite, bis zur Insel der Frauen hinauf, welche ihren Namen von dem Zusammentreffen mit einigen Eskimoweibern erhielt. Am 12. Juli sahen sich Byleth und Baffin durch Treibeis genöthigt, in eine Bai der Küste einzulaufen. Hier brachten Eskimos viel Hörner, entweder Walroßzähne oder Hörner von Bisamochsen herbei, weshalb man diese Stelle den Hörner-Sund nannte. Nach mehrtägigem Aufenthalte war es doch wieder möglich, in See zu gehen. Von  $75^{\circ} 40'$  an sah man ein ungeheures, eisfreies Meer vor sich und drang ohne Schwierigkeit bis jenseit des 78. Grades vor und bis zum Eingang einer Meerenge, welche den eben befahrenen und Baffins-Bai getauften Meerestheil fortsetzte. Nach Westen und Südwesten steuernd, entdeckten Byleth und Baffin die Carey-Inseln, die Johns-Straße, die Insel Coburg und den Lancaster-Sund. Endlich folgten

sie dem westlichen Ufer der Baffins-Bai bis herab nach Cumberland. Da Byleth, der unter seiner Mannschaft sehr viele Scorbukranke hatte, daran verzweifelte, noch weitere Entdeckungen machen zu können, so beschloß er, nach England zurückzukehren, wo er am 30. August in Dover landete.

Endigte auch diese Expedition eigentlich mit einem Mißerfolge in dem Sinne, daß die gesuchte Nordwest-Passage noch immer nicht gefunden war, so verdienten die gewonnenen Resultate doch alle Anerkennung. Byleth und Baffin hatten die bekannten Grenzen der Meere um ein gutes Stück hinausgeschoben, vorzüglich an der Seite von Grönland. Der Kapitän und der Pilot versicherten in einem an den Director der Compagnie gerichteten Schreiben, daß die von ihnen untersuchte Bai einen prächtigen Fischgrund darbiete, wo sich Walfische, Seehunde und Walrosse zu Tausenden umhertummelten. Die Zukunft sollte ihre Worte vollkommen bestätigen.

Doch kehren wir nun nach der Küste Amerikas, nämlich nach Canada, zurück und sehen, was sich hier seit Jacques Cartier ereignet hat. Der Letztere hatte, wie früher erwähnt, bekanntlich einen Niederlassungsversuch unternommen, der nicht von besonderem Erfolge begleitet war. Einige Franzosen blieben indeß im Lande, verheirateten sich daselbst und bildeten einen gewissen Kolonisten-Stamm. Von Zeit zu Zeit erhielten sie wohl auch durch Fischer aus Dieppe und St. Malo einige Verstärkungen an Arbeitskräften. Ein eigentlicher Auswandererstrom kam aber nur schwierig in Gang. Da wurde ein Edelmann, Namens Samuel de Champlain, ein Veteran aus den Kriegen Heinrich's IV., der zweihundertfünfzig Jahr lang verschiedene Fahrten in Ostindien ausgeführt hatte, nebst dem Herrn von Pontgravé von dem Commandeur de Chastes dazu ausersehen, die Entdeckungen Jacques Cartier's fortzusetzen und die Gründung von Städten und größeren Ansiedlungen zu versuchen. Es ist hier nicht der Ort, näher auf die Art und Weise einzugehen, wie Champlain

seine Aufgabe als Kolonisator erfüllte, noch auf seine sonstigen großen Verdienste, die ihm wohl den Ehrennamen »der Vater von Canada« hätten erwerben können. Wir lassen also diese und wirklich nicht die wenigst verdienstvolle Seite seiner Thätigkeit außer Acht und beschäftigen uns allein mit den Entdeckungen, die er im Innern des Festlandes machte.

Von Honfleur am 13. März 1603 abgefahren, segelten, die beiden Führer zuerst den St. Lorenzo bis zum Hafen von Tadoussar, achtzig Meilen von der Mündung des Stromes, empor. Sie fanden einen recht guten Empfang bei den benachbarten Völkerschaften, welche »weder Glauben noch Gesetze kannten und wie wilde Thiere ohne einen Gott und eine Religion lebten«. Hier ließen sie die Schiffe, die nicht ohne Gefahr hätten weiter hinauf segeln können, zurück, gelangten auf einer Barke nach dem St. Louis-Fall, wo Jacques Cartier stehen geblieben war, drangen auch ein wenig in das Innere des Landes ein und kehrten nach Frankreich

zurück, wo Champlain für den König einen Bericht seiner Reise drucken ließ.

Heinrich IV. beschloß, das Unternehmen fortzusetzen. Inzwischen war de Chastes mit Tod abgegangen, während seine Stellung auf Herrn de Monts mit dem Titel eines Viceadmirals und Statthalters von Acadien überging. Champlain begleitete de Monts nach Canada und verweilte drei volle Jahre, um bei den vorzunehmenden Niederlassungsversuchen mit Rath und That beizustehen, die Küsten Acadiens näher zu erforschen, indem er diese bis jenseits des Cap Cod besuchte oder Fahrten in das Landesinnere vorzunehmen, wo er sich bemühte, die wilden Stämme für seine Sache zu gewinnen. Im Jahre 1607 kehrte Champlain nach einer neuen Reise in die Heimat, wo er Kolonisten anwarb, noch einmal nach Neu-Frankreich zurück und legte im Jahre 1608 den Grund zu einer Stadt, dem späteren Quebec. Die nächsten Jahre widmete er einer wiederholten Untersuchung des St. Lorenzo und der Feststellung der Hydrographie dieses

Stromes. Auf einer Pirogue drang Champlain mit nur zwei Gefährten und einigen Algonquins in das Land der Irokesen ein, wo er mit seiner geringen Macht in einem Gefechte am Ufer eines Sees, der davon seinen Namen erhielt, Sieger blieb; dann fuhr er wieder den Richelieu-Strom bis zum St. Lorenzo hinab. Im Jahre 1610 fällt er an der Spitze seiner Verbündeten, der Algonquins, unter denen er nur mühsam etwas europäische Disciplin erhalten kann, bei den Irokesen ein. Bei diesem Zuge bediente er sich gewisser Kriegsmaschinen, welche die Wilden in Schrecken setzten und ihm den Sieg erleichterten. Für den Angriff eines Dorfes ließ er ein hölzernes Roß erbauen, das zweihundert der kräftigsten Männer »bis auf Lanzenlänge vor das Dorf trugen; drei Arquebusiere bestiegen dasselbe und waren so gegen Pfeile und Steine, welche man auf sie schießen oder schleudern konnte, vollständig geschützt«. Ein wenig später sehen wir ihn bei der Untersuchung des Ottava-Flusses, wobei er nach Norden in das Festland, bis auf fünfundsiebzig Meilen

von der Hudsons-Bai, vordringt. Nach vollendeter Befestigung von Montreal im Jahre 1615, fährt er noch zweimal den Ottawa-Fluß hinauf, besucht den Huron-See und gelangt zu Lande bis zum Ontario-See, den er überschreitet.

Es ist schwierig, Champlain's so bewegtes Leben in zwei Abschnitte zu zerlegen. Alle seine Fahrten und Entdeckungen bezweckten nur die Weiterentwicklung des Werkes, dem er sich gänzlich gewidmet hatte. Entkleidet von dem, was ihm das eigentliche Interesse verleiht, erscheinen sie wirklich auch nur unbedeutend, wäre jedoch Ludwig's XIV., sowie seines Nachfolgers Kolonialpolitik eine entschiedenere gewesen, so besäße Frankreich in Amerika wahrscheinlich eine Kolonie, welche an Größe und Gedeihen den Vereinigten Staaten kaum nachstehen möchte. Obwohl Frankreich Canada wieder aufgab, so hat sich daselbst doch immer noch eine ausgesprochene Liebe zum Mutterlande erhalten.

Wir müssen nun vierzig Jahre überspringen, um mit unserer Schilderung zu Robert Cavelier de la Sale zu gelangen. Während dieses Zeitraumes hatten die französischen Kolonien in Canada schon eine mächtige Ausdehnung gewonnen und bedeckten einen großen Theil des Nordens von Amerika. Jäger und Trapper durchstreiften die Wälder, machten reiche Beute an Pelzthieren und trugen nicht unwesentlich zur besseren Kenntniß des Innern des Continentes bei. In letzterer Hinsicht fanden sie tüchtige Unterstützung durch die Missionäre, unter denen in erster Reihe der Pater Marquette Erwähnung verdient, der sich durch die Ausdehnung seiner Reisen über die großen Seen und auf dem Mississippi den Dank der Nachwelt erworben hat. Wegen der Hilfe und den Erleichterungen, die sie den Forschungsreisenden gewährten, haben wir hier ferner die Namen zweier Männer zu verzeichnen, nämlich de Frontenac, den Gouverneur von Neu-Frankreich, und Talon, den Intendanten der Justiz und Polizei. Im Jahre 1658 kam ein junger

Mann, Namens Cavelier de La Sale, eigentlich ohne bestimmte Absicht nach Canada. »Er stammte, so berichtet Charlevoix, aus einer gutsituirten Familie in Rouen; da er aber einige Jahre bei den Jesuiten zugebracht hatte, verlor er sein väterliches Erbtheil. Gebildet und lebhaften Geistes, wie er war, wollte er sich auf jeden Fall auszeichnen und fühlte das Zeug in sich, daß ihm das gelingen werde. Es fehlte ihm in der That weder an Entschlossenheit zum Handeln, noch an der Ausdauer, ein einmal angefangenes Unternehmen durchzuführen, weder an der Festigkeit gegenüber den verschiedensten Hindernissen, noch an Auffindung der Hilfsmittel, um etwaige Verluste zu ersetzen; er wußte sich aber weder beliebt zu machen, noch Diejenigen zu leiten, deren er bedurfte, und trat, sowie er sich ein Ansehen erworben, mit Härte und Hochmuth auf. Bei solchen Fehlern seines Charakters konnte er nicht glücklich sein, und war es in der That auch nicht.«

Die Schilderung des Paters Charlevoix erscheint allerdings etwas grau in Grau gemalt und dieser mag wohl die große Entdeckung, welche man Cavelier de La Sale verdankt, eine Entdeckung, welche kaum ihres Gleichen hat, oder höchstens in Orellana's Erforschung des Amazonenstromes im 16. oder die des Congo durch Stanley im 19. Jahrhundert ein Nebenstück findet, nicht gebührend geschätzt zu haben. Kaum in's Land gekommen, geht er mit einem Eifer ohne Gleichen an das Studium der Sprachen der Eingebornen und besucht die Wilden, um ihre Sitten und Gewohnheiten kennen zu lernen. Gleichzeitig verschafft er sich durch die Trapper eine Menge werthvoller Nachrichten über die Lage der Flüsse und Seen. Seine Projecte theilte er auch de Frontenac mit, der ihn ermuthigte und ihm das Commando über ein am Ausfluß des Sees in den St. Lorenzo erbautes Fort anvertraute. Inzwischen langte ein gewisser Jolyet in Quebec an. Er brachte hierher die Nachricht mit, daß er mit Pater Marquette und vier anderen Personen einen großen,

gegen Süden laufenden Strom, Namens Mississippi, aufgefunden habe. Cavelier de La Sale durchschaute bald den Vortheil, den Frankreich aus einer so mächtigen Wasserader ziehen könne, zumal wenn der Mississippi, wie er annahm, in den Golf von Mexico auslief.

Durch die Seen und den Illinois, einen Nebenstrom des Mississippi, schien es leicht, den St. Lorenzo mit dem Antillen-Meere in Verbindung zu setzen. Welch' gewichtigen Vortheil konnte Frankreich aus dieser Entdeckung ziehen! La Sale legte dem Grafen de Frontenac sein Project vor und erhielt von diesem sehr dringende Empfehlungsschreiben an den Marineminister. In Frankreich angelangt, erfuhr La Sale das Ableben Colbert's, übergab aber dessen Sohne und Nachfolger, dem Marquis de Seignelay, die Depeschen, deren Träger er war. Der scheinbar auf zuverlässigen Grundlagen ruhende Plan mußte bei dem jungen Minister wohl Gefallen finden. Seignelay stellte La Sale in Folge dessen auch dem Könige selbst vor,

der ihm ein Adelspatent ausfertigen ließ, ihm die Oberhoheit über Catarocouy und das Commando des von ihm erbauten Forts übertrug und ein ausschließliches Handelsmonopol in den Ländern verlieh, die er entdecken würde.

La Sale wußte auch Mittel zu finden, sich die Gunst des Prinzen von Conti zu verschaffen, der ihn ersuchte, den Sohn des Chevalier Tonti, des Erfinders der Tantine, für den er sich besonders interessirte, mitzunehmen. La Sale hatte alle Ursache, sich dieser Acquisition zu freuen. Tonti, der in Sicilien gedient und bei der Explosion einer Granate eine Hand verloren hatte, war ein muthiger, gewandter Officier, der sich stets treu und ergeben erwies.

Am 14. Juli 1678 schifften sich La Sale und Tonti in La Rochelle ein und nahmen etwa dreißig Mann, Soldaten und Handwerker, nebst einem Barfüßer-Mönche, dem Pater Hennepin, an Bord, der sie auf allen ihren Reisen begleitete.

Da er später einsah, daß die Durchführung seines Projectes beträchtlichere Hilfsmittel und Kräfte erforderte, als die, über welche er verfügte, so ließ La Sale auf dem Erie-See eine Barke erbauen und verwendete ein volles Jahr darauf, das Land zu durchstreifen und die Indianer zu besuchen, wobei er durch Tauschhandel viele Pelzwaaren erwarb, die er in seinem Niagara-Fort aufstapelte, während Tonti an anderen Stellen ebenso verfuhr. Mitte August 1679 kam seine Barke, der »Griffon«, endlich in segelfähigen Zustand und er schiffte sich mit dreißig Mann und drei Barfüßer-Mönchen auf dem Erie-See nach Machillimackinac ein. Auf dem St. Clair und dem Huron-See überfiel ihn ein entsetzlicher Sturm, der die Desertion eines Theiles seiner Leute veranlaßte, welche ihm Tonti jedoch wieder zuführte. In Machillimackinac angekommen, drang La Sale sehr bald auch in den Grünen Meerbussen ein. Während dieser Zeit aber ließen seine Gläubiger in Quebec Alles verkaufen, was er besaß, und der »Griffon« den er, mit Rauchwaaren beladen, nach dem

Niagara-Fort zurückgesendet hatte, ging entweder zu Grunde oder wurde von Indianern geplündert und vernichtet; jedenfalls erfuhr man hierüber niemals etwas Verläßliches. Er selbst setzte, trotz des Murrens seiner Leute über das Absegeln des »Griffon«, seinen Weg fort und erreichte den St. Joseph-Strom, wo sich ein Lager der Miamis befand und sich Tonti ihm wieder anschloß. Hier ließen sie es sich ihre erste Sorge sein, ein Fort zu errichten. Dann überschritten sie die Wasserscheide zwischen dem Becken der großen Seen und dem des Mississippi; weiterhin gelangten sie zu dem Illinois-Flusse, einem linken Nebenarme jenes großen Stromes. Die Lage La Sale's mit seiner kleinen Truppe, auf die er sich nicht einmal sicher verlassen konnte, wurde allmälig gefährlich, mitten in unbekanntem Lande und gegenüber einem mächtigen Stamme, den Illinois, welche zwar früher mit den Franzosen auf freundschaftlichem Fuße standen, jetzt aber durch die Irokesen und die über das Aufblühen der canadischen Kolonie eifersüchtigen Engländer aufgereizt waren.

Inzwischen galt es, um jeden Preis die Indianer zu gewinnen, welche der Lage ihrer Sitze nach im Stande waren, jede Verbindung zwischen La Sale und Canada zu unterbrechen. Um sie zu verblüffen, begiebt sich Cavelier de La Sale nach ihrem Lager, wo mehr als 3000 Mann versammelt sind. Er marschirt stolz mit nur zwanzig Mann durch ihre Hütten und macht in einiger Entfernung derselben Halt. Die Männer von Illinois, welche den Krieg noch nicht erklärt haben, sind auf's Höchste erstaunt. Dann begeben sie sich zu ihm und überhäufen ihn mit Versicherungen ihrer Freundschaft. So wetterwendisch ist der Sinn der Wilden! Einen solchen Eindruck macht auf sie jedes Zeichen kecken Muthe! La Sale macht sich unverweilt ihr friedliches Verhalten zu Nutze und errichtet auf ihrem eigenen Lagerplatze ein kleines Fort, das er Crèvecœur (Herzeleid) nennt, mit Bezugnahme auf die Leiden, die er schon erduldete. Hier lässt er Tonti mit allen seinen Leuten zurück, er selbst aber begiebt sich, beunruhigt über das Schicksal des »Griffon«, mit drei Franzosen und einem

Indianer nach dem, fünfhundert Meilen von Crèvecœur gelegenen Fort Catarocouy. Vor dem Aufbruch hatte er noch einen seiner Leute mit dem P. Hennepin ausgesandt, längs des Mississippi bis jenseits der Einmündung des Illinois und wennmöglich bis zu dessen Quellen hinaufzuziehen. »Die beiden Männer, sagt Pater Charlevoix, reisten am 28. Februar von Fort Crèvecœur ab, begaben sich auf den Mississippi und fuhren denselben Fluß aufwärts bis zum 46. Grade nördlicher Breite. Hier wurden sie durch einen, die ganze Breite des Strombettes einnehmenden, hohen Wasserfall aufgehalten, dem P. Hennepin den Namen des »Heiligen Antonius von Padua« beilegte. Später fielen sie, man weiß nicht bei welcher Gelegenheit, den Sioux in die Hände, welche sie lange Zeit gefangen hielten.«

Bei seiner Rückreise nach Catarocouy traf La Sale wiederum auf eine sehr geeignete Stelle zur Errichtung eines Forts und berief Tonti dahin, der die Ausführung dieses Werkes unverzüglich in die Hand nimmt,

während er seinen Weg fortsetzt. Hier entstand das Fort St. Louis. In Catarocouy angelangt, erhielt La Sale lauter Hiobsposten, welche einen weniger gestählten Charakter wohl vollständig niedergedrückt hätten. Nicht allein der mit Pelzwerk im Werthe von 10.000 Thalern beladene »Griffon« war verloren, sondern es hatte auch noch ein anderes Fahrzeug, das ihm eine auf 22.000 Frs. geschätzte Ladung aus Frankreich zuführte, totalen Schiffbruch erlitten, und dazu verbreiteten die ihm feindselig Gesinnten noch eifrig die falsche Nachricht von seinem Tode. Da ihm in Catarocouy nichts weiter zu thun übrig blieb und er durch sein Auftreten die Grundlosigkeit aller Gerüchte über sein Verschwundensein dargelegt hatte, zog er wieder nach Crèvecœur ab, wo er zu seiner Verwunderung keinen einzigen Mann antraf.

Das verhielt sich nämlich folgendermaßen. Während Chevalier Tonti die Herstellung des Forts St. Louis in Angriff nahm, hatte sich die kleine Besatzung von Fort

Crèvecœur empört, die Magazine desselben, ebenso wie die in Fort Miani geplündert und war bis Machillimackinac entflohen. Tonti, der nun in Folge der Insubordination seiner Leute den Kriegern von Illinois fast allein gegenüberstand, sah ein, daß er sich in Fort Crèvecœur nicht werde halten können; deshalb verließ er dieses mit den ihm noch übrig gebliebenen fünf Franzosen und zog sich nach der Bai des Michican-Sees zurück. Nachdem La Sale die Forts Crèvecœur und St. Louis wieder mit Mannschaft belegt, begab er sich nach Machillimackinac, wo er auch Tonti wiederfand. Gegen Ende August gingen nun Beide nach Catarocouy zurück, wo sie sich am 28. August 1681 mit 54 Mann auf dem Erie-See einschifften. Nach einem Zuge von achtzig Meilen längs der eisbelegten Ufer des Illinois erreichten sie Fort Crèvecœur, wo das offene Wasser ihnen wiederum die Benutzung der Boote gestattete. Am 6. Februar 1682 langte La Sale beim Zusammenfluß des Illinois und des Mississippi an. Er folgte diesem stromabwärts, kam nach der Mündung des

Missouri und der des Ohio, wo er ein Fort anlegte, drang in Arkansas ein, das er im Namen Frankreichs in Besitz nahm, fuhr durch das Land der Nachez, mit denen er ein Freundschaftsbündniß abschloß, und gelangte endlich, am 9. April, nachdem er 350 Meilen in einem einfachen Boote zurückgelegt, nach dem Golfe von Mexico. Was Cavelier de La Sale so scharfsichtig geahnt, hatte seine volle Bestätigung gefunden. Er nahm sofort feierlichst von dem ganzen Lande Besitz, das er Louisana nannte, und taufte den ungeheueren, von ihm befahrenen Strom St. Louis.

La Sale brauchte nicht weniger als anderthalb Jahr zur Rückreise nach Canada. Es erscheint das keineswegs wunderbar, wenn man sich alle, seinen Weg erschwerenden Hindernisse vergegenwärtigt. Welch' energische Willenskraft mußte dieser Mann, übrigens einer der berühmtesten Reisenden, auf die Frankreich mit Recht stolz ist, besitzen, ein solches Riesenunternehmen zu glücklichem Ende zu führen?

Leider berichtete ein Anderer, der wohl von den besten Absichten beseelt war, sich gegen La Sale aber durch dessen zahlreiche Feinde einnehmen ließ, Lefèvre de la Barre nämlich, der Nachfolger de Frontenac's, als Statthalter von Canada, an den Marineminister, daß den Entdeckungen La Sale's keineswegs ein besonderes Gewicht beizulegen sei. »Dieser Reisende, sagt er, befand sich mit etwa zwanzig französischen Landstreichern und Wilden im Grunde der Bai, spielte daselbst den Souverän, beraubte und brandschatzte seine eigenen Landsleute, setzte die Bewohner den Einfällen der Irokesen aus und entblödete sich nicht, alle seine Gewaltthaten mit der Ausrede zu beschönigen, daß er von Sr. Majestät das ausschließliche Privilegium zum Handel in den von ihm zu entdeckenden Ländern besitze.«

Cavelier de La Sale konnte diesen verleumderischen Anschuldigungen gegenüber unmöglich gleichgültig bleiben. Einerseits verlangte es seine Ehre, sich persönlich in Frankreich zu stellen,

andererseits verspürte er aber auch keine Lust, den Vortheil von seinen Entdeckungen einem beliebigen Anderen zu überlassen. Er reiste also ab und fand bei Seignelay einen recht wohlwollenden Empfang. De La Barre's Zuschriften hatten auf den Minister den gefürchteten Eindruck nicht hervorgebracht; dieser sah vielmehr hinreichend ein, daß Niemand etwas Hervorragendes zu leisten vermöge, ohne manche Eigenliebe zu verletzen und sich viele Feinde zu machen. La Sale benutzte die günstige Gelegenheit, dem Marineminister den Vorschlag zu unterbreiten, zu Wasser die Mündung des Mississippi aufzusuchen, den Schiffen Frankreichs einen Weg dahin zu bahnen und daselbst eine Niederlassung zu gründen. Der Genannte billigte diesen Plan und händigte jenem eine Vollmacht aus, welche Franzosen und Wilde vom Fort St. Louis in Illinois bis zum Meere unter seinen Befehl stellte. Gleichzeitig sollte der Kapitän des zu seiner Ueberführung nach Amerika bestimmten Geschwaders nach geschehener Landung von ihm abhängen

und jede verlangte Unterstützung leisten, so lange nichts zum Nachtheile der Krone geschähe. Vier Fahrzeuge, darunter eine von de Beaujeu befehligte Fregatte mit vierzig Kanonen, waren bestimmt, zweihundertachtzig Personen, mit Inbegriff der Schiffsbesatzungen, nach den Mündungen des Mississippi zu bringen, welche hier den Kern einer neuen Kolonie bilden sollten. Leider traf man, was Soldaten und Handwerker betrifft, eine sehr schlechte Wahl, denn Keiner leistete etwas Tüchtiges in seinem Fache, was man leider erst zu spät gewahr wurde. Am 24. Juli 1684 von La Rochelle aus abgefahren, mußte das kleine Geschwader fast unmittelbar darauf in den Hafen zurückkehren, da bei dem herrlichsten Wetter, das Bugsriet der Fregatte plötzlich gebrochen war. Dieser unerklärliche Unfall wurde zum Ausgangspunkte einer zwischen de Beaujeu und de La Sale aufkeimenden Mißstimmung. Der Erste konnte seine Unterordnung unter einen gewöhnlichen Privatmann nicht vertragen und ließ das Cavelier de La Sale unverhüllt fühlen. In

dieser Lage hätte er ja die Uebernahme des Commandos einfach ablehnen können. Auch der zweite Officier besaß nicht die Milde der Sitten und die nöthige Urbanität, seinen Vorgesetzten auf andere Anschauungen zu bringen. Die Zänkereien gewannen während der Ueberfahrt nur an Schärfe, weil de Beaujeu jene verzögerte und überhaupt nur seinem Kopfe folgen wollte. De La Sale griff der fortwährende Aerger so sehr an, daß er bei der Ankunft in St. Domingo erkrankte. Er genas jedoch wieder und die Expedition ging am 25. November auf's Neue unter Segel. Einen Monat später befand sie sich etwa in der Höhe von Florida. Da man La Sale aber versicherte, daß alle Strömungen des mexicanischen Meerbusens eine östliche Richtung hätten, so zweifelte er nicht daran, daß die Mündung des Mississippi ihm immer noch im Westen liege; ein Irrthum, der noch zur Ursache mancher Unfälle werden sollte.«

La Sale ließ also nach Westen steuern und fuhr, ohne sie zu bemerken und selbst

verschiedene Anzeichen, auf die man ihn hinwies, zu beachten, an der Mündung des Mississippi vorüber. Als er seinen Fehler einsah, und de Beaujeu bat, wieder wenden zu lassen, wollte dieser nicht darauf eingehen. Da La Sale einsah, daß er den Widerspruch seines Schiffsführers nicht zu besiegen vermöge, beschloß er, seine Leute und Provisionen in der St. Bernhard's-Bai an's Land zu setzen. Aber auch hierbei folgte Beaujeu noch seinem bösen Willen und handelte in einer Weise, die weder seinem Verstande noch seinem Patriotismus Ehre machte. So verweigerte er nicht nur die Ausschiffung des gesammten Proviantvorrathes unter dem Vorwande, er könne einen Theil desselben, der im Raume verstaut lag, nicht heraufholen, sondern nahm auch noch den Führer und die Besatzung eines mit Munition, Werkzeugen und Gerätschaften zur Gründung einer neuen Kolonie beladen gewesenen Begleitschiffes an Bord auf, Leute, welche allem Anscheine nach ihr Fahrzeug absichtlich hatten auf den Strand laufen lassen. Sofort machten sich eine Menge

Indianer die durch das Scheitern des Transportschiffes entstandene Verwirrung zu Nutze und raubten von demselben, was nur in ihre Hände fiel. Trotz alldem traf La Sale, der sich nun einmal von keinem Unfall entmuthigen ließ und unter allen gegebenen Umständen sich aus der Noth zu helfen wußte, die ersten Vorbereitungen zur Begründung einer Kolonie. Um seine Leute zu ermuthigen, legte er wiederholt selbst Hand an's Werk; bei der Unkenntniß der Handwerker schritten die Arbeiten selbst aber doch nur langsam fort. Betroffen von der Aehnlichkeit der Sprache und Lebensgewohnheiten der hier umherschweifenden Indianer mit denen von der Gegend des Mississippi, kam La Sale zu dem Glauben, daß er sich nicht weit davon entfernt befinden könne, und unternahm mehrere Ausflüge, um sich hierüber Auskunft zu verschaffen. Fand er aber auch ein schönes und fruchtbare Land, so zeigte sich doch keine Spur von dem, was er suchte. Allemal kam er düsterer und unzugänglicher nach dem Fort zurück, was natürlich nicht besonderes zur

Beruhigung der durch Entbehrungen und die Fruchtlosigkeit ihrer Bemühungen erregten Gemüther diente. So hatte man wohl gesäet, doch entweder war wegen Mangels an Regen nichts davon aufgegangen, oder was etwa gedieh, wurde von Indianern und wilden Thieren geplündert. Entfernten sich Jäger von dem Lager, so wurden sie von Indianern ermordet, während die von der Entmuthigung, dem Kummer und manchen Entbehrungen erschöpften Ansiedler Krankheiten leicht zur Beute fielen. Binnen kurzer Zeit waren die Kolonisten auf siebenunddreißig Köpfe zusammengeschmolzen. Endlich raffte sich La Sale zu einer letzten Anstrengung auf, den Mississippi zu finden und längs dieses Stromes bei den ihm von früher verbündeten Völkern Hilfe zu suchen. Am 12. Januar 1687 brach er mit seinem Bruder, zwei Neffen, zwei Missionären und zwölf Kolonisten auf. Schon näherte er sich dem Lande der Conis, als, in Folge eines Streites zwischen einem seiner Neffen und drei Kolonisten, Letztere den jungen Mann

nebst seinem Diener im Schlafe ermordeten und auch den Chef der Expedition umzubringen beschlossen. Beunruhigt über das Verschwinden seines Neffen, ging de La Sale am 19. des Morgens mit dem Pater Anastasius zur Aufsuchung desselben aus. Als die Mörder ihn näher herankommen sahen, verbargen sie sich hinter einem Busche und einer gab auf den Kopf des Chefs einen Flintenschuß ab, der ihn sofort todt niederstreckte. So endete Robert Cavelier de La Sale, nach Pater Charlevoix »ein Mann von solchen Fähigkeiten, umfassendem Geiste, einem Muthe und einer Festigkeit des Charakters, daß er gewiß noch Großes zu vollbringen vermocht hätte, hätte er nur seine düstere, ›gallige‹ Gemüthsstimmung zu beherrschen und die Strenge oder vielmehr Härte seiner Natur einigermaßen zu mildern verstanden ...« Unzählige Verleumdungen wurden auf ihn gehäuft, doch muß man sich wohl hüten, solch' übelwollender Nachrede zu viel Gewicht beizulegen, »denn es ist eine zu gewöhnliche Erscheinung, die Fehler Derjenigen, welche Unglück hatten, zu

übertreiben, ihnen selbst solche anzudichten, die sie gar nicht besaßen, vorzüglich, wenn sie ihre Mißerfolge nur irgendwie selbst verschuldeten und sich nicht beliebt zu machen wußten. Was die Erinnerung an diesen berühmten Mann noch trauriger erscheinen läßt, ist die Erfahrung, daß ihn wirklich nur Wenige bedauerten und daß der ungünstige Ausgang seiner Unternehmungen – wenigstens der letzten – ihm unter Denen, welche nur oberflächlich urtheilen, den Stempel eines Abenteurer aufdrückten. Das thun aber leider die Meisten und einigermaßen also auch – die öffentliche Meinung.«

Den letzten, so lobenswerthen Worten haben wir nur wenig hinzuzufügen. La Sale verstand es nicht, den Neid über seinen ersten Erfolg zu ersticken. Wir haben oben dargelegt, in Folge welcher Umstände sein zweites Unternehmen scheiterte. Er fiel sozusagen als Opfer der Eifersucht und des bösen Willens de Beaujeu's. Dieser kleinlichen Ursache ist es zuzuschreiben,

daß es Frankreich nicht gelang, in Amerika eine mächtige Kolonie zu begründen, welche sonst wohl bald im Stande gewesen wäre, den Kampf mit den englischen Niederlassungen aufzunehmen.

Wir schilderten schon den Anfang der englischen Kolonien. Die Ereignisse in England waren ihnen ausnehmend günstig. Die religiösen Verfolgungen nebst den Revolutionen von 1648 und 1688 führten ihnen eine Menge Ansiedler zu, welche von bestem Geiste beseelt an die Arbeit gingen und nach jenseits des Atlantischen Meeres sowohl die Künste und die Industrie als auch in kurzer Zeit die Blüthe und den Wohlstand des Mutterlandes verpflanzten. Bald sanken die grenzenlosen Wälder Virginiens, Pennsylvaniens und Carolinas unter der Axt des »Squatters« und wurde der gewonnene Boden urbar gemacht, während die »Waldläufer« sowohl die Indianer zurückdrängten, als auch das Innere des Landes erschlossen und der Civilisation die Wege ebneten.

In Mexico, dem ganzen Central-Amerika, wie in Peru, Chili und am Gestade des Atlantischen Oceans lagen die Verhältnisse anders. Wohl hatten die Spanier verstanden, weite Gebiete zu erobern; statt aber selbst zu arbeiten wie die Engländer, beugten sie nur die Indianer unter das Joch der Sklaverei. Statt sich der, den verschiedenen Klimaten und Landstrichen angepaßten Kultur des Bodens zuzuwenden, suchten sie nur in den Bergwerken die Schätze und Reichthümer, welche sie dem fruchtbaren Erdreich hätten abgewinnen sollen. Gelangt ein Land unerwartet schnell zu so unermeßlichem Reichthume, so ist ihm die Zeit seiner Blüthe meist nur kurz zugemessen. Mit den Bergwerken erschöpft sich ein Wohlstand, der sich nicht wieder erneuert. Die Spanier sollten hiermit eine traurige Erfahrung machen.

Mit dem Ende des 17. Jahrhunderts war also ein großer Theil der Neuen Welt bekannt. In Nordamerika waren Canada, die Ufer des Atlantischen Oceans und des Golfs von Mexico, das Thal des

Mississippi, die Küsten Kaliforniens und Neu-Mexicos entdeckt und theilweise kolonisirt. Der mittlere Theil des Festlandes, vom Rio-del-Norte bis Terre Ferme, stand, wenigstens dem Namen nach, unter spanischer Oberhoheit. Im Süden entzogen sich, und auch noch auf lange Zeit, die Wälder und Savannen Brasiliens, die Pampas von Argentina und das Innere Patagoniens dem Blicke der Entdeckungsreisenden.

In Afrika waren die Seefahrer geduldig der langen Küstenlinie am Atlantischen und Indischen Meere gefolgt. Nur an einzelnen Stellen hatten Kolonisten oder Missionäre versucht, die Geheimnisse dieses ungeheuren Continentes zu ergründen. Der Senegal, der Congo, das Nilthal und Abyssinien, das ist Alles, was man etwas eingehender und verlässlicher kannte.

Wurden auch die von den Reisenden des Mittelalters gesehenen Gebiete Asiens seit jener Zeit nicht wieder besucht, so lernte man doch den vorderen Theil des

Continentes, Indien, besser kennen, es entstanden daselbst weitere Niederlassungen, Missionäre drangen nach China ein und Japan, das fabelhafte Cipango, das auf alle Reisenden des vorhergehenden Jahrhunderts eine so mächtige Anziehungskraft übte, war endlich erschlossen worden. Nur Sibirien und der nordöstliche Theil Asiens blieben noch unbekannt und man wußte noch nicht, ob Amerika mit Asien in Zusammenhang stehe, ein Rätsel, das übrigens bald seine Lösung finden sollte.

In Oceanien harrten zwar noch eine Menge Archipele, sowie einzelne Inseln und Eilande ihres Entdeckers, dagegen blühten auf den Sunda-Inseln schon europäische Kolonien auf: die Küsten Australiens und Neu-Seelands waren aufgenommen und man begann schon an der Existenz des großen östlichen Continentes zu zweifeln, der sich nach Tasman von Feuerland bis Neu-Seeland hin erstrecken sollte. Es bedurfte indeß noch der langen und sorgfältigen Untersuchungen Cook's, um

die so lange Zeit verbreitete Chimäre endgiltig in das Gebiet der Fabeln zu verweisen.

Die Geographie stand an einem Wendepunkte, da man anfing, die großartigen astronomischen Fortschritte der Zeit auf diese Wissenschaft anzuwenden. Die Arbeiten Fernel's und vorzüglich Picard's bezüglich der Messung eines Erdengrades zwischen Paris und Amiens führten zu der Erkenntniß, daß die Erde kein vollkommen runder Ball, sondern ein Sphäroid, d. h. eine an den Polen abgeplattete und am Aequator dafür ausgedehntere Kugel darstelle. Hierdurch fand man mit einem Schlage die Gestalt und auch die Größe des von uns bewohnten Weltkörpers. Jene von Picard begonnenen, von La Hire und Cassini fortgesetzten Arbeiten wurden erst mit Anfang des folgenden Jahrhunderts zu Ende geführt. Astronomische Beobachtungen, welche erst die Kenntniß der Jupiter-Trabanten ermöglichte, gaben die nöthigen Unterlagen zur Richtigstellung der Landkarten. War das

auch schon bezüglich des einen oder anderen Punktes geschehen, so gestaltete es sich zur unabweislichen Notwendigkeit, seitdem sich die Anzahl der bezüglich ihrer Lage astronomisch festgestellten Punkte so ausnehmend vermehrt hatte. Diese Arbeit sollte dem nächsten Jahrhundert vorbehalten bleiben. Hand in Hand hiermit gingen die Fortschritte der historischen Geographie; sie gründete sich zunächst auf das Studium der Inschriften und bald sollte die Archäologie in ihrem ganzen Umfange zu einem der wichtigsten Hilfsmittel der vergleichenden Geographie heranwachsen.

Mit einem Wort, das 17. Jahrhundert stellt sich als eine Epoche des Ueberganges und des Fortschrittes dar; es sucht und findet die mächtigen Unterstützungsmittel zur Weiterentwicklung der menschlichen Erkenntniß, welche das 18. Jahrhundert in vollem Umfange anwenden sollte. Jetzt eröffnet sich die Aera der strengeren Wissenschaftlichkeit, mit der wirklich die neuere Zeit ihren Anfang nimmt.

